Jakob van der Haar,

naligen holländischen Generalchirurgus und Oberwundarztes Militärhospitäler, nachherigen Wundarztes in Herzogenbusch, auch Mitgliedes verschiedener gelehrten Gesellschaften,

Auserlesene medicinische und chirurgische lbhandlungen und Beobachtungen

---

Aus dem Holländischen

mit

nmerkungen und Zusätzen

von

Johann August Schmidt,
der Arzneykunde Doktor.

Zweyter und letzter Band.

Mit V Kupfertafeln.

Leipzig,
in der Schäferischen Buchhandlung,
1802.

Jakob van der Haar,

ehemaligen holländischen Generalchirurgus und Oberwundarztes der Militärhospitäler, nachherigen Wundarztes in Herzogenbusch, auch Mitgliedes verschiedener gelehrten Gesellschaften,

Auserlesene

medicinische und chirurgische

Abhandlungen und Beobachtungen

Aus dem Holländischen

mit

Anmerkungen und Zusätzen

von

Johann August Schmidt,

der Arzneykunde Doktor.

Zweyter und letzter Band.

Mit V Kupfertafeln.

Leipzig,

in der Schäferischen Buchhandlung,

1802.

Aerzte und Wundärzte, welche mehr die Kenntniß der Zergliederungs- Natur- und Krankheitskunde, als das übrigens heilsamen Studium der innerlichen und äusserlichen Arzneymittel, zu ihrem Geschäfte machen, sind allezeit vorzüglich schätzenswerth.

Vorrede
des Verfassers.

Hier, mein Leser, ist der zweyte und letzte Band meiner Medicinisch-chirurgischen Abhandlungen und Beobachtungen. Auffer dem, was ich bereits in der Vorrede zum ersten Bande sagte, habe ich nichts zu erinnern.

Nie hatte ich gedacht, nie erwartet, daß ich es, nach einer langen Reihe von Jahren, in meinem zwey und achtzigsten Jahre erleben sollte, daß diese Abhandlungen zum zweyten Male gedruckt werden würden. Ich habe, wie ich sie abermals durchgelesen, wohl bemerkt, daß sie in vielen Stücken mangel-

haft sind. Allein ich hoffe und erwarte, daß auch diese Mängel durch die Kunde und den Fleiß meiner geschickten Kunstbrüder einst werden verbessert werden.

Ich erwarte dieses mit desto größerer Zuversicht, da man gegenwärtig überall anfängt, die alten Vorurtheile abzulegen, und der lauteren Wahrheit, die auf physische, mathematische und mechanische Gründe gebaut ist, Gehör zu geben.

Hierzu gebe Gott seinen Segen!

Herzogenbusch, den 1sten November, 1797.

Jakob van der Haar.

Inhalt.

Erste Abhandlung.

Seite

Kurze Bemerkungen über die Versetzungen und Ergießungen der Muttermilch, und über die Ursachen des Todes einer Kindbetterin . . 1

Zweyte Abhandlung.

Anweisung, die angebornen krummen Füße (Klumpfüße) gerade zu machen; erläutert durch ein Kupfer . . . 13

Dritte Abhandlung.

Bemerkungen über das Zerreißen der Flechsen, und besonders der Achillessehne; nebst der Abbildung eines Instruments . . . 25

Vierte Abhandlung.

Bemerkungen über die Wunden der Flechsen, und über die Art und Weise, sie ohne Naht zu heilen . . . 34

Fünfte Abhandlung.

Seite

Medicinisch-chirurgische Bemerkungen über das Anschwellen, die Vergrößerung und das Heraustreten der Zunge, durch Beyspiele erläutert . . . 58

Sechste Abhandlung.

Fortgesetzte Nachrichten von der Aufschwellung, Vergrößerung, dem Heraustreten und Anwachsen der Zunge . . . 74

Siebente Abhandlung.

Bemerkungen über den Nutzen und die Nothwendigkeit eines vorbereitenden Verbandes vor der Operation der Hasenscharte und des Lippenkrebses . . . 82

Achte Abhandlung.

Kritische Abhandlung über die Sackwassersucht der weiblichen Eyerstöcke . . . 93

Neunte Abhandlung.

Kurze Nachricht von der Vergrößerung eines weiblichen Eyerstocks, dessen in der vorhergehenden Abhandlung bey dem siebenten Falle erwähnt wird, (Seite 136) nebst einer Abbildung und Erklärung . . . 164

Zehente Abhandlung.

Seite

Kurze Beschreibung und Abbildung eines Werkzeuges, womit man die schwammigen und schleimigen Auswüchse (Fungi und Polypi) der Gebärmutter und Kehle bequem abbinden kann . . . 168

Eilfte Abhandlung.

Bemerkungen über das so schädliche und gefährliche Herausholen der Nachgeburt, unmittelbar nach der Entbindung . . 175

Zwölfte Abhandlung.

Nachricht von vier schwammigen, ein Pfund schweren Gewächsen und Geschwülsten der Nase, die glücklich abgenommen wurden. Nebst einer Abbildung . . . 213

Dreyzehente Abhandlung.

Freye Gedanken und Bemerkungen über das Nichtansteckende einer Ruhr in Herzogenbusch in den Jahren 1781 und 1783 . . 217

Vierzehente Abhandlung.

Kurze Bemerkungen über den sogenannten Schleimgries . . . 233

Funfzehente Abhandlung.

Bemerkungen über die Entzündungs- oder so-

Seite

genannte Speckhaut auf dem, aus einer Ader gelassenen Blute . . 244

Sechszehente Abhandlung.

Bemerkungen über die angemessenste Nahrung neugeborner Kinder . . 261

Siebenzehente Abhandlung.

Etwas über erbliche oder angeborne Krankheiten und Gebrechen . . 269

Achtzehente Abhandlung.

Physische und medicinische Erklärung der Worte des heil. Johannes in seinem Evangelium Kap. 19, V. 34: „Sondern der „Kriegsknechte einer öffnete seine Seite mit „einem Speer, und alsbald ging Blut und „Wasser heraus." . . 289

Neunzehente Abhandlung.

Nähere Erklärung jener Worte Joh. 19, 34. in einem Briefe an Herrn F. J. de Fremery, Professor und Prediger zu Herzogenbusch. . . 295

Erste Abhandlung.

Kurze Bemerkungen über die Versetzungen und Ergiessungen der Muttermilch, und über die Ursachen des Todes einer Kindbetterin *).

Da, so viel ich weiß, bis itzt kein Holländer, gestützt auf eigene Erfahrung, oder auf Fälle, die Andere beobachteten, über die Versetzung der Milch

*) Man muß nicht vergessen, daß dieser Aufsatz vor dreyßig Jahren geschrieben ist, zu einer Zeit, wo die Milchversetzungen erst wieder anfingen bekannt zu werden. Seitdem habe ich (1785.) einen, aus dem Französischen übersetzten Aufsatz, mit Anmerkungen vermehrt, in die Vaterlandsche Letteroeffeningen einrücken lassen, worin acht französische Aerzte erzählen, daß in dem Hotel Dieu zu Paris mehr als zweyhundert Kindbetterinnen durch den zeitigen und oft wiederholten Gebrauch von acht Gran Ipekakuanhawurzel von dieser sonst tödtlichen Krankheit gerettet wurden. Man lese diesen wichtigen Aufsatz nach. Von den Milchversetzungen durch den ganzen Körper spreche ich dann selbst in meinen Anmerkungen, wie auch in meiner Proeve over de Herssenen en Zenuwen, besonders aber von den dabey vorkommenden Delirien, Seite 8. Zuweilen geht die Milch als eine sauerriechende Feuchtigkeit gewaltsam durch die Därme und mit dem Stuhlgange ab, indes die vorher gespannten Brüste platt und schlaff werden. Meinen Erfahrungen zufolge sind

bey Kindbetterinnen geschrieben hat, so gemein und gefährlich diese Krankheit auch ist: so glaubte ich das, was ich anderswo *b*) im Vorbeygehen davon gesagt habe, durch folgenden Fall erläutern zu müssen, besonders deswegen, weil dieser wichtige Gegenstand es wohl werth ist, näher untersucht, und durch wiederholte Erfahrungen erörtert zu werden.

Ich gestehe gern, daß man aus diesem einzelnen Falle, der kaum dreyßig Stunden gedauert hat, nicht den ganzen Verlauf der Krankheit kennen lernt. Man kann aber doch daraus sehen, daß die Versetzung oder Ergießung von Milch bey Schwangern, Kindbetterinnen und Säugenden, nicht, wie Einige sich einbilden, ein Hirngespinst ist, und daß die holländische Gesellschaft der Wissenschaften gegründete Ursachen hatte, warum sie diese wenig bekannte Krankheit zu dem Gegenstande einer Preisfrage machte, und die beste Antwort mit einer goldnen Medaille belohnte.

Eine schwächliche Frau von neun und dreyßig Jahren, die seit vier bis fünf Jahren mit verhärte-

blonde Frauen den Milchversetzungen am meisten unterworfen. Doch, die Milch mag sich äußerlich um die Därme oder in dieselben ergießen, so erleiden diese allezeit eine rosenartige Entzündung. Und wahrscheinlich ist aus diesem Grunde eine Drachme Kampfer, mit Eydotter, Zucker und Wasser vermischt, und geschwinde hinter einander löffelweise gebraucht, von so schleunigem und ausnehmend gutem Erfolge gewesen. Siehe Pouteau Mélanges de Chirurgie, Artic. VI, pag. 169. fgg.

b) S. Th. I. Seite 209 ff.

ten skrophulösen Geschwülsten am Halse geplagt war, welche allen ersinnlichen Mitteln, dem Queckſilber, dem Eisen, der Fieberrinde, dem Schierling ꝛc. wenn anders der letztere den Namen eines Arzneymittels verdient *), widerstanden, verfiel vor ungefähr drey Jahren in ein Wechselfieber, nach welchem die Drüsengeschwülste über die Hälfte abnahmen, worauf sie aber, was für Mittel man auch dagegen versuchte, hartnäckig fast in demselben Zustande blieben. Endlich ward diese Frau wieder schwanger, und als sie in der Schwangerschaft beynahe bis zur Hälfte fortgegangen war, verschwanden die Geschwülste, die aller meiner Kunst gespottet hatten, von selbst. Sie war und blieb jedoch schwach, wurde aber zu rechter Zeit von einem wohlgebildeten Sohne entbunden.

Am zweyten Tage nach der Entbindung bekam sie natürlichen Stuhlgang, und, ob sie gleich schwach war, ging Alles nach Wunsch, bis zum fünften Tage, wo ich zu Mittage um ein Uhr zu ihr gerufen wurde.

Man erzählte mir, sie habe diesen Morgen sehr früh einen heftigen Anfall von Kolikschmerzen bekommen, und verschiedene Nachttöpfe **) voll Galle weg-

*) Warum der Verfasser, gegen die Erfahrung so vieler andern Aerzte, von dem Schierling ein so ungünstiges Urtheil fällt, läßt sich, da seine Behauptung von allem Beweise entblößt ist, nicht bestimmen. Anm. d. Uebers.

**) Man stoße sich nicht an die Nachttöpfe. Ländlich, sittlich! Auch der wohlerzogene Holländer und Holländerin bedienen

gebrochen. Ich fand, daß ihre Hände und Füße sehr kalt waren, gewaltig zitterten und bebten, daß der Puls sehr klein und sehr schnell war; dabey klagte sie sehr über den Leib. Da sie in drey Tagen keinen Stuhlgang gehabt hatte, so glaubte ich, es wäre mit einem Klystiere keine Zeit zu verlieren. Zuvor aber ließ ich ihr augenblicklich ein Stuhlzäpfchen, das aus einem Stückchen, in fein geriebenem Salz gerollten Nachtlicht bestand, beybringen, worauf auch sogleich eine Menge harten, dünnen, sehr stinkenden Unraths abging. Dessen ungeachtet aber klagte sie nach fünf Stunden über den nämlichen heftigen Schmerz des Unterleibes. Der Puls war itzt etwas fühlbarer, doch sehr klein und geschwind; der Durst groß, und Gesicht und Hände blaß und kalt.

Obgleich der Leib nicht merklich geschwollen war, und die Geburtsreinigung noch fortfuhr zu fließen: so befürchtete ich doch eine rosenartige Entzündung (Erysipelas) in den Därmen, oder in der Gebärmutter. Ich ließ ihr deswegen ein Klystier von warmer Milch und Zucker setzen, und den Leib mit wollenen Tüchern, die mit Milch und spanischer Seife angefeuchtet waren, bähen. Da aber hierdurch in drey Stunden keine Erleichterung oder der geringste Stuhlgang erfolgte, und ich befürchtete,

sich, statt daß wir Deutsche ein Waschbecken dazu wählen würden, wenn sie sich erbrechen, eines (versteht sich, wohl gereinigten) Nachttopfes. Ich habe gefunden, daß die Sache ihre Bequemlichkeit hat. Anm. d. Uebers.

die vorhergegangenen starken Ausleerungen durch den Stuhl möchten sie schon so geschwächt haben, und es möchten vielleicht krampfhafte Schmerzen dabey seyn: so verordnete ich, man solle, ausser den fortgesetzten Bähungen des Unterleibes, funfzehen Tropfen Laudanum liquidum, mit einer Unze Krausemünzwasser, geben, und, wenn der Schmerz nicht nachließe, dieses in zwey bis drey Stunden noch einmal wiederholen.

Den folgenden Morgen um sechs Uhr fand ich fast gar keinen Puls und keine Geburtsreinigung, den Leib aber nicht merklich geschwollen. Sie war unruhig, der Verstand verwirrt, hatte klebrigen kalten Schweiß, und großen Durst. Und, da die Brüste sich noch nicht wieder angefüllt hatten, vielmehr schlaffer geworden waren, zweifelte ich im geringsten nicht an einer Milchergießung in den Unterleib, und an einem nahe bevorstehenden Tode.

So wenig Hofnung auch noch war, so machte ich doch einen Versuch, um zu sehen, ob die gute Natur noch einige Kraft besitze, die krankmachende Materie nach der Haut oder den Brüsten zu führen, und verschrieb in der Absicht Folgendes:

℞. Olei Amygdalarum dulcium unciam.
Camphorae drachmam.
Misce. S.
Alle halbe Stunden den vierten Theil einzugeben.

Dieses wurde befolgt. Allein vier Stunden darauf

starb sie, und folglich zwanzig Stunden nach meinem ersten Besuche.

Kurz vor und bald nach ihrem Tode fing ihr Leib gewaltig an zu schwellen. Dieses machte mich und den Professor J. Bon desto begieriger, den todten Körper zu untersuchen, und zu sehen, wo die Milchergießung statt gefunden habe.

Nachdem wir die Bauchmuskeln über dem Schaambeine ganz durchgeschnitten hatten, konnte man die Hand und die Finger nach unten, zwischen dieselben und das Bauchfell, welches, nach der kurz vorhergegangenen Entbindung, sich noch nicht damit vereinigt hatte, bringen, und zu der Gebärmutter gelangen. Hier fanden wir durchaus keine Spur von ergossener Feuchtigkeit. Allein, nachdem wir das Bauchfell und die Muskeln nach oben und über dem Nabel durchgeschnitten hatten, fanden wir um die Därme herum, und folglich unter dem ganzen Bauchfelle, Alles mit einer dünnen, weißlichen Flüssigkeit, die den Molken glich, angefüllt, worin eine Menge weisser, fetter Flocken schwammen, die in allen Stücken dem Rahm der Milch ähnlich waren. Wir nahmen diese Flüssigkeit mit Schwämmen heraus, und ihr Gewicht mochte etwa drey bis vier Pfund betragen. Indem sie so vermittelst der Schwämme herausgenommen wurde, hing sich das gedachte Käse- und Rahmartige der Milch an die Oberfläche des Schwammes an, so daß dieser wie mit großen Schneeflocken bedeckt war. Alle, in dem Bauchfell enthaltene Eingeweide schienen gesund

zu seyn; nur an dem Krummdarme (Ileum) ließ sich an verschiedenen Stellen eine leichte rosenartige Entzündung bemerken.

Die Gebärmutter war gleichfalls sehr frisch, weiß, und von Entzündung ganz frey; ihre Größe betrug ohngefähr zweymal so viel, als es gewöhnlich in dem ungeschwängerten Zustande der Fall ist. Als sie aufgeschnitten wurde, fand sich gar kein Blut darin, auch sonst keine widernatürliche Beschaffenheit, sondern es zeigten sich bloß die rothen rohen Stellen, wo die Nachgeburt gesessen hatte. Ihr Mund war so mäßig geschlossen, daß ich meinen Finger gemächlich hineinbringen konnte.

Es wäre gewiß der Mühe werth gewesen, die Brust und das Gehirn zu untersuchen: allein die Verfassung eines Bürgerhauses, wo wir, bey unserer Untersuchung, auf den engen Raum eines Sarges eingeschränkt waren, ließ es nicht zu.

Es scheint in der That schwer zu bestimmen zu seyn, worin die erste oder Gelegenheitsursache dieser Krankheit, und des darauf gefolgten schnellen Todes bestanden habe.

Es ist wahr, daß die leichte rosenartige Entzündung in den Därmen durch die große Menge der, in der Folge scharf gewordenen Gallstoffe, worauf wiederum das Wegbrechen und der Abgang so vieler Galle gefolgt ist, kann hervorgebracht worden seyn, ferner, daß, nach diesen stürmischen Ausleerungen bey einer bleichen, schwachen Frau, die Milch, deren Zu- und Ausfluß aus den Brüsten, wegen ihrer noch

nicht geschehenen Scheidung aus dem Blute, noch nicht im Gange war, mit großer Gewalt anderwärts hingeströmt ist, und sich durch die ausdünstenden Gefäßchen des Bauchfells in den Unterleib ergossen hat: allein auf der andern Seite ist die schwächliche Gesundheit dieser Kranken wahrscheinlich eine Ursache gewesen, daß das, sonst so gewöhnliche Milchfieber, das gemeiniglich den dritten oder vierten Tag nach der Entbindung sich einzufinden pflegt, und sich in einem, zwey oder drey Tagen mit einem sauerriechenden Schweiße endiget, erst am fünften Tage ausgebrochen ist *). Und, weil dieses Milchfieber nicht Kraft genug hatte, sich auf die Brüste oder die Haut einzuschränken: so hat sich wahrscheinlich die Milch auf die Därme geworfen, und hat sich, nachdem sie daselbst eine rosenartige Entzündung erregt, und die beschriebenen Zufälle verursacht hatte, in die Bauchhöhle ergossen.

Ich halte dieses für desto wahrscheinlicher, weil die verbreitete oder ergossene Milch bisweilen so auffallend eine rosenartige Entzündung im Gesichte, auf der Haut, oder auf dem Rippenfell, oder auf der Lunge hervorbringt. Doch auch hierin kann man keine Ursache des plötzlichen Todes finden. Deswegen muthmaße ich, daß ein Theil der Milch, der

*) Man sehe die Beschreibung dieses Milchfiebers in der vorhergehenden Abhandlung über die Verrenkung des Schenkelknochens, die oft eine Folge desselben ist. Nur einmal habe ich eine Verrenkung der Schulter, die durch Milchversetzung und darauf gefolgte Vereiterung entstanden war, gesehen.

nach dem Gehirn und den Nerven geführt wurde, die Verstandesverwirrung und den schleunigen Tod verursacht hat.

So viel ist gewiß, daß eine schnelle Milchergießung (eine zu wenig gekannte Krankheit!) bey schwangern, kürzlich entbundenen oder säugenden Frauen durchgehends gefährlich ist. Und werfen sich diese Milchversetzungen auf das Gehirn, auf die Lunge, oder inwendig auf das Bauchfell: so verursachen sie nicht selten einen schleunigen Tod.

Wenn hingegen diese versetzte Milch sich auf Theile wirft, die nicht *) zum Leben nothwendig sind, dann erregt sie langwierige und verdrüßliche Krankheiten und Vereiterungen, wie ich in meiner Abhandlung über die Ausrenkung des Schenkelknochens durch innerliche Ursachen gezeigt habe. Doch erfordern, wie es scheint, diejenigen Ablagerungen, welche in der Höhle der Gebärmutter, in dem Becken, in den Schenkeln und dem Nabel u. s. w. geschehen, mehr Zeit, mehr Kraft, und ein stärkeres durchgreifendes Fieber, als bey unserer Kranken der Fall war.

Der berühmte französische Wundarzt und Geburtshelfer Püzos, dem alle Aerzte, wegen seiner genauen Beschreibung dieser Krankheit, höchlich verpflichtet sind, erzählt, in seiner Abhandlung über

*) Dieses Nicht steht in der Urschrift, aber, wie ich nicht anders vermuthen kann, bloß vermöge eines Druckfehlers, der nicht angezeigt ist. Fehlt es, so fehlt es auch dem Satze, zu dem es gehört, an Sinn und Zusammenhang.

Anm. d. Uebers.

die Milchversetzungen, welche einen schleunigen Tod nach sich ziehen c), drey ähnliche Fälle von Kindbetterinnen, die alle, nach wiederholten Aderlässen am Fuße, und nach den übrigen angewandten Mitteln, wenige Tage nach der Entbindung gestorben sind. Ob er nun aber gleich verschiedene Fälle von Milchergießungen, sowohl in- als außerhalb des Bauchfells, angeführt hat: so scheint er sie doch nicht deutlich zu unterscheiden, noch weniger die nähere oder entferntere Gefahr von der Verschiedenheit des Ortes herzuleiten.

Irre ich nicht, so kann man aus diesem und ähnlichen Fällen lernen:

I. Daß das plötzlich erscheinende frostige Schütteln, die Schauer in dem Rücken, der kleine rasche Puls, der große Durst und die Kälte an Händen und Füßen, bey Kindbetterinnen nicht allein Vorboten eines gewöhnlichen Milchfiebers, sondern zuweilen auch selbst die von einer Milchergießung sind.

II. Daß, wenn diese Ergießung in die Höhle

c) Am Ende seines Traité des Accouchemens pag. 372. etc. welches Buch stückweise in einer holländischen Uebersetzung herausgegeben worden ist.

Hippokrates ist vielleicht der einzige bekannte Schriftsteller, der von Milchversetzungen deutlich spricht. In dem achtzehnten Jahrhunderte aber haben die französischen Wundärzte Puzos und Levret auf eine, ihnen zur Ehre gereichende Art sie auf das allerdeutlichste beschrieben. Seitdem hat man angefangen, sie in den Schulen mit vorzutragen.

des Unterleibes geschieht, durchgängig heftiger Schmerz im Unterleibe, und eine Art von Cholera, das ist, galliges Erbrechen und galliger Stuhlgang vorhergehen oder darauf folgen. Püzos sagt deswegen mit Recht: „Er habe allezeit bemerkt, daß „eine übermäßige Ausleerung grüner Galle bey Wöchnerinnen ein gefährlicher Zufall, und der Vorbote „eines nahen Todes sey.“

III. Daß, so heilsam es auch zuweilen bey kürzlich entbundenen Kindbetterinnen ist, den Leib durch Klystiere offen zu erhalten, es doch gefährlich zu seyn scheint, eher Purgirmittel zu geben, als bis der Zufluß der Milch nach den Brüsten im Gange ist, weil diese die Milch so leicht nach den Därmen locken, und eine rosenartige Entzündung und eine Ergießung erregen können.

IV. Daß, da diese Krankheit oft bey schwachen, bleichen, olonden Frauen sich einfindet, deren Geburtsreinigung hinlänglich, ja übermäßig ist, das wiederholte Aderlassen und andere ausleerende Mittel, die Püzos so allgemein empfiehlt, in diesem Zustande nicht immer zuträglich sind, es müßte denn ein harter Puls, und eine große äußerliche trockene Hitze zugleich vorhanden seyn.

V. Daß hingegen, vorzüglich aber zu Anfange der Krankheit, weil das Zaudern gefährlich ist, kleine wiederholte Brechmittel, das Reiben, das Baden und Bähen der äußerlichen Theile, ja auch des ganzen Körpers, nebst dem Schröpfen auf den Brüsten, und ein großes spanisches Flie-

genpflaster auf den Bauch, verbunden mit innerlichen flüchtigen schweißtreibenden, krampfstillenden, herzstärkenden und säurebrechenden Arzneyen, wodurch die Milch nach der Haut und nach den Brüsten getrieben wird, zum Beyspiel: Kampher, Safran, flüchtiges Hirschhornsalz, Minderers Geist, weiße Kreide, u. s. w. von viel größerem Nutzen seyn werden.

VI. Daß, wenn die Milch sich schon in eine Höhle, oder auf einen Theil, der zum Leben nothwendig ist, ergossen hat, und daselbst durch die Wirme sauer wird, und gerinnt, der Tod unausbleiblich sehr geschwinde folgen muß.

Zweyte Abhandlung.

Anweisung, die angebornen krummen Füße gerade zu machen; erläutert durch ein Kupfer. *)

Seit zweyhundert Jahren haben sich Paré *d*), van Hilden *e*), Solingen *f*), Dionis *g*), Heister *h*) Cheselden *i*), und Andere, damit beschäftiget, über die angebornen in- und auswärts gedrehten krummen Füße der Kinder zu schreiben, und ihre Mittel anzurathen. Doch ich kann mich

*) Ein solcher krummer Fuß ist der Klumpfuß des Deutschen, der Horlvoet des Holländers, und der Clubfoot des Engländers. Anm. d. Uebers.

d) Dreyund zwanzigstes Buch, zweytes Kapitel, Seite 699.

e) Centur. VI. Observ. 89. 90.

f) Medic. en Chirurg. Werken, Seite 269. Kupfert. XII.

g) Chirurg. Operatien, Seite 591. Kupfert. 34.

h) Chirurg. Part. II. Cap. 177.

i) On the Clubfoot, angehängt an le Dran's Operations in Surgery, pag. 452. Plate VIII. wie auch am Ende seiner Anatomy on the human Body, pag. 37. Dieser Schriftsteller liefert daselbst eine schöne Abbildung von einem Verbande, der aus verschiedenen Stücken Leinewand besteht, die in eine Mischung von Mehl und Eyweis getaucht, und auf dem kranken Theile dadurch, daß man sie lange darauf liegen läßt, getrocknet werden. Doch, man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Verband,

nicht besinnen, jemals ein Kind gesehen oder von einem gehört zu haben, welches nach ihren Vorschriften behandelt, vollkommen hergestellt worden wäre. Dessen ungeachtet aber machte ich wiederholte Versuche damit, die mir jedoch sehr unvollkommen gelangen.

Die größere Zahl von Knaben, die man, in Vergleich mit den Mädchen, täglich mit Klumpfüßen herumgehen sieht, brachte mich auf den Gedanken, daß vielleicht Andere nicht glücklicher mit jenen Methoden gewesen seyen; oder vielmehr, daß die Aeltern dieser Kinder, oder bereits erwachsenen Menschen, bey ihrer Geburt vermuthet hatten, diese Uebel seyen, wie mehrere der angebornen, unheilbar. Jedermann weiß, daß dieses Vorurtheil noch ein herrschender Fehler unsers Zeitalters ist.

Indessen ließ ich, bey einem neuen Falle, der mir vorkam, eine einfache kleine Maschine verfertigen, worein der schiefe Fuß, wie in einen kleinen hölzernen Schuh (Klompje) *) gestellt, und in die

wenn die mindeste Feuchtigkeit daran kommt, losgeht, und nicht so fest kann liegen bleiben, als ein, aus milden Klebpflastern bestehender Verband.

Du Verney hat in seinem Werke über die Krankheiten der Knochen, Theil 2, Seite 46. ein eigenes Kapitel über die Klumpfüße (Horlvoeten) geschrieben, aber man lernt nicht viel daraus.

*) Unter den niedern Klassen sind in der batavischen Republik Holzschuhe (Klompen) noch sehr gemein, wie man daraus sehen kann, daß sich van der Haar, als auf eine bekannte Sache, darauf beruft. Von den Aermern werden sie der Wohl-

rechte Lage gebracht und darin erhalten werden konnte. Mit dieser Maschine glückte es mir, besonders bey Müttern, die Geduld und Verstand genug hatten, vollkommen, zu ihrer und meiner Freude; indes andere ungeduldige, die vielleicht durch ihre enge Kleidung Gelegenheit zu der Krümmung der Füße gegeben hatten, bald wieder aufhörten, und ihre Kinder ihrem Schicksal überließen. Dieses schmerzte und verhinderte mich, meine Versuche nach Wunsch zu vervielfältigen, und sie Andern mitzutheilen.

Ich hatte jedoch bereits wiederholentlich gesehen und erfahren, daß diese Uebel sich oft, wenn auch nicht immer, völlig heilen ließen, und wurde hierin vor vier Jahren vollkommen bestärkt, als mir die chirurgischen Fälle des berühmten Charles White in die Hände kamen. Dieser Schriftsteller sagt: „Die gewisse und vollkommene Heilung, die man „bey diesem Uebel bewirkt, wenn man die Theile „bald nach der Geburt in die rechte Lage bringt, und „gehörig darin erhält, bestärket mich in der Mei„nung, daß diese Mißgestalten keine Wirkungen ei„nes ursprünglich fehlerhaften Baues sind.“ Und, nachdem er eine kurze, aber deutliche Beschreibung von diesem Uebel geliefert hat, macht er uns mit einer hohlen, dreyeckigen, zinnernen Maschine bekannt, in deren mittelstem Winkel sich eine runde Oeffnung für die Ferse befindet, und worin der ganze

feilheit wegen, und von den minder Armen bey nasser Witterung getragen, und von diesen alsdenn auch wohl über Schuhe von Leder gezogen. Anm. d. Uebers.

Theil in der gehörigen Lage erhalten werden kann. „Er hat (so sagt er ferner,) dieses Werkzeug allezeit „sehr nützlich gefunden, oft auch ohne irgend einen „andern Verband."

Dies sind die wenigen, aber merkwürdigen Worte, die wir von White lesen, ohne daß er dabey bestimmt, wie lange eine solche Maschine getragen werden muß, worüber man, meines Bedünkens, die Aeltern vorher unterrichten muß, damit sie wissen, wie sie sich in dem Stücke zu verhalten haben. Ich bilde mir jedoch ein, daß meine Maschine (die man auf der beygefügten Kupfertafel abgebildet findet,) nicht allein einfacher und bequemer, sondern auch wirksamer ist, und nicht bloß dazu dient, die ein- oder auswärts gedrehte Ferse, sondern auch, worauf nicht wenig ankommt, den ganzen Fuß in seine natürliche Stellung zu bringen, und darin zu erhalten.

Man erlaube mir, daß ich dieses durch zwey Beyspiele von Klumpfüßen beweise, und zugleich die Art und Weise darlege, wie ich dabey zu Werke gehe.

Vor drey Jahren wurde ich zu einem neugebornen Kinde gerufen, dessen beyde Füße so stark einwärts gebogen waren, daß die beyden Fersen beynahe die innern Knöchel berührten, und die Füße über einander lagen. Da in der Nachbarschaft ein Mann mit Klumpfüßen wohnte, so bildeten die Leute sich alberner Weise ein, die Füße dieses Kindes seyen eine Nachbildung dieses Mannes, und durch

die Gemüthsstimmung oder Einbildungskraft der Mutter hervorgebracht worden. Mit meinen Fingern konnte ich die Füße in ihre natürliche Lage bringen, und mit einiger Gewalt darin erhalten.

Ich machte sogleich aus einem Stück auf Leinewand gestrichenen Diapalmpflasters *) zwey Kompressen, anderthalb Zoll lang, anderthalb Linien dick, und zwey bis drey Linien breit. Ein solches Pflaster legte ich auf die innere Seite der Füßchen, ganz nahe an die Fersen bis an und auf die Gelenke der großen Zehen, und befestigte es mit einem langen schmalen Heftpflaster, womit ich über den innern Knöcheln anfing, und unter und über die Füßchen und die Knöchel zwey- bis dreymal fortging, indem ich damit die Füßchen und Zehen, so viel möglich, nach außen zog. Da die hölzernen Maschinchen für die kleinen Füße noch groß und geräumig genug waren, so legte ich über das Pflaster noch eine lange und schmale Binde, womit ich ebenfalls über den innern Knöcheln anfing, und unter und über den Füßen, und um die beyden Knöchel herum fortging, wobey meine Absicht war, auch die Füße, so viel möglich, in ihre natürliche Lage zu bringen.

Doch, da diese Behandlung wohl etwas hilft, aber allezeit unvollkommen bleibet, so steckte ich jedes

*) Dieses Bleypflasters, wozu man die Vorschrift in der Pharmacop. Wirtemberg. findet, bedienen sich die batavischen Aerzte und Wundärzte in den Fällen, wo die Deutschen das Empl. diach. simpl. oder das Empl. alb. coct. wählen.

Anm. d. Uebers.

Füßchen sogleich in den halben hölzernen Schuh A, und bog den obern und äußern Theil B, der völlig wie ein Hebel wirket, nach der äußern Seite der Wade und des Knies, wo ich diesen Theil B vermittelst eines Heftpflasters oder einer leinenen Binde fest machte. Hierdurch wurden die beyden Füße sogleich in die rechte Lage gebracht, und darin erhalten. Dieser Verband wurde anfangs von mir, dann aber von der Mutter erneuert, doch nicht eher, als bis er (worauf man wohl Achtung geben muß,) durch den Urin verunreinigt worden war.

Auf diese Weise ist dieses Kind, obgleich erst in Zeit von zwey Jahren, so vollkommen hergestellt worden, daß man gegenwärtig an seinen Füßen und an seinem Gange nichts Widernatürliches entdecken kann. Die Mutter hat die Maschine mit ihrem Zubehör fast immer selbst angelegt, und hat die Holzschuhe drey Mal müssen etwas verändern und vergrößern lassen. Und ob es gleich seine Richtigkeit hat, daß andere Kinder zuweilen in kürzerer Zeit, ja selbst in vier, sechs, acht bis zehen Monaten völlig hergestellt werden: so ist es doch besser, daß man diese Maschine etwas längere, als kürzere Zeit, tragen läßt.

Gedachte Maschinen haben auch noch den Vortheil, daß die Kinder ihre Zehen frey darin bewegen können, und daß man einen Strumpf und einen weichen Schuh darüber ziehen kann. Auf diesen muß man sie so zeitig, wie möglich, stehen und gehen lehren, welches zu besserer Ausbildung des Gelenks viel

beyträgt, und die Ferse nach dem Boden zieht. Mit der Whiteschen Maschine aber läßt sich, meines Erachtens, dieses gar nicht, oder nicht wohl thun. Man kann auch dieses einfache Werkzeug sehr bequem und in verschiedener Größe in Zinn abgießen lassen, und es um einen geringen Preis bekommen. Doch, da die hölzernen Schuhe für Kinder leichter, und dazu gemächlicher sind, um sie damit stehen und gehen zu lehren: so ziehe ich die letztern, und zwar von dem leichtesten Holze, vor. Wird die Maschine in der Folge, wenn das Kind wächst, zu enge: so nehme ich das Pflaster und die Kompressen weg, und umwickele, auf die nämliche Art, die Füßchen und Knöchel bloß mit einem Heftpflaster, oder mit einer schmalen leinenen Binde, doch so, daß die Füße weder zu locker, noch zu fest, sondern, so wie es recht ist, in den kleinen hölzernen Schuhen ruhen können.

Der auswärts gebogene krumme Fuß (Valgus) scheint bey weitem nicht so gemein zu seyn, als der einwärts gebogene (Varus). Sie sind, um mit White zu sprechen, nichts anders, als das Gegentheil von einander. Auch bey dem auswärts gebogenen Fuße glaube ich, ob ich gleich keine Erfahrung davon habe, daß dieselbe Maschine, oder wenigstens mit einer geringen Veränderung, gebraucht werden kann, besonders, wenn man dem zurechtbringenden Theil B bey dem auswärts gekehrten Fuße auf der innern Seite am Schienbein seine Stelle giebt, und mit dem übrigen Verbande gerade

auf die entgegengesetzte Weise, als bey dem einwärts gedrehten, zu Werke geht.

Wenn, wie zuweilen geschieht, nicht nur der Fuß einwärts, sondern auch das Schienbein auswärts gekrümmt ist, dann kann man an der innern Seite des Schuhs eine bewegliche kleine Schiene befestigen, die sich bis an die innere Seite des Knies erstreckt. Hierauf umwickelt man die ganze Maschine mit einer Binde oder mit Heftpflaster, um sie vor der Nässe zu bewahren. Es versteht sich von selbst, daß man zwischen die Schienen etwas weiche Leinewand legen muß. Sollte bey kleinen zarten Kindern der Schuh, so wie er hier abgebildet ist, zu groß seyn: so muß man einen kleinern nehmen, oder die Pflasterkompresse dicker, und die Umwickelung des Fußes stärker machen.

Ich muß noch einmal wiederholen, was ich bereits vorhin gesagt habe, daß diese Uebel öfters, wenn gleich nicht immer, sich völlig heilen lassen. Diese Behauptung gründet sich auf eine Erfahrung, die ich bey einem kleinen Knaben gemacht habe, der einen stark nach innen gekehrten krummen Fuß hatte. Hier habe ich es zwar dahin gebracht, daß das Kind keinen krummen Fuß mehr hat, und nicht, wie fast immer geschieht, genöthigt ist, auf dem äußern Knöchel zu gehen, sondern beym Auftreten den Boden mit der Fußsohle berührt: allein die einwärts gebogenen Zehen habe ich, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht gehörig nach vorn oder nach außen so bringen können, daß sie in dieser Lage blieben. Und

hierdurch ist es geschehen, daß dieser Mensch, der nun erwachsen ist, weil er allezeit mit einwärts gekehrten Zehen geht, einen wackelnden Gang behalten hat, welches ich einer zu großen Unordnung in diesen Gelenken, und dem Fersen- und Sprungbeine, die vor der Geburt zu sehr gedrückt wurden, zuschreibe.

In dieser Muthmaßung bin ich durch eine schöne anatomische Beschreibung und durch vier Abbildungen angeborner Klumpfüße, womit ein Kind mit einem angebornen gespaltenen Rückgrade (Spina bifida) behaftet war, dessen Leichnam der berühmte Camper als ein, in seiner Art einziges und sehr seltenes Stück, im May 1776. zergliederte, und wovon er mir, unverdienter Weise, so gütig war, die Beschreibung mitzutheilen, vollkommen bestärkt worden. Denn man sieht daraus, daß nirgends die geringste Ungestaltheit ist, ausgenommen, daß das Fersenbein kleiner und kürzer als gewöhnlich, ingleichen, daß das Sprungbein ungestaltet, und dessen Kopf einwärts gedrückt ist, und so eine Lücke zwischen beyden gelassen wird. Wenn nun diese zwey Knochen sehr von ihrer natürlichen Gestalt abweichen, so war Camper mit Recht der Meinung, daß ein äußerlicher Druck nie unmittelbar auf die Lücke wirken, und der gewünschte Erfolg schwerlich davon erwartet werden könne. Ferner glaubte dieser berühmte Mann, daß dieses Uebel verursacht werde durch den Druck der Füße gegen das Gefäß des Kindes, mithin durch seine Größe. Dies ist

wie es scheint, die Ursache, warum Klumpfüße meistens bey Jungen angetroffen werden.

Zusatz des Uebersetzers zu der Abhandlung über die Klumpfüße.

In Deutschland, England und der Schweiz sind über die Klumpfüße Schriften herausgekommen, und zum Theil Anstalten zur Heilung derer, die damit behaftet sind, angelegt worden, die dem sel. van der Haar unbekannt blieben, oder, wegen seines nachher erfolgten Todes, nicht bekannt werden konnten.

In Deutschland rückte D. Brükner in das Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Arzneywissenschaft, Band 3. Stück 12. eine, durch Kupfertafeln erläuterte Abhandlung über die Behandlung der Klumpfüße ein.

Diese Abhandlung ließ er im folgenden Jahre (1796.) vermehrt und verbessert zu Gotha unter folgendem Titel einzeln abdrucken: Ueber die Natur, Ursachen und Behandlung der einwärts gekrümmten Füße, oder der sogenannten Klumpfüße. Von D. August Brükner. Nebst zwey Kupfertafeln.

In dem nämlichen Jahre 1796. gab D. Joh. Sam. Naumburg, Arzt zu Erfurt, heraus: Abhandlung von der Beinkrümmung, nebst einer Beschreibung der Ehrmannischen Fußmaschine (nebst einigen Beobachtungen über andere Ge-

genstände). Leipzig, 8. Nebst drey Kupfertafeln.

Nun trat Joh. Matthias Wantzel, aus Frankfurt, auf, und vertheidigte im J. 1798. seine Inauguraldissertation: De Talipedibus varis. Tubingae. Nebst einer Kupfertafel.

Zum Theil als ein Auszug aus dieser Inauguraldissertation, zum Theil als etwas Neues ist der Aufsatz anzusehen, den D. Wantzel im 2ten Bande des Arnemannschen Magazins für die Wundarzneiwissenschaft, und desselben 3ten Stücke hat unter dem Titel einrücken lassen: Beyträge zur Kenntniß und Kur der Klumpfüße.

Herr Wantzel setzet seine Bemühungen, das Kapitel von den Klumpfüßen zu erläutern, fort. Man sieht dieses daraus, daß er unlängst folgendes Werk angekündigt hat (siehe Intell. Bl. der Jen. Allg. Lit. Zeit. 1800. No. 6.), welches bey Göschen in Leipzig nach Ostern 1800. unter dem Titel erscheinen soll: Anweisung und Kenntniß zur Heilung der Knochenverdrehungen und Knochenkrümmungen, mit besonderer Rücksicht auf die Venelschen Methoden. Erster Theil. Von den Klumpfüßen. Mit zwölf Kupfertafeln. Der Verfasser will die Lücken, die auch nach Venel in der Lehre von den Klumpfüßen geblieben waren, ausfüllen, und eine vollständige Abhandlung über die Natur, Ursache und Heilung der Klumpfüße liefern.

Der Arzt Venel nämlich, welcher zu Orbe

in der Schweiz lebte, beschäftigte sich viele Jahre lang mit der Heilung der Klumpfüße. Herr Wantzel selbst wurde durch ihn von diesem Uebel befreyt. An der Ausführung des Vorsatzes, seine Methoden durch den Druck bekannt zu machen, wurde Venel durch den Tod verhindert. D. Wantzel ist als der Erste, durch den sie in Deutschland unter den Aerzten bekannter wurden, anzusehen. Denn durch ihn lernte sie D. Ehrmann in Frankfurt am Main, durch diesen der sel. Brükner, und durch diesen (auf eine hinterlistige Weise) Naumburg kennen. Die beyden Letztern beschrieben sie in ihren Abhandlungen. (Wantzel's Tod hat die Erscheinung seines Werks verhindert.)

Bell hat von den Klumpfüßen im fünften Bande seines Lehrbegrifs der Wundarzneykunst gehandelt.

Ein anderer Engländer, der Mechanikus T. Sheldrake, hat im J. 1798. folgende durch Zeichnungen erläuterte Schrift über die Klumpfüße herausgegeben: A practical Essay on the Clubfoot, on other Distortions in the Legs and Feet of Children, intended to shew under what Circumstances they are curable, or otherwise; with thirty one Cases, etc. Nach dem Urtheil aber, welches Herr Wantzel (siehe Arnemann's Magazin a. a. O.) über dieses Buch und seinen Verfasser fällt, zu schließen, scheint dabey etwas Marktschreierisches mit unter zu laufen; wovon auch schon das Titelkupfer etwas blicken läßt, welches eine Anspielung auf das königliche Privile-

gium (Patent) enthält, das Sheldrake zur Heilung gekrümmter Füße bekommen hat, und zugleich das Aushängeschild an seiner Wohnung in London vorstellt.

Dritte Abhandlung.

Bemerkungen über das Zerreissen der Flechsen, besonders der Achillessehne; nebst der Abbildung eines Instruments.

Daß die Flechsen des menschlichen Körpers zerreissen, und wie dieses geschieht, ist itzt bekannt genug. Es ist aber merkwürdig, daß die alten arabischen, griechischen und römischen Schriftsteller (so viel mir wenigstens bekannt ist,) dieser Sache mit keinem Worte erwähnen. Ja, noch mehr, die spätern alten Wundärzte hielten die Verwundung der Achillessehne, so wie aller Flechsen, wo nicht für tödtlich, doch für sehr gefährlich. Man befahl daher, eine angeschnittene Flechse ganz durchzuschneiden.

Der Erste, der, so viel ich weiß, von dem Zerreissen der Achillessehne gesprochen hat, ist A. Paré Lib. X. Cap. 41. Und nachdem das Gute, das dieser brave Mann geschrieben hatte, fast wieder vergessen war, stand, hundert und funfzig Jahre später, der berühmte J. L. Petit auf, und lieferte einige Beyspiele, nebst einer vollständigen

Beschreibung, die zwar im Anfange Widerspruch fand, hernach aber den Beyfall aller Kenner erhielt; so wie aus den Mémoires de l'Academie Royale des Sciences 1722. pag. 70. und 1728. pag. 231., ingleichen aus dessen Abhandlung über die Krankheiten der Knochen zu ersehen ist.

Im Jahr 1730. gab J. A. Kulmus eine Dissertatio de tendine Achillis disrupto et de arteriis in osseam substantiam degeneratis heraus. Ich theile das Vornehmste hieraus mit: Der Kranke zerriß, indem er aus einem Fahrzeuge ans Land springen wollte, die Achillessehne. Er war sechs und funfzig Jahr alt, und bekam am achtzehnten Tage nach der Verwundung ein sogenanntes Wundfieber, mit Entzündung, Vereiterung und Aufbrechen an der verletzten Stelle. Hierauf folgten Herabsinken des Eiters nach den Knochen des Vorderfußes, in diesem Beinfraß und Absterbung. Nun wurde das Bein unter dem Knie abgelöset, wobey kein Tropfen Blut floß. Die Schlagadern und ihre feinen Verästelungen wurden in dem abgenommenen Theile verknöchert befunden. Der Kranke starb am eilften Tage nach der Ablösung.

Im Jahr 1741. gab H. Ulhoorn seine Uebersetzung von Heister's Chirurgie, und seine Anmerkungen dazu, heraus. Obgleich Heister, auch in seiner letzten Ausgabe, von dem Zerreissen der Achillessehne nicht ein Wort gesagt hat, so bezeugt doch Ulhoorn Seite 1123, er habe diese Verwundung, vermittelst eines guten Verbandes,

den er auch beschreibet und abbildet, mehr als zwanzig Mal geheilt. Es wäre zu wünschen, daß er in seiner Beschreibung etwas umständlicher gewesen wäre.

Im Jahr 1754. erzählte der berühmte Alexander Monro, der Vater, in den Essays and Observations physical and litterary of Edinburgh, auch einen Fall von dem Zerreissen der Achillessehne, der diesem würdigen Manne selbst begegnet war. Er sagt, er habe bey dem Zerreissen der Sehne eine Empfindung gehabt, als ob ihm der Absatz seines Schuhes ein Loch in den Boden drückte, und als ob eine Nuß unter seiner Ferse aufgeknackt würde. Auch erregte es ein solches Krachen, daß es von den Umstehenden gehört wurde; welches mit Paré's Zeugnisse übereinkommt. Andere Kranke, denen der nämliche Unfall begegnet war, und deren Monro sechzehn kannte, und wovon verschiedenen auch die Flechsen der beyden Fersenbänder zerrissen waren, hatten dasselbe wahrgenommen. Einigen jedoch war es vorgekommen, als ob sie einen schmerzhaften Schlag von einem Steine oder Stocke auf die verwundete Stelle erhalten hätten.

Monro hat den Fuß, vermittelst eines Werkzeuges, welches er daselbst Tafel VIII. Fig. 2, 3 und 4. abgebildet, ausgestreckt erhalten, und so die zerrissene Flechse wieder geheilt. Die Lücke zwischen den beyden Enden der Flechse hatte sich mit einem

fast knorpelartigen Knopfe ausgefüllt, der aber hernach wieder abnahm, und weich wurde *).

In dem nämlichen Jahre gab J. Warner seine Cases in Surgery ans Licht. Seite 131. erzählt er auch einen Fall, wo die Achillessehne bereits vor einer Woche zerrissen war. Der Kranke blieb sechs Wochen verbunden und war nun geheilt.

Dies ist alles mir Bekannte, das jemals über das Zerreissen der Achillessehne geschrieben worden ist. Ich hätte es, nach der Beschreibung und den Fällen, die diese wackeren Männer bekannt gemacht haben, auf keine Weise gewagt, die folgenden beyden Fälle (vorzugsweise vor verschiedenen andern, die ich verschweige,) mitzutheilen, wenn ich nicht das Vertrauen hätte, daß sie einige Besonderheiten enthalten, die von den genannten Männern nicht beobachtet oder wenigstens übersehen wurden.

Erster Fall.

Am 30sten Septbr. 1758. zeigte mir N. N., ein Mann zwischen dreyßig und vierzig Jahren, sein rechtes Bein und Fuß, indem er erzählte, daß er am 21sten August, und folglich vor sechs Wochen weniger zwey Tagen, indem er über einen Graben gesprungen, etwas Ungewöhnliches hinten über seiner Ferse in der Flechse empfunden; daß er, wie er jen-

*) Monro's Maschine ist kostbar, umständlich, und man muß für jeden Menschen eine haben, die für ihn paßt. Van Gesscher hat sie, in seiner Heedendaagsche Heelkunde, Tafel XVII. Fig. 1, 2 und 3. sehr getreu abgebildet.

seits des Grabens auf einen neugepflügten Acker gekommen, wo die Erde locker war, gewahr wurde, daß ihm beständig die Ferse wie herunter fiele, und in dem Erdboden sitzen bliebe; daß er so mit schleppender Ferse nach Hause ging; daß er in der Folge an der Ferse und den Knöcheln eine geringe blaue Geschwulst bekam; daß er jedoch, nachdem dieses Alles sich verloren, keine Kraft in dem Fuße habe, und auf den Zehen dieses Fußes nicht stehen könne, u. s. w.

Aus seiner Erzählung schloß ich, daß wahrscheinlich die Achillessehne zerrissen sey; und in der That, es war so. Denn, wenn ich die Zehen des Fußes nach dem Schienbein zu bog, konnte ich einen starken Daumen zwischen die zerrissenen Enden, auf der gesunden Haut, einbringen. Und, wenn ich die Ferse der Wade näher brachte, so kamen die zerrissenen Enden dicht an einander. Mit einem Worte, die Zerreissung war einen guten Zoll breit über der Einpflanzung in das Fersenbein, und so klar, daß, man sie, in einer gewissen Entfernung, mit bloßen Augen sehen konnte.

Dessen ungeachtet konnte ich ihn und die Umstehenden kaum von der Wahrheit der Sache überzeugen. Er entschloß sich jedoch, sich meinen Verordnungen zu unterwerfen, ungeachtet ich ihm sagte, ich könnte nicht dafür stehen, daß die Flechse, die bereits vor sechs Wochen zerrissen sey, wieder vollkommen verheilen werde; wenigstens hätte ich bey keinem Schriftsteller ein Beyspiel davon gefunden.

Nachmittags ersuchte ich den geschickten Regimentswundarzt L. Hengeveld, er möchte mit mir den Kranken besehen und verbinden. Dieser Freund urtheilte, wie ich, über die Krankheit. Ich verband den Kranken nach der von Ulhoorn bey Heister vorgeschriebenen Methode, die ich für einfach, und zweckmäßig halte *).

Sechs Wochen, das ist, bis zum zehnten November, fuhr ich mit diesem Verbande fort. Ich erneuerte ihn in dieser Zeit nur zweymal, weil er gut angelegt war, und darum fest sitzen blieb. Ich fand die Flechse vollkommen geheilt, und selbst so, daß man kaum entdecken konnte, wo die Zerreissung gewesen war. Bloß das Fußgelenk war von der langen Ausstreckung etwas steif geworden, sonst aber zum Gebrauche vollkommen tauglich. Ich befahl ihm, im Anfange etwas vorsichtig zu seyn, und einen hohen Absatz am Schuh zu tragen, damit die Flechse und die Wadenmuskeln nicht zu sehr gedehnt würden, und nicht eine neue Gelegenheit zum Zerreissen entstünde. Doch, dieses wollte er nicht thun. Denn man muß wissen, daß er bisher immer noch nicht recht geglaubt hatte, daß die Sehne zerrissen gewesen sey. Und, kein Wunder! Er war von

*) Doch ist die Behandlung des Herrn van Gesscher in seiner Heedendaagschen Heelkunde, erster Theil, Taf. XVI. Fig. 2. viel bequemer; und in den hier folgenden Bemerkungen über die Wunden der Flechsen findet man einen einfachern Verband für die Achillessehne, wovon man bey dürftigen Umständen mit eben so viel Vortheil Gebrauch machen kann.

verschiedenen Kunstgenossen in seinem Glauben bestärkt worden. Diese hatten ihm gesagt, es sey unmöglich, daß eine Flechse, woran man die Ochsen aufhänge, zerreissen könne; sie hätten das nie gesehen oder gehört, u. s. w.

Nichts desto weniger beharrte ich auf meiner Warnung, der er endlich Gehör zu geben versprach. Ich sahe ihn drey bis vier Tage darauf auf einer glatt gefrornen Straße, wo er, um zu zeigen, wie viel Kraft und Stärke er wieder in diesem Beine habe, verschiedene Male sehr heftig mit dem Fuße und der Ferse auf das Pflaster stampfte, vermuthlich, um mich nochmals sehen zu lassen, daß er nicht glauben könne, daß seine Flechse zerrissen gewesen sey. Ich empfahl ihm abermals Vorsicht. In wie fern er sie aber beobachtete, wird man sogleich sehen.

Am zwanzigsten November, mithin den eilften Tag nach Abnehmung des Verbandes, lud man ihn zum Tanzen ein, welches er annahm. Allein unter dem Tanzen zerriß die Flechse wieder auf der nämlichen Stelle. Er ließ mich wiederum rufen. Ich zeigte ihm die Zerreissung aufs neue, und hielt ihm seinen Unglauben vor. Er gestand nun völlig überzeugt zu seyn, und ersuchte mich, ihn abermals zu verbinden. Ich erklärte aber, ich werde dieses nicht eher thun, als bis die Leugner seines Uebels mit mir zugleich zu ihm gerufen würden, damit ich sie von ihrer Unkunde überführen könnte. Doch hiezu wollte er sich nicht verstehen. Ich blieb aber bey meiner Erklärung, daß ich ihn nicht eher verbinden würde,

als bis sachkundige Männer den Fall mit mir besehen hätten.

Er lud daher die Herren Professoren D. Mobachius Quaet und J. Bon, nebst den Wundärzten G. Cink und L. Hengeveld zu sich ein. Den folgenden Morgen erklärten diese Herren feierlich, die Flechse sey zerrissen, ungeachtet der Theil itzt wieder etwas geschwollen, und mit Blut unterlaufen war. Ich verband ihn nun auf die vorige Weise, und behandelte ihn auf diese Art sieben bis acht Wochen, das ist, bis zum 19ten Januar 1759. worauf er, wie zuvor, vollkommen geheilt war. Itzt sind es acht Monate, und Gang und Kräfte sind bey diesem Beine so gut, wie bey dem andern.

Zweyter Fall.

Unter den Leugnern des Zerreissens der Achillessehne befand sich ein gewisser Arzt, der, während gedachter Kur, mir mit schleppender Ferse oder hinkend auf der Straße begegnete. Er erzählte mir, daß er, wie er vor einiger Zeit hinterwärts oder rückwärts mit dem linken Fuße von einem Karren gestiegen, mit der Ferse nicht habe den Boden erreichen können, sondern mit den Zehen auf den Rand eines Wagengeleises so zu stehen gekommen, daß der rechte Fuß in dem Tritte des Karrens hängen geblieben sey. Nachdem er sich losgemacht, habe er gemerkt, daß er sich hinten in der Wade des linken Fußes beschädigt habe, und daß er nicht ohne Schmerzen gehen könne. Er fragte ferner, was er dabey

zu thun habe? Ich wußte nicht, was ihm fehlte, glaubte aber, daß er wahrscheinlich den Zwillingsmuskel der Wade zu sehr ausgedehnt habe, und gab ihm also, so im Vorbeygehen auf der Straße, den Rath, er solle seine Wade, von dem Knie bis zur Ferse, mit einer guten Binde mäßig fest umwickeln, und etwas gebogen halten.

Allein, einige Zeit nachher kommt er zu mir in meine Wohnung, als eben der erwähnte Herr Hengeveld bey mir war. Er ersuchte mich, sein Bein zu besehen. Ich entdeckte sogleich, daß die Achillessehne einen Zoll über ihrer Einpflanzung in das Fersenbein, zerrissen war. Ich sagte ihm nichts davon, sondern bat den Herrn Hengeveld, ihn auch zu untersuchen. Dieser sagte sogleich, die Flechse sey entzwey. Wir ließen es nun dem Kranken selbst sehen und fühlen. Auf den Zehen konnte er auch unter Erduldung eines großen Schmerzes, nicht stehen. Beym Gehen erhob sich die Ferse nicht, sondern schleppte etwas nach. Niemals, versicherte er, sey der Schmerz größer gewesen, als wenn, bey einer niedrigen Lage der Ferse, die Zehen hoch auf dem Boden zu liegen kamen, oder wenn er mit diesem Beine in das weiche Bette trat, und keinen Ruhepunkt für die Ferse fand.

Es waren nun bereits fünf Wochen verflossen, seitdem ihm die Flechse zerrissen war. Die Beschwerde war, wie er meinte, gegenwärtig nicht von Bedeutung, und deswegen beschloß er, nichts daran zu thun. Itzt sind es neun Monate. Einige Zeit

darauf habe ich den Theil mit dem Professor Bon nochmals genau untersucht. Die Zerreissung ist kaum zu bemerken; bloß scheint das untere Stück Flechse, welches an der Ferse sitzet, zusammengezogen, verdickt, vergrößert zu seyn, und, wie ein knöcherner Auswuchs, an der Ferse zu hängen, wodurch die Ferse etwas heraustrat, und ein Ansehen von Verlängerung bekam. Hält man dieses und das obere Stück, jedes mit zwey Fingern fest: so kann man die zerrissenen Enden etwas bey einander vorbeyschieben. Ferner hat er itzt mehr Kraft und Stärke in dem Fuße. Auch kann er bloß auf den Zehen des Fußes stehen, und selbst tanzen. Beym Gehen indessen hebet er die Ferse des einen Fußes nicht so hoch von dem Boden auf, als die andere, sondern scheint sie etwas nachzuschleppen.

Zu seinem Ruhme muß ich bezeugen, daß er edelmüthig genug ist, zu gestehen, daß er vorher nie geglaubt habe, daß die Achillessehne zerreissen könne *).

Wenn man diese zwey Fälle mit den vorhergehenden vergleicht, so findet man, wie ich unmaßgeblich dafür halte; folgendes Neue und Besondere darin.

*) Seitdem sind mir verschiedene veraltete Fälle vorgekommen, wo die Achillessehne zerrissen, und in vielen Wochen oder Monaten durch die Natur, oder bey dem Gebrauche unnützer Mittel, geheilt war. Und dieses trägt sich öfters zu, ohne daß es einmal bekannt wird.

I. Daß eine Achillessehne zerrissen, unverbunden bleiben, und täglich bewegt werden kann, ohne daß eine völlige Kraftlosigkeit in dem Theile zurück bleibet (welches Einige behaupten), sondern daß der kranke Theil dem gesunden mit der Zeit an Kraft und Stärke beynahe wiederum gleich kommt.

II. Daß auf das Zerreissen der Achillessehne (auch wenn sie nicht verbunden wird) nicht allezeit besondere Zufälle folgen; wiewohl dieses in Kulmus's Falle geschehen ist, wo sie unstreitig durch die Verknöcherung der Schlagadern (die häufiger ist, als man denkt) verursacht wurden.

III. Daß gedachte Flechse, wenn sie vor sechs Wochen zerrissen ist, und täglich bewegt wird, doch vollkommen wieder heilen kann. Sollte es nicht möglich seyn, daß die Achillessehne, wenn sie auch schon vor mehreren Monaten zerrissen wäre, doch in einer bestimmten kurzen Zeit wieder heilen könnte? Ich denke, ja!

IV. Daß eine zerrissene und wieder geheilte Achillessehne abermals auf der nämlichen Stelle zerreissen und wieder heilen kann.

V. Daß eine zerrissene und gut verbundene Flechse in eben so viel Wochen viel besser heilt, als eine unverbundene in eben so viel Monaten.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Flechsen bey Erwachsenen der Nerven und Blutgefäße beynahe ganz beraubt sind, und deswegen wenig oder gar kein Gefühl besitzen. Das Letztere hat der un-

ermüdete. A. von Haller wohl klar genug bewiesen.

Es entsteht nun die Frage: Wie es zugeht, daß die Flechsen wachsen, sich nähren, und, wenn sie zerrissen sind, wieder zusammen heilen? Das Erste geschieht unstreitig durch eine feine ernährende Materie, die aus dem Fleische oder dem Bauche der Muskeln bis zu den Flechsen hin abgesondert wird. Und ich könnte wohl eben so gut sagen, daß es die nämliche Materie ist, welche die zerrissenen Enden durch eine Art von Kallus, der doch auch eine gefäßartige Substanz ist, mit einander vereiniget: allein das Letzte ist bis itzt noch nicht mit hinlänglichen, von todten Menschen entlehnten Beweisen dargethan. Und, so lange diese Beweise fehlen, können wir nicht gründlich über geheilte Flechsen sprechen.

Was mich betrifft, so bin ich nicht in Abrede, daß die feinen Fasern der zerrissenen Flechsenenden gegenseitig, auf eine mechanische Weise, in einander wachsen können. Allein, die Wahrheit zu sagen, glaube ich vielmehr, daß diese Vereinigung niemals anders geschieht, als durch die Dazwischenkunft eines Dritten, das heißt, daß die abgerissenen Flechsenenden sich gegenseitig mit den sie umgebenden Theilen (bey der Achillessehne die Scheide) vereinigen. Man sieht aus meinem zweyten Falle, der den Arzt betrifft, daß die zerrissene Flechse, weil sie nicht verbunden wurde, und den ganzen Tag in Bewegung war, an ihren Enden nicht hat zusammenheilen können: und doch ist sie, obgleich erst nach neun

Monaten, wieder zu einer guten Stärke gelangt. Die Ursache hievon ist, meines Erachtens, diese, daß das obere Ende der Flechse, welches aus den Wadenmuskeln herauskommt, sich etwas verlängert, und mit der Scheide der Flechse vollkommen vereiniget, wodurch die Wadenmuskeln gleichsam einen neuen Ruhepunkt bekommen. Da nun aber ein verwundeter und etwas beschädigter Theil nie wieder so vollkommen wird, als er vor der Verwundung war: so kommt es von diesem Umstande her, daß unser Arzt seine linke Ferse nicht vollkommen so gut gebrauchen kann, als die rechte.

Es ist doch sicher eine Eigenschaft aller verwundeten thierischen Theile, sie mögen seyn, welche sie wollen, daß sie sich durchgängig an der Stelle der Verwundung mit den umliegenden Theilen vereinigen. So heilen, z. B. die Wunden der Eingeweide an die Bedeckungen an. Wenn ein Theil, der zwey Knochen hat, abgenommen wird: so wachsen oft die zurückbleibenden Enden derselben an einander. Von äusserlichen großen Wunden ist dieses bekannt genug. Auch muß man, meines Erachtens, bey dem Zerreissen der Achillessehne nicht denken, daß sie es immer allein ist, die zerreisset; nein, ich glaube, daß es dabey nicht ohne Verletzung der Scheide und der Fetthaut abgeht, ob sie gleich zuweilen bloß geschlitzt oder zerrissen seyn können. Denn woher sonst der Schmerz und die Blutergiessung, deren in unserm ersten Falle erwähnt wird? Und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß alle diese

verwundete Theile vermittelst einer gefäßartigen Substanz sich in und mit einander vereinigen, und (wie bereits erinnert worden,) einen festen Unterstützungspunkt hervorbringen.

Um die Sache noch etwas aufzuklären, wer weiß nicht, daß, wenn die Kniescheibe querdurch gebrochen ist, und der Kranke, unverbunden, sich selbst überlassen bleibet, im Anfange das obere Stück von dem untern sich sehr entfernt, und der Kranke an diesem Theile eine besondere Schwäche behält? Nach einiger Zeit aber vergrößert und vereinigt sich das obere Stück immer mehr mit den nahe gelegenen weichen Theilen, und bildet wieder eine Art von festem Unterstützungspunkte, der ihnen in der Folge mehr Kraft verleiht. Je mehr nun der obere Theil von dem untern entfernt ist, desto schwächer bleibt der Theil. Hingegen, wenn, bey dem Kniescheibenbruche, das Knie nicht sehr gebogen wird, das obere Stück nahe bey dem untern bleibet, und daselbst durch einen guten Verband festgehalten wird: dann haben diese Kranken in der Folge viel mehr Kraft und Stärke, weil der Ruhepunkt näher an seine natürliche Stelle kommt. Und doch heilen diese gebrochenen Stücke in diesem Falle eben so wenig, als in dem ersten, an einander. Denn, wenn man einige Monate nach einem geschehenen und vermeintlich wieder geheilten Kniescheibenbruche den Theil in Augenschein nimmt: so kann man durchgängig und allezeit einen Finger zwischen die zwey gebrochenen Stücke bringen, und sie neben einander

vorbey schieben und bewegen; zu einem deutlichen Beweise, daß die gebrochenen Stücke noch locker und von einander getrennt sind. Und wahrscheinlich hat es die nämliche Beschaffenheit mit dem zerrissenen und wieder geheilten sehnenartigen Bande der Kniescheibe, wie aus dem Folgenden näher erhellen wird.

Hier könnte ich schließen: allein ich glaube, daß folgende Bemerkungen noch zur Sache gehören, und daß ich sie also um so weniger übergehen darf, da mir nicht bekannt ist, daß irgend ein Schriftsteller sie über diesen Gegenstand gemacht hat, der doch, weil er oft vorkommt, gekannt zu seyn verdient.

Die Sache, die ich meyne, besteht in Folgendem. Durch den nämlichen Aufwand von Kraft, und oft durch einen viel geringern, wodurch die Achillessehne zerreisset, geschieht es oft, daß der Körper dieser Flechse ganz bleibet, daß sie aber doch aus dem Körper des Zwillingsmuskels oder aus dem fleischigen Theile der Wadenmuskeln etwas herausgeht; und bisweilen bersten oder dehnen sich die Fleischfasern der Wadenmuskeln selbst viel höher in dem Bauche des Muskels. Ich habe dies öfters nach einem kleinen Fehltritt, selbst auf gleichem Boden, gesehen. Ja, ich bin sogar geneigt, zu glauben, daß eine krampfhafte Zusammenziehung der Wadenmuskeln oft eine Ursache davon ist, vorzüglich bey Menschen, die sehr muskulös, und nächtlichen Krämpfen unterworfen sind. Wenigstens meiner Erfahrung nach sind die Männer diesen Verletzungen der Muskeln mehr, als die Frauen, ausgesetzt;

obgleich, was das Zerreissen der Flechsen betrifft, Petit der entgegengesetzten Meinung ist.

Viele Kranke haben mir geklagt, daß, wenn ihnen ein solcher Zufall begegnete, sie glaubten, man steche sie mit einem Messer in die Wade. Doch, wenn sie das Knie bogen, ließ der Schmerz mehrentheils nach; streckten sie aber dieses aus, so kam der Schmerz wieder, wiewohl etwas schwächer, als vorher. In den ersten zwey oder drey Tagen ist an dem Theile nichts Widernatürliches zu sehen; in der Folge aber zeiget sich in der Fetthaut zu beyden Seiten der Achillessehne und der Knöchel eine Menge ergossenes Blut, zu einem deutlichen Beweise, daß nicht allein einige Fleischfasern, sondern auch einige kleine Blutgefäße zerrissen sind.

In der ersten Zeit meiner Kunstübung habe ich dieses Uebel durchgängig mit zertheilenden und auflösenden Bähungen, Waschungen und Einreibungen behandelt, die doch wenig helfen. Denn die Natur heilt dasselbe in allen Fällen in drey bis vier Wochen von selbst. Jedoch glaube ich, daß man sie mit mehr Vortheil behandelt, wenn man um die Wadenmuskeln eine dicke Kompresse legt, und sie mit einer guten Binde von der Gegend unter dem Knie an bis um und über den Fuß hübsch fest und gleichförmig umwickelt. Erhält man diesen Verband durch Befeuchtung mit Brantewein und Wasser beständig fest, und das Bein etwas gebogen: so

kann man auf eine schleunige, auf den Bau des Theils gegründete Genesung rechnen *).

Daß das große, breite, starke, flechsenartige Band, welches aus den vier ausstreckenden Muskeln des Schienbeins entspringt, die sich in die Kniescheibe, und vornämlich in die Tuberosität des vordern und obern Theils des Schienbeins einpflanzen, bisweilen durch eine starke Anstrengung und Gewalt der Muskeln, und ohne daß es von einem äussern Körper angerührt wird, zerreissen kann, hat F. Ruysch *k*) durch zwey merkwürdige und deutliche Beyspiele bestätigt, die sehr lesenswerth sind. Deverel *l*) erzählt auch drey Fälle davon, und meint, das Zerreissen dieser Flechse werde oft für einen Kniescheibenbruch angesehen, und auch so behandelt. Wenigstens führt er das Beyspiel eines Mannes an, bey dem dieses sehnige Band unten an der Kniescheibe zerriß, indem er vom Pferde fiel. Die Kniescheibe, die ganz geblieben war, fand er vier Finger breit von dem abgerissenen Ende der Flechse

*) Ein Herr, der die Achillessehne verrenkt haben sollte, klagte an dieser Stelle über Schmerz beym Gehen. Ich konnte, wenn ich die Zehen nach dem Schienbeine zu beugte, kein Gebrechen entdecken, und empfahl ihm bloß etwas Ruhe. Wenige Tage darauf trat er unglücklicherweise mit der Ferse auf das Loch eines Maulwurfhaufens, wodurch ein völliges Zerreissen der Flechse entstand.

k) Observ. anatom. medic. chirurg., Cent. II. Observ. 2.

l) Philosophical. Transactions, No. 365. pag. 44.

entfernt, und dieses war als etwas Hartes an dem Schienbeine sitzen geblieben; ein Umstand, der ihn anfangs auf die Vermuthung brachte, die Kniescheibe selbst sey gebrochen. Mit Hülfe eines guten Verbandes genas der Kranke, ohne eine Beschwerde davon übrig zu behalten.

Der oft von mir gerühmte Petit *m*) erzählt ebenfalls zwey Fälle, und er beschließt den angeführten zweyten Theil damit, daß er die Zeichen jener Zerreissung und ihre Heilart angiebt.

H. Bass *n*) erzählt auch einen sehr merkwürdigen Fall von einer Frau von vierzig Jahren. Dieser glitschte, indem sie auf eine Treppe stieg, ein Bein aus, und an dem andern, womit sie dem Herabstürzen vorbeugen wollte, und womit sie ihren Körper zurück hielt, riß gedachtes Band von der Kniescheibe los. Diese Frau, der man zuerst durch einen kunstmäßigen Verband von vierzehn Tagen, und hernach noch einige Zeit, durch ein drückendes Werkzeug, zu Hülfe kam, ward doch nicht eher gesund, als bis Bass zehen Wochen lang eine Wickelbinde anlegte. Und hierdurch wuchs (wie er sagt) die Flechse wieder an die Kniescheibe an, doch nicht an der Stelle, wo sie abgerissen war, sondern zur Seite, und zwar durch die Dazwischenkunft einer fleischartigen Substanz. Die Zeichen, welche diese Zer-

m) Krankheiten der Knochen, Theil 2, Seite 209. fgg.

n) Observatt. anatom. chirurg. medic. Dec. III. Obs. 6. pag. 226.

reissung zu erkennen gaben (sagt der Verfasser), waren folgende (die mit den von Petit angegebenen übereinkommen): daß die Kranke das Bein etwas ausstrecken und aufheben konnte; daß die Kniescheibe ganz und beweglich war; daß der untere Theil der letztern hervorragte, und etwas erhoben war; und endlich, daß die Kranke, wenn sie auf die Beine gestellt wurde, über ein Herausfallen der Kniescheibe klagte.

Vierte Abhandlung.

Bemerkungen über die Wunden der Flechsen, und über die Art und Weise, sie ohne Naht zu heilen.

Nachdem ich vor vielen Jahren meine Bemerkungen über das Zerreissen der Flechsen, und besonders der Achillessehne, aufgesetzt habe o), will ich itzt einige Wahrnehmungen über die Wunden der Flechsen mittheilen.

Es ist bekannt, daß man vor wenig Jahren noch die Gewohnheit hatte, durchgeschnittene oder abgehauene Flechsen mit Nadel und Faden zu heften: allein die Verwirrung, die oft bey dieser Methode herrschte, hat gemacht, daß sie bey den besten Wundärzten unsrer Zeit ganz ausser Gebrauch gekommen

o) Siehe die vorhergehende Abhandlung.

ist. Diese widerrathen dagegen das Zusammennähen ganz und gar, und wollen, man solle den verletzten Theil dergestalt beugen, ausstrecken und verbinden, daß die abgerissenen Flechsenenden sich einander nähern, und so sich wieder vereinigen können.

Und dieses ist in der That das Verfahren, welches man bey abgeschnittenen und abgerissenen großen Flechsen, wie bey der Achillessehne, bey der ausstreckenden Flechse über und unter der Knieschеibe, und bey den beugenden und ausstreckenden Flechsen der Hand und der Finger, zu beobachten hat. Man muß sie nie mit Nadel und Faden zusammenheften.

Allein die rechte Art und Weise, das Heften der Flechsen zu vermeiden, ist, meines Erachtens bis itzt noch nicht praktisch gezeigt worden. Ich will deswegen in der Kürze vier verschiedene Fälle, die jeder etwas Besonderes haben, hersetzen, und, der einfachen Behandlungsart wegen, mit einem Kranken, dem beyde Achillessehnen durchgeschnitten waren, den Anfang machen.

Erster Fall.

Ein Landmann gerieth unglücklicherweise unter seinen fortlaufenden Pflug, wodurch ihm beyde Achillessehnen zwey bis drey Finger breit über ihrer Einpflanzung in die Fersenknochen völlig durchgeschnitten wurden. Den Tag darauf brachte man ihn zu mir.

Ich legte auf die Wunde eine vierfache Kompresse, die mit Altheesalbe bestrichen war, und darüber eine nicht stark schließende Binde. Hierauf legte

ich auf jede Fußsohle ein dickes, starkes Stück Pappe, so breit, wie die Füße, aber etwas länger, um die Krümmung der Zehen zu verhüten. Hierüber zog ich einen langen starken Strumpf von Zwirn, und befestigte ihn, zugleich mit der Pappe, vermittelst einiger Cirkularwindungen, an den Vorderfüßen. Dann zog ich die Strümpfe von den Beinen wieder zurück, doch so, daß sie an den Vorderfüßen fest sitzen blieben, and umwickelte sie daselbst, und zwar auf der umgekehrten Seite, nochmals mit einigen Cirkularwindungen. Alsdann zog ich die herabhängenden Enden der Strümpfe über die Zehen und über die daselbst herausstehende Pappe nach unten über die Fersen und Waden herauf, bis an die Kniekehlen zu, indem ich die Zehen vor- und die Fersen hinterwärts drückte. Endlich umwickelte ich diese Strümpfe mit einer langen Binde fest und gleichförmig, indem ich unter den Knien anfing, dann, um das Losgehen zu verhindern, die herausstehenden zurück geschlagenen Enden derselben mit unter die Windungen der Binde nahm, mit denselben ferner von den Knien herunter bis zu und über die Füße herum ging, und zuletzt, wieder heraufsteigend, unter den Knien endigte.

Dem Kranken befahl ich, das Bette so zu hüten, daß er, so viel möglich, die Fersen nach dem Gesäß zu hielte; und, wenn er Lust bekäme, auf dem Rücken zu liegen, so sollte er ein dickes, hohes Kissen unter die gebogenen Kniee legen, und so mit gebogenen Knien ruhen.

Diese beyden Verbande ließ ich, der Vorstellungen ungeachtet, die man mir dagegen machte, eilf Tage liegen, und ich that nichts, als daß ich täglich an den verwundeten Theilen roch, ob ich einen eiterartigen Geruch bemerkte. Am eilften Tage fand ich den Verband etwas durchnäst, und die beyden Wunden waren, wie eine rothe seidene Schnur, über der Haut erhöht. Ich verband sie mit trockener gezupfter Leinewand, mit einem Klebpflaster, einer enger anschließenden Binde, und auf die nämliche Art, wie ich vor eilf Tagen gethan hatte. Diesen Verband erneuerte ich alle zwey, drey bis vier Tage, worauf ich, nach Verlauf von drey Wochen, fand, daß die äusserlichen Wunden geheilt waren.

Ich ließ nun den Kranken noch drey Wochen das Bette hüten, und von Zeit zu Zeit so verbinden, daß die Zehen ausgestreckt, und die Fersen etwas heraufgezogen waren.

Als er nach Hause ging, rieth ich ihm, er solle einige Wochen etwas hohe Absätze an den Schuhen tragen; worauf er vollkommen hergestellt war.

Der vereinigende Verband von Petit, verbessert durch van Gesscher, und der Pantoffel des Monro, haben, bey zerschnittenen oder zerrissenen Achillessehnen, den Vorzug, daß der verwundete Theil, ohne den Verband los zu machen, verbunden werden kann. Der letztere jedoch ist umständlich, und für manche Kranke kostbar *p*).

p) Man findet diese beyden Verbande beschrieben und sehr zierlich abgebildet in des Herrn van Gesscher's sehr schätz-

Bey gemeinen Leuten kann man sich füglich des beschriebenen Strumpfverbandes bedienen. Ich habe erst in diesem Jahre eine zerrissene Achillessehne sehr leicht damit geheilt. Einfachheit ist Weisheit!

Zweyter Fall.

Eine arbeitsame Frau trägt etwas Schweres, fällt mit einem Knie auf einen scharfen, meiselförmigen Stein, wodurch ein dünner Rock, das Hemde und das Band, welches die Kniescheibe und das Schienbein mit einander verbindet, völlig durchgeschnitten wurden. Da die Wunde zugleich gequetscht war, so blutete sie nicht sehr. Sie war, wenn sie auf einem Stuhle saß, nicht im Stande, dieses Bein einen Zoll breit von dem Boden aufzuheben; auch war die Kniescheibe einen guten halben Zoll in die Höhe gezogen.

Ich bedeckte diese gequetschte Wunde, um sie vor der Luft zu bewahren, und, da sie doch einmal eitern mußte, mit einem Pflaster, worauf Altheesalbe geschmiert war, und legte um den ganzen Theil dicke, in Wasser, Essig und Brantewein getauchte Kompressen. Das Knie und das ganze Bein erhielt ich; von der Mitte des Schenkels an bis zur Mitte der Wade, in einer langen hohlen Schiene ausgestreckt.

baren Heedendaagsche Heelkunde, Theil I. Seite 151. u. f. w. Tafel XVI. und XVII.

An den folgenden Tagen bemerkte ich, zu meinem Mißvergnügen, daß alle Verbandstücke von dem gewöhnlichen Gelenksafte (Synovia) durchzogen und durchnäst waren. Ich veränderte jedoch nichts in der Methode, um desto weniger, da ich, nach einigen Tagen, sahe, daß nicht allein das Gequetschte durch die Vereiterung auf eine gute Art abging, und die Wunde des Gelenks von Zufällen frey blieb, sondern auch die Wunde selbst anfing, schwammartig hervor zu wachsen. In dem Maaße, wie dieses Wachsthum zunahm, nahm der Ausfluß des Gliedwassers ab. So blieb ich noch einige Tage lang ein bloßer Zuschauer der wunderbar wirkenden Natur.

Da aber die Ausleerung der Gelenkfeuchtigkeit aufhörte, und das heilsame schwammige Fleisch anfing, etwas hoch zu werden, glaubte ich, daß es Zeit und Pflicht wäre, die Wundarzneykunst etwas mehr wirken zu lassen. Itzt schmierte ich um die etwas entzündete und von Haut entblöste Wunde herum ein wenig Bleysalbe. Auf das schwammige Fleisch streute ich fein gepulverten Alaun, legte trockene Charpie darauf, und brachte, indes das Bein allezeit ausgestreckt blieb, einen enger anschliessenden Verband an.

In sechs Wochen war die Frau vollkommen hergestellt.

Wenn das sehnige Band über der Kniescheibe durchgeschnitten oder zerrissen ist, so muß die nämliche Behandlung angewendet, und dabey der obere

Theil der Schenkelmuskeln *) gehörig umwickelt und unter dem Drucke gehalten werden.

Vor kurzem habe ich das Olecranon, welches mit einem Säbel abgehauen war, und wobey eine starke Absonderung und Ausleerung der Feuchtigkeit des Ellbogengelenks statt fand, auf die nämliche Art geheilt.

Dritter Fall.

Ein junger Mensch fällt, mit zwey Flaschen Burgunder Wein in der einen Hand, und mit einer solchen Flasche in der andern, auf einer befrornen glatten Straße, wodurch die beugende Flechse des zweyten Fingers an einer, und die des dritten Fingers an zwey Stellen, und zwar an zwey Gliedern, ganz durchschnitten wurde. Daß dieses sich so verhielt, sahe man daraus, daß er, nachdem er die Finger ausgestreckt hatte, sie nicht wieder beugen konnte.

Nachdem die Blutung gestillt war, bedeckte ich die Wunden mit drey Klebpflastern, worauf einige trockene Linnenfasern lagen. Hierauf bog ich die

*) Es scheint, van der Haar hat den untern, nach der Kniescheibe zu liegenden Theil der Schenkelmuskeln gemeint. Diese Auslegung wäre nicht nur mit dem Rathe, den er, bey der Zerreissung des untern Theils des gedachten sehnigen Kniescheibenbandes, gab, nämlich, die Umwickelung bis zur Mitte der Wade gehen zu lassen, analogisch, sondern käme auch mit der Natur der Sache überein.

Anm. d. Uebers.

Spitzen der Finger in die Hand hinein, und befestigte sie so mit einem langen und breiten Heftpflaster, welches auswendig auf dem Handgelenke sich anfing, über die gebogenen Finger hinlief, und an der innern Seite des Unterarms endigte. Ueber dasselbe legte ich eine noch längere dicke Kompresse, deren beyde Enden durch viele Cirkelwindungen einer Binde geschlossen wurden.

Nach einigen Tagen, da die Hand etwas anfing zu riechen, aber nicht eher, machte ich diesen Verband vorsichtig los, nahm mit einer kleinen Zange die Charpie zwischen den gebogenen Fingern hinweg, und schob ein dünnes Pflaster von Altheesalbe über die verwundeten Finger, welches ich alle zwey bis drey Tage wiederholte, wobey das Ganze durch den nämlichen Verband befestiget wurde.

In drey Wochen waren die äusserlichen Wunden geheilt. Ich hielt jedoch Hand und Finger noch zehen bis zwölf Tage lang durch dieselbe Art von Binden in der gebogenen Lage. Die Folge hiervon war, daß er den zweyten Finger vollkommen, von dem dritten aber nur das zweyte Glied wieder beugen konnte.

Wahrscheinlich hat sich hier die Flechse des tiefen oder durchbohrenden Armmuskels wohl auf dem ersten, aber nicht auf dem zweyten Gliede des dritten Fingers wieder vereinigt. — Hat man hiervon mehr Beyspiele? — Oder kann eine Flechse, die an zwey Stellen durchgeschnitten wird, nur allein an einer oder der ersten Stelle heilen?

Die durchgeschnittenen Flechsen der Vor- und Hinterhand, welche dieses Gelenk beugen, müssen ganz auf die nämliche Art behandelt werden, indem man, so viel möglich, Hand und Unterarm gut umwickelt und gebogen erhält. Von einer guten Beugung hängt allein die Vereinigung ab; und ohne hinlängliche Beugung kann selbst das Heften mit Nadel und Faden bey den Flechsen niemals gelingen. Dies allein ist die Ursache, warum die Heftung der Flechsen auser Gebrauch gekommen ist.

Allein bey den durchgehauenen oder durchgeschnittenen ausstreckenden Flechsen der Vor- und Hinterhand ereignet sich durchgängig etwas, das ich mich nicht besinne anderswo gefunden oder gelesen zu haben. Nämlich, gesetzt, es fechten zwey Personen so mit einander, daß sie beyde einen Säbel, Degen oder Messer in ihren vorwärts gebogenen und geschlossenen Händen halten. Wenn nun Einem derselben die ausstreckenden Flechsen auf seiner gebogenen Hand und den geschlossenen Fingern durchgehauen oder durchgeschnitten werden: so geschieht es, meiner Erfahrung zufolge, sehr häufig, daß, bey der Ausstreckung der vier Finger, die vier unteren Flechsenenden *) eine oder mehr Linien lang ausserhalb den Wunden hervorragen.

*) Deutlicher wäre es, meines Erachtens, wenn, statt die untern Flechsenenden, die vordern (nach der Spitze der Finger zu), und statt obere Flechsenenden, welches bald vorkommen wird, die hintern stünde. Anm. d. Uebers.

Die Ursache dieser Erscheinung ist nicht schwer zu finden. Bey einer gebogenen Hand und Fingern verlängern sich die ausstreckenden Flechsen. Sind diese durchgeschnitten, und werden sie mit Hülfe der andern Hand ausgestreckt, so schieben sich die unteren abgeschnittenen Flechsenenden sehr leicht um einige Linien aus der Wunde heraus.

Ich habe dieses verschiedene Male gesehen, und mit leichter Mühe geholfen. Ich muß jedoch einen merkwürdigen Fall dieser Art hier folgen lassen.

Vierter Fall.

Ein geschickter, menschenfreundlicher Regimentswundarzt bekam vor einigen Jahren einen Soldaten zu behandeln, dem die vier ausstreckenden Flechsen der Finger mitten auf der Hand, worin er einen Säbel hielt, ganz durchgeschnitten worden waren. Er war folglich nicht im Stande, diese Finger auszustrecken. Wenn er sie aber mit der andern Hand öffnete und ausstreckte, so schoben sich die vier unteren abgehauenen Flechsenenden, drey bis vier Linien lang, aus und über den obern Rand der Wunde heraus.

Der Wundarzt, der keine Möglichkeit und keine Mittel vor sich sahe, um diese Enden wieder unter die Haut und an die obern heran zu bringen, faßte allzuschnell den Entschluß, die hervorguckenden Flech-

senenden an dem untern Theile der Wunde *) mit einer Scheere abzuschneiden. Hierauf verband er die Wunde mit trockenen Linnenfasern, einem Heftpflaster, und einem wohlschließenden Verbande. Gleich nachher ließ er mich um eine Maschine ersuchen (ich werde sogleich von ihr sprechen), worauf er den Unterarm und die Hand in eine rückwärts gebogene Stellung bringen, und darin erhalten konnte. Alle zwey, drey Tage, oder seltener, wurde, auf meinen Rath, der Kranke auf die nämliche Weise verbunden, indem er die Hand stets rückwärts gebogen hielt. Und so genas er in Zeit von vier Wochen so gut, daß er, eine geringe Steifigkeit ausgenommen, die er in den ersten Wochen nach der Heilung hatte, seine Hand und Finger nach Belieben gebrauchen, und das Gewehr damit behandeln kann.

Wenn ich bey durchgeschnittenen Flechsen an der Hand sahe, daß die untern Flechsenenden aus der Wunde herausragten, ließ ich die Hand, und besonders die Finger, in dieselbe gebogene Stellung bringen, die sie zur Zeit der Durchschneidung hatten; worauf sich die Flechsenenden wieder unter der Haut verbergen. Alsdenn schob ich die verwundete Haut, so viel möglich, nach oben, oder auch nach unten, indem ich die Wunde mit meinen Fingern geschlossen hielt. Hernach ließ ich durch einen Ge-

*) Der vorhergehenden Anmerkung zufolge auch so viel, als: vordere Theil der Wunde. Anm. d. Uebers.

hülfen die gebogenen Finger ausstrecken, und die ganze Hand, so viel möglich, langsam hinterwärts beugen. Nachdem die Wunde, in dieser Stellung, trocken, oder wie es die Umstände sonst erfoderten, verbunden, und vor der Luft bewahrt worden war, legte ich eine dicke Kompresse auf den Bauch der ausstreckenden Muskeln der Hand und der Finger, unter dem Ellbogen, und befestigte sie mit einer drey bis vier Ellen langen Binde, mit welcher ich unter dem Ellbogen anfing, und mit einigen Windungen um die rückwärts gebogene Hand und Finger endigte. Dann legte ich, in dieser Stellung, den Unterarm und die Hand auf die Maschine, und befestigte diese beyden mit einer, zwey oder drey Binden, die über dem Ellbogen sich anfingen, und um die hölzerne Unterstützung der Hand endigten, an einander. Die Wunde verband ich selten, und oftmals trocken, indem ich Hand und Finger wenigstens vier Wochen lang auf der Maschine in der rückwärts gebogenen Lage erhielt.

Auf diese Weise habe ich viele Kranke, ohne viel Vereiterung, geheilt.

Wo es an dieser oder einer ähnlichen Maschine fehlt, und wo man, bey durchgehauenen oder durchgeschnittenen Flechsen, unterläst, den Theil gehörig auszustrecken, oder, den Umständen gemäß, zu beugen, da entsteht oft ein Hinken, eine Lähmung, und besonders, wenn man bey dem ersten Verbande, auf den viel ankommt, und, einer leichten Blutung wegen, die Wunde mit trockener Linnenfaser ꝛc. aus-

stopfet, und dadurch die abgeschnittenen Flechsenenden, anstatt sie an einander zu bringen, noch mehr von einander entfernet.

Dieses ist nicht selten eine Quelle von Streitigkeiten, die schmerzhaft für den Kranken, bekümmernd für den Thäter, beschwerlich für den Richter, und verdrüßlich für einen verständigen Wundarzt sind.

Wer der Erfinder dieser schönen und einfachen Maschine sey, wovon ich so eben im vierten Falle gesprochen habe, ist mir nicht bekannt. Sonst wäre es hier der Ort, und auch meine Pflicht, daß ich ihm die verdiente Ehre widerfahren ließe. Ich besitze sie seit beynahe sechs und dreyssig Jahren, und habe vielen Kunstgenossen damit ausgeholfen. Sie verdient indeß, und besonders in Kriegszeiten, allgemeiner bekannt zu seyn; und allein aus diesem Grunde habe ich diese kleine Abhandlung an das Licht gegeben. Ich habe einige kleine Veränderungen und Verbesserungen an der Maschine gemacht, und statt eines hölzernen Daumens für die rechte Hand, sie mit einem zweyten für die linke, die jedoch beyde abgeschoben werden können, und so für beyde Hände brauchbar sind, bereichert.

Ich liefere hier eine kurze Beschreibung und genaue Abbildung davon. Hiernach kann sie, meines Bedünkens, der geringste Handwerker für weniger, als zwey Gulden *), verfertigen.

*) Das heißt, nach Dentschem Konventionsgelde, für weniger, als einen Thaler, so daß der holländische Gulden, nach

Erste Figur.

A ist ein Werkzeug von leichtem Holze, sechzehen bis siebenzehen Zoll lang, und am Rande nach Belieben sechs bis acht Linien dicke. Es ist oberwärts, und von *a* bis *b*, das ist, neun Zoll lang, etwas röhrenförmig ausgehöhlt, um den ganzen Unterarm, vom Ellbogen an bis zum Handgelenke, zu fassen, und alsdenn mit einer Binde fest gemacht zu werden.

B ist ein bewegliches Stück, und hat die Form einer Hand mit zwey Daumen. Mit dem vorhergehenden Theil A hängt es vermittelst zweyer Charniere cc zusammen. Es ist sieben und einen halben Zoll lang, und drey und einen halben Zoll breit. An dasselbe muß sich der hohle Theil der zurückgebogenen Hand anstemmen, und es muß alsdenn mit einer Binde befestiget werden.

CC sind zwey hölzerne Daumen, die, wie die gestipten Linien zu erkennen geben, von unten oder von hinten eingeschoben oder abgenommen werden können, und an welche sich der rechte oder linke Daum anlehnen kann.

Bey dem Gebrauche habe ich immer beyde Daumen daran gelassen, weil sie der Binde, wodurch die Hand befestiget wird, eine größere Unterstützung gaben.

einem niedrigen Kurse zu zwölf Groschen, oder zwölf Groschen und sechs Pfennige gerechnet ist. Sein höchster Kurs ist dreyzehen Groschen und drey bis vier Pfennige Konventionsgeld. Anm. d. Uebers.

Zweyte Figur.

D stellt dasselbe Werkzeug vor, jedoch in einer wirkenden Stellung, so daß das Handstück Fig. I. B. durch einen Heber (wie die Mechaniker sagen) von dem Grundstücke aufgehoben und entfernt wird.

Dieser Heber D ist drey Zoll breit und eben so viel Linien lang, hat die Gestalt eines Schwalbenschwanzes, dessen schmales Ende vermittelst eines Charniers an das Handstück befestiget ist, und der unterwärts zu beyden Seiten auf dem Grundstücke mit zwey Spitzen auf zwanzig stufenartigen Vertiefungen in der Absicht ruhen kann, um Hand und Finger nach Belieben mehr oder weniger rückwärts zu beugen.

Gegen das Ende der Genesung lasse ich täglich oder einen Tag um den andern das Handstück eine oder zwey Stufen herunter. Und endlich lasse ich es nicht mehr rückwärts, sondern wagerecht liegen.

Wenn das Handstück B. Fig. I. auf dem Grundstücke liegt, so ruht der Heber D. Fig. II. hinten in einer Vertiefung des Handstücks, und auf den zwanzig stufenweisen Vertiefungen des Grundstücks, wie man ebenfalls aus zwey gestipten Linien ersehen kann.

Der berühmte Garangeot beschreibet und bildet auch ein Werkzeug ab, das von Blech gemacht ist, und dazu dient, um die Hand rückwärts gebogen zu erhalten, wenn man die, die Finger ausstreckenden Flechsen, wovon man glaubet, daß sie durch-

geschnitten sind, wieder vereinigen will, die Fleischennaht mag vorher vorgenommen seyn, oder nicht q). Wenn sich aber jemand die Mühe geben will, dieses große, schwere und umständliche Werkzeug mit dem unsrigen zu vergleichen: so wird er bald sehen, daß das letztere in jeder Rücksicht den Vorzug verdient.

Fünfte Abhandlung.

Medicinische und chirurgische Bemerkungen über das Anschwellen, die Vergrößerung und das Heraustreten der Zunge, durch Beyspiele erläutert.

Die Zunge kann zuweilen dermassen schwellen, daß sie einige Zoll lang aus dem Munde heraus hängt. K. Trioen erzählt von einer Böttcherstochter zu Leiden, die funfzehen Jahr alt war, daß in ihrer Kindheit, und nachdem sie einige Wochen an einem Fieber gelitten hatte, ihr die Zunge dergestalt heraus trat, daß dieselbe beynahe vier Zoll lang aus dem Munde heraus hing, ja noch über das Kinn hinwegging, und daß sie dieselbe in einem silbernen Futterale trug, um den Speichel zu verbergen, und auch,

q) Traité des Operations, Tom. II. pag. 233. Abhandlung von den Werkzeugen, zweyter Theil, Seite 189. fgg.

wie man mir gesagt hat, um ihn zu sammeln *r*). Der berühmte van Swieten erwähnt dieses Falles *s*), und der große Gaubius pflegte ihn jedes Jahr in seinen akademischen Vorlesungen anzuführen. Mehr als vierzig Jahre, nachdem Trioen dieses erzählt, lebte diese Person noch, nach dem Zeugnisse des sehr geschickten Leydenschen Wundarztes Balthazaar *t*). Hätte sich dieser Fall nicht in Hollands Athen zugetragen, so würde wahrscheinlich niemand jemals davon gesprochen haben. Es ist mir, als ob ich irgendwo auf einem Dorfe einen ähnlichen veralteten Fall gesehen hätte.

Ich könnte auch verschiedene aus Galen, Schenk, Benedict, Valois (Valesius), Trincavalla, Riviere (Riverius), Claudinus, Forest, und Andern, anführen; es würde aber nicht viel helfen. Zwey Beyspiele indessen, die für die ausübende Wundarzneykunst von mehr Belang, wiewohl, meines Erachtens, etwas heroisch behandelt sind, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Der leydensche Professor Sandifort *u*) erzählt einen Fall aus den Acta literaria Sueciae,

r) Siehe Trioen Genees- en Heelkundige Waarneemingen. Leyden, 1743.

s) Tom. I. §. 55. pag. 72.

t) In einem verbindlichen Briefe vom 1ten Oktober, 1782.

u) In seiner Genees- en Natuurkundige Bibliotheek, IVde Deel, pag. 750.

Ann. 1732, den Spöring daselbst von einem Mädchen von zehen Jahren eingerückt hat. Diesem hing die Zunge vier Zoll lang zum Munde heraus, und sie wurde ihr von dem geschickten Wundarzte, H. M. Hoffmann, vermittelst eines dabey abgebildeten Werkzeuges, mit dem Erfolge abgeschnitten, daß sie nachher laut und deutlich sprach, da sie zuvor kein Wort hervorbringen konnte.

Der berühmte Pariser Wundarzt Louis hat uns, in einer physischen und medicinischen Abhandlung über die Zunge achtzehen Wahrnehmungen, die theils von ihm selbst, theils von Andern, herrühren, mitgetheilt, die hitzige, chronische, gut- und bösartige Zungenübel zum Gegenstande haben. Unter andern sagt er, daß, bey dem Gebrauche der Queckſilbermittel, die Zunge erstaunend anschwellen könne.

Slegel *), ein berühmter deutscher Arzt, sahe dieses bey einem Pariser Bürger, dessen Zunge so schnell und übermäßig anschwoll, daß er sie nicht im Munde beherbergen konnte. Ein Wundarzt schnitt, nachdem er alle Mittel fruchtlos angewendet hatte, und er sich vor einer Absterbung fürchtete, die Hälfte davon ab. Der Kranke genas, und sprach, wie zuvor.

*) Soll sicher Schlegel heißen, den aber der Verfasser, zufolge der Art, wie man diesen Namen von einem Bataven würde aussprechen hören, Slegel geschrieben hat. Was für ein Schlegel, und welche Schrift von ihm, gemeint sey, hat er nicht angegeben. Anm. d. Uebers.

Louis hält diese Methode mehr für ruchlos, als für nothwendig, und sagt, er habe in vielen solchen Fällen die dringende Gefahr dadurch gehoben, daß er ein- oder zweymal Blut weggelassen, einige laxirende Klystiere gegeben, und für Veränderung der Luft gesorgt habe; ingleichen, daß das Oefnen der Froschadern, und das Anlegen der Blutigel, von großem Nutzen seyn könne *v*).

Doch, dieses scheint mir nur auf eine hitzige und den Tod drohende Entzündung, Schwellung und Absterbung der Zunge zu passen. Und es ist auch allein in diesem Falle, daß M. de la Malle, in den angeführten Mémoires *w*), und J. van Meekeren *x*), und Andere, rathen, die Zunge mit zwey bis drey, hinlänglich tiefen Einschnitten zu schlitzen, um durch die Blutung und Entledigung der Gefäße die Geschwulst zu vermindern, und einer gedrohten Absterbung oder Erstickung vorzubeugen. Denn bey einer veralteten Geschwulst und Heraushängen dieses Theils, wo die ersten Zufälle vorbey sind, und folglich auch die Gefahr vorüber ist, kann, dünket mich, diese Verfahrungsart nicht an ihrem Orte seyn.

Man muß die hitzige, gefährliche Heraustretung der Zunge wohl unterscheiden von der langsamen,

v) Mémoir. de l' Academ. Royale de Chirurgie, Tom. V. pag. 486.

w) Pag. 513. fgg.

x) Kapitel XXI. Seite 140. fgg.

veralteten und nicht gefährlichen, und seine Methode darnach einrichten.

Die wenigen Schriftsteller, von denen ich weiß, daß sie von dem Heraustreten der Zunge geschrieben haben, sprechen wohl von der ersten gelegenheitlichen, aber ganz und gar nicht von der zweyten hervorbringenden Ursache. Und diese ist der Speichelfluß, und das dadurch veranlaßte Vorwärtsbeugen des Kopfes. — Ohne aber die wahre Ursache zu kennen, verfehlt man bey der Behandlung nicht selten den rechten Weg.

Meiner geringen Erfahrung zufolge, entsteht diese Krankheit mehrentheils nach dem Gebrauche von Queckfilbermitteln, oder bey Kinderblattern mit Speichelfluß, bey Scharlach- und Faulfiebern, und bey allen Fiebern mit Speichelfluß, bey bösen Hälsen, langwierigen Schwämmchen, u. s. w. kurz bey allen Krankheiten, die mit einem heftigen Speichelflusse vergesellschaftet, und wo die Kranken, um dem Ersticken zuvor zu kommen, genöthiget sind, mit vorwärts hängendem Kopfe den Speichel auszuleeren.

Diese zweyte Ursache hat mir das erste und meiste Licht darüber gegeben, wie man diesem fürchterlichen Uebel zuweilen sehr leicht vorbeugen, oder es, wenn es bereits da ist, geschwinde heilen könne.

In allen diesen Fällen schwillt und tritt die Zunge, durch den Andrang der Feuchtigkeiten und die Erweiterung der Gefäße, wie wir aus den Beyspielen gesehen haben, oft in einer erstaunenden Länge zu

dem Munde heraus; und sie bleibet, wenn auch die erste Ursache durch die Natur oder die Kunst weggenommen worden, so sitzen, besonders dann, wenn der Kranke, wie es meistens der Fall ist, mit vorhängendem Kopfe fortfährt, Speichel von sich zu geben, und die Zunge selbst mit einem Tuche beständig gedrückt und gerieben wird. Auch neigt sich die Zunge oft etwas nach der Seite, auf welcher der Kranke meistens zu liegen pflegt. Die Schwere dieses Theils macht die Schwellung und Heraustretung der Zunge unvermeidlich. Und man darf sich nicht wundern, daß dieses Uebel häufig vorkommt, aber verschwiegen wird.

Wenn die, erst kürzlich geschwollene Zunge zwischen den Zähnen hervordringt, so nimmt, wie ich so eben sagte, das Heraustreten, so lange die erste Ursache fortdauert, bis zu einer bestimmten Größe zu, bey der es in der Folge zu bleiben scheint. Und das ist gerade der Zeitpunkt, wo die Gelehrten gleich damit fertig sind, dieses sonderbare Uebel einem allzustarken Wachsthum der Zunge zuzuschreiben. Allein, daß dieses weder Grund noch Ursache davon seyn könne, erhellet aus dem bereits Gesagten, und besonders aus dem bekannten Leydenschen Falle von Trioen. Ueber diesen hatte der scharfsinnige Balthazaar die Gutheit, mir, ausser andern Besonderheiten, zu melden: „daß die Zunge seit vierzig „Jahren an Größe nicht zugenommen habe, und daß „sie in dem gewöhnlichen silbernen Futterale, welches jene Person zuweilen abnimmt, um den Spei-

chel auszuleeren, sich leicht bewegen lasse," u. s. w. *).

Obgleich, so viel ich weiß, die Schriftsteller dieser letzten oder zweyten Ursache des Heraustretens der Zunge nicht erwähnen, und folglich auch nicht gewußt haben, wie sie gehoben werden muß: so glaube ich doch, man muß sie, wenn auch nicht als eine erste, wenigstens als die vornehmste oder folgende Ursache ansehen. Dieses darf ich auch wohl nicht weiter beweisen. Die Natur der Sache, die Vernunft und die allereinfachste Heilmethode, die sich denken läßt, und die in den folgenden, frischen und veralteten Fällen befolgt wurde, können und werden

*) Diesem Berichte hat Herr Balthazaar eine genaue Abbildung des silbernen Futterals beygefügt, wofür ich ihm hier öffentlich meinen Dank bezeuge. Er sagt unter andern: „Wenn „man diese Kranke sprechen hörte, ohne sie zu sehen, sollte man „nicht können glauben, daß sie eine so dicke und lange Zunge „hätte; so deutlich und fließend ist ihre Sprache. Und, was „das Kauen und Schlingen betrifft, so geht es damit auch gut „genug."

Zwey Tage nach dem Empfange dieses Berichtes schrieb mir der große und immer aufmerksame Camper, der diese Person mehrmals gesehen und gesprochen hatte: „Ich glaube, man „hat ihr die untersten Vorderzähne weggenommen, um die Rei„bung zu verhüten." Dieses scheint mir auch, sowohl, um der Zunge Platz zu verschaffen, als auch dem Kauen mit den Backenzähnen zu Hülfe zu kommen, durchaus nothwendig zu seyn. In meinem zweyten oder folgenden Falle sieht man, daß die Zunge die lockeren Zähne selbst vorwärts gebogen hatte.

es, wenn ich nicht gewaltig irre, aufs allerklärste darthun.

Erster Fall.

Einem Manne, der in den Vierzigen war, und den vor vier bis fünf Wochen eine schwere Krankheit und eine sehr starke Halsentzündung befallen hatte, schwoll die Zunge so gewaltig an, daß er, um freyer Athem holen zu können, den Mund weit aufmachen, und, um den übermäßigen und zähen Speichel los zu werden, den Kopf fast immerfort vorwärts halten mußte. Hierdurch trat die Zunge über zwey Zoll lang aus dem Munde heraus. Wiederholte Aderlässe, Purgirmittel, Breyumschläge um, und Einspritzungen in den Hals, unterstützt durch die gute Natur, hoben zwar die ersten Zufälle, so daß das Fieber geringe und das Hinterschlingen ganz leicht geworden waren: allein ein anhaltender Speichelfluß (der, so viel mir bekannt ist, eine herausgetretene Zunge allezeit begleitet), starker Hunger, und die Unmöglichkeit, zu kauen, oder vernehmlich zu sprechen, machten seinen gegenwärtigen Zustand wohl nicht mehr gefährlich, aber nichts desto weniger elend.

Unter diesen Umständen wurde ich zu dem Kranken gerufen. Ich fand seine Zunge (wie bereits gesagt worden) gute zwey Zoll ausser dem Munde, und erfuhr, daß dieses schon funfzehen bis sechszehen Tage gedauert habe. Die Zunge war ausserhalb des Mundes viel dicker und breiter, als innerhalb

desselben, doch weich, und es lief beständig ein dünner, wässeriger Speichel unter der Zunge hervor und über das Kinn herüber.

Ich nahm ein Bierglas voll kräftigen Moslerweins, der bey der Hand war, vermengte einen rohen Eydotter damit, tränkte mit diesem Gemisch eine, eine Elle lange und zwey Finger breite Binde, und umwickelte mit derselben die Zunge ziemlich fest. Ferner legte ich ein Stück Linnen so auf den Kopf, daß es über die Ohren herabhing; nahm dann ein zweytes, zwey Zoll breites Stück, welches ich vorn unter die Zunge legte, auf dem Hinterkopfe zuknüpfte, und damit, wie mit einem Bande, die Zunge etwas in die Höhe und in den Mund hob. Und, damit dieses Band sich nicht verschieben möchte, knüpfte ich die, über die Ohren herabhängenden Enden oben auf dem Kopfe zu. Dieses verursachte zwar dem Kranken in den ersten Minuten einige Beschwerde; doch das war bald vorbey. Endlich ließ ich den Kranken allezeit auf dem Rücken, und mit dem Kopfe sehr niedrig liegen; so, daß er nun allen Speichel in den Magen hinunterschluckte. Und, um dieses immer mehr zu befördern, trug ich seiner Frau auf, daß sie die, um die Zunge gewickelte Bandage alle Viertelstunden mit zwey bis drey Theelöffeln jenes Gemisches aus Mosler Wein und Eydotter unter der Oberlippe befeuchten, und ihn ermuntern sollte, es hinterzuschlucken; ingleichen, daß sie das Band unter der Zunge von Zeit zu Zeit hinten auf dem Kopfe etwas zuziehen sollte, welches auch geschah.

Als ich am Abende deſſelben Tages dieſen Verband erneuern wollte, ſahe ich, daß die Binde um die Zunge zum Theil losgegangen, und mit keiner geringen Freude und Verwunderung, daß die Zunge faſt einen Daumen breit in den Mund zurückgetreten war. Deswegen beſchloß ich auf die nämliche Weiſe fortzufahren; und ich hatte das Vergnügen, zu ſehen, daß die Zunge in weniger, als zwey Tagen, wiewohl noch etwas ſteif und geſchwollen, jedoch ganz innerhalb der Zähne, und, noch einige Tage ſpäter, völlig hergeſtellt war.

Ich werde über dieſen Fall, wovon ich nicht alle Umſtände erfahren oder manche vergeſſen habe, keine Anmerkungen machen, weil ich hoffe, daß jeder verſtändige Leſer dieſes ſelbſt thun kann und thun muß.

Die folgende Wahrnehmung iſt, wie mich dünkt, intereſſanter, und wird über die vorhergehende noch mehr Licht verbreiten.

Zweyter Fall.

Am zweyten September 1782, brachte man eine elende Frau, die einige Stunden von Herzogenbuſch wohnte, zu mir. Es hing ihr, nachdem ſie einer Queckſilberkur mit Speichelfluß war unterworfen geweſen, die Zunge ſeit ſechs und zwanzig Wochen drey Zoll lang aus dem Munde, und über das Kinn herab.

Der heraushängende Theil der Zunge war, auſserhalb des Mundes, viel dicker und breiter, doch nicht merklich verhärtet, als allein an der Stelle, wo ſie auf den untern Vorderzähnen, die durch die Schwere bereits vorwärts gebogen waren, geruht hatte, und gedrückt worden war. Auch hatte der Theil der Zunge, der auſserhalb des Mundes breiter und dicker war, in der Gegend der Vorderzähne gleichſam einen eingezogenen Kreis oder Verengerung; was vielleicht Andern Gelegenheit gegeben hätte, die Zunge an dieſer Stelle abzuſchneiden, und die Blutung durch ein glühendes Eiſen, u. ſ. w. zu ſtillen.

Unſere Kranke, wohl zu merken, ſaß allezeit mit vorwärts hängendem Kopfe, und hatte einen unaufhörlichen Speichelfluß. Uebrigens war ſie, wie man leicht denken kann, abgemagert, bleich, aufgedunſen, doch ſonſt recht geſund, ja ſogar hungrig. Sie konnte aber nichts, wozu ſie Luſt hatte, kauen oder eſſen, oder nur irgend verſtändlich ſprechen.

Wegen der Beſchleunigung ihrer Abreiſe mußte ich auf der Stelle Rath ſchaffen; und, wenn ich das nicht gekonnt hätte, ſo hatte man (wie ich nachher erfuhr) bereits beſchloſſen, die heraushängende Zunge von einem Andern abſchneiden zu laſſen.

Doch, da ich ihre Krankheit und deren Urſache kannte, entſchloß ich mich, ihr das nämliche heraufziehende Band, wie bey dem Kranken in dem vorhergehenden Falle, anzulegen, doch ohne die Binde um die Zunge. Dieſer Verband war ſogleich, durch

den herausfließenden Speichel durchnäßt. Sobald ich ihr aber befahl, den Kopf rückwärts zu halten, und den Speichel hinter zu schlucken, hörte der Speichelfluß in Zeit von einer Viertelstunde ganz auf. Ferner gebot ich ihr, und empfahl es zugleich denen, die sie begleiteten, daß sie, wenn sie nach Hause gekommen wäre, beständig mit dem rückwärts gebogenen Kopfe niedrig, und auf dem Rücken liegen, und den Speichel hinterschlucken sollte; auch müßte der erwähnte Verband in derselben Ordnung von Zeit zu Zeit erneuert, und jedesmal etwas fester angezogen werden.

Wenig Tage darauf berichtete mir der Sekretär des Orts *), daß sich die Zunge in Zeit von drey Tagen ganz in den Mund, und innerhalb der Zähne zurückgezogen habe; daß die Kranke sie zwar nicht wieder herausstrecken, bewegen, oder kauen, aber doch deutlich sprechen könne, ohne daß der geringste Speichel ausfließe: u. s. w.

Weil der Unterkinnbacken wegen der heraushängenden, und ohne Zweifel noch dicken und geschwollenen Zunge, in sechs und zwanzig Wochen nicht

*) Die Kranke war vermuthlich eine Bauerfrau, und ließ dem Verfasser wahrscheinlich durch den Sekretär des Dorfes um deswillen Nachricht von sich geben, weil sie unter ihren Freunden niemanden hatte, der schreiben konnte. Was unter der itzigen batavischen Regierung, auf ansehnlichen Dörfern, die Municipalität ist (die auch ihren Sekretär hat), war unter der vorigen der Schout (Schulz), der Sekretär, und die übrigen Beysitzer. Anm. d. Uebers.

sehr bewegt worden war, und die untern Vorderzähne aus ihrer gewöhnlichen Stellung getrieben waren: so stellte ich mir vor, daß es, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch einige Zeit erfordern würde, ehe sie wieder zu ihrer gewöhnlichen Beweglichkeit gelangte.

Indessen befahl ich, daß man sie beständig ein wenig Malagawein, der mit Eydotter vermischt wäre in dem Munde solle halten, und langsam hinterschlucken lassen; auch solle man sie antreiben, den steifen Kinnbacken und die Zunge immer mehr und mehr zu bewegen, etwas feste Nahrung zu kauen, zu sprechen, und mit dem Uebrigen, wie bisher, fortzufahren.

Von den Aerzten, die sie bedienten, bekam ich, meines dringenden Verlangens ungeachtet, gar keinen Bericht. Dieser Verlust war vielleicht nicht zu bedauern. Denn in sechs Wochen erhielt ich, auch ohne sie, einen Brief von dem Sekretär des Orts, dem Herrn Vriezekolk, worin er mir, zu meinem größten Vergnügen, schrieb: „Die Zunge der „Agnese van Tuyl ist auf der rechten Seite, „auf der sie vorher am meisten gelegen hatte, noch „etwas dick und hart. Sie ißt und trinkt, ohne „einige Beschwerde; es darf aber nicht sehr heiß „seyn. Die Sprache wird je länger je deutlicher. „Wenn die Dicke der Zunge weg ist, wird sie so gut, „wie zuvor, sprechen."

Mehr kann ich daher nicht mittheilen. Indessen glaube ich, daß ich meine Absicht, die Zunge, welche sechs und zwanzig Wochen lang aus dem

Munde herausgehangen hatte, in denselben wieder zurück zu bringen, zu ihrer Zufriedenheit gänzlich erreicht habe.

Es sey mir vergönnt, diese Wahrnehmungen mit den vorhergehenden zu vergleichen, und einige lehrreiche Folgerungen daraus herzuleiten.

I. Wären die beyden letzten Fälle nicht auf meine oder eine ähnliche Weise behandelt, sondern, wie man bisher gethan zu haben scheint, der Natur überlassen worden: so würde die heraushängende Zunge unstreitig eben so, wie in Trioen's Falle, und in andern, ausserhalb des Mundes geblieben, oder vielleicht abgeschnitten worden seyn.

II. Hätte man in dem, von Trioen angeführten Falle, sogleich, nachdem sich die ersten Zufälle gelegt, die Zunge nach unserer Weise behandelt: so würde sie wahrscheinlich sehr bald wieder zwischen die Zähne hineingekommen seyn.

III. Durch die nämliche Behandlung hätte man, aller Wahrscheinlichkeit nach, in Spöring's und Siegel's Fällen dem Abschneiden der heraushängenden Zunge zuvorkommen können.

IV. Man hat, bey keiner, mit Speichelfluß verbundenen Krankheit des Halses, woran die Zunge Theil nimmt, und wirklich aus dem Munde heraustritt, zu fürchten, daß sie immer draussen bleiben werde. Man muß nur, sobald sich die ersten Zufälle legen, und der Speichelfluß fortdauert, das

Vorwärtshängen des Kopfes verhindern, den Kranken auf dem Rücken liegen, ihn den Speichel hinterschlucken lassen, und dieses dadurch je länger je mehr befördern, daß man ihm beständig etwas Wein, oder sonst etwas Wohlschmeckendes in den Mund giebt. Auf alle Fälle zieht sich die Zunge durch beständiges Schlingen jedesmal hinterwärts.

V. Bey einer beträchtlichen Heraustretung muß man sich in seiner Bemühung, die Zunge durch den beschriebenen Verband wieder hinein in den Mund zu bringen, nicht übereilen, sondern lieber langsam zu Werke gehen, weil der Mund die veraltete geschwollene Zunge nicht so geschwinde beherbergen, und sie innerhalb der untern Vorderzähne eingeklemmt werden kann. Ich glaube, das letzte hat in meinem zweyten Falle in einigem Grade statt gefunden.

VI. Mir ist es, ob ich gleich keine Erfahrung davon habe, wahrscheinlich, daß die nämliche Heilmethode bey sehr veralteten und sehr weit heraushängenden Zungen ohne die mindeste Gefahr versucht werden könnte, besonders, wenn man erst einige Tage, zuweilen auch Wochen lang, die Zunge mit einer Binde umwickelte, dünner machte, und zugleich sich bemühte, sie vermittelst eines heraufziehenden Bandes zurück zu bringen. Vielleicht könnten auch starke Abführmittel hiebey von Nutzen seyn. — Die Zeit muß und kann hierüber mehr Auskunft geben.

VII. Auch das Heraustreten der Zunge verdient

einen Platz in den mediciniſchen und chirurgiſchen Lehrbüchern.

VIII. Vorzüglich muß man darauf bedacht ſeyn, daß Perſonen, die den Speichelfluß haben, nicht allezeit auf einer Seite, auch nicht mit dem Kinne auf der Bruſt, liegen.

IX, In der größten Einfachheit liegt die größte Weisheit! Wer dieſes recht verſteht, und Gebrauch davon macht, iſt am glücklichſten.

Könnten dieſe geringen Bemerkungen über das Heraustreten der Zunge nur einigermaßen zum Preiſe Desjenigen gereichen, der die Zunge geſchaffen hat, und zum Heil derer, deren Pflicht es iſt, ſie zu ſeiner Ehre zu gebrauchen, ſo iſt mein Wunſch erfüllt!

Sechste Abhandlung.

Fortgesetzte Nachrichten von der Anschwellung, Vergrößerung, dem Heraustreten und Anwachsen der Zunge.

In den vorhergehenden medicinisch-chirurgischen Fällen und Bemerkungen über die Anschwellung, Vergrößerung und das Heraustreten der Zunge habe ich, meines Bedünkens, diese Krankheit in ein ganz neues Licht gesetzt, die wahre Ursache derselben ausgemittelt, und ein hinlänglich sicheres Heilverfahren dagegen aufgestellt. Ich glaubte, ich könnte es hiebey bewenden lassen. Allein das Besondere eines neuen Falles, wovon mir kein Beyspiel bekannt ist, hat meinen Vorsatz geändert; und das Folgende soll nicht allein zur Bestätigung dessen dienen, was ich im Vorhergehenden geäußert habe, sondern auch ein Beytrag seyn zur Vervollständigung dieser, von Vielen noch so wenig gekannten Krankheit.

Am sechs und zwanzigsten April, 1784, brachte man, in Beyseyn des Herrn D. Hopman und des Wundarztes Bolsius, ein Mädchen von eilf Jahren zu mir, deren Zunge bereits sechs Wochen an-

derthalb Zoll Rheinländisch aus dem Munde heraushing.

Da ich bemerkte, daß die Kranke viel Geschwüre und Krusten in dem Nacken hatte, erzählten mir die Aeltern, daß es Krätze sey, und daß man ihr eine Queckfilberfalbe eingerieben habe. Hierauf seyen der Kopf, die Kehle und die Zunge gewaltig geschwollen, und das Mädchen habe einen heftigen Speichelfluß bekommen, der noch immer fortdaure. Die Krusten in dem Nacken aber seyen nach den Spanischen Fliegenpflastern, die man gelegt habe, um die Zunge in den Mund zurück zu ziehen, zum Vorschein gekommen.

Die Zunge war, wie gewöhnlich, ausserhalb des Mundes viel breiter und dicker. Da nun aber die Kranke fast immer auf der rechten Seite gelegen, und daselbst den Speichel von sich gegeben hatte: so waren die Zunge und die innere Fläche des Backens an dieser Seite roh geworden, und von hinten her bis zu dem rechten Mundwinkel an einander angewachsen.

Indes Herr Hopman die Güte hatte, die Zunge mit einem Stückchen Linnen anzufassen, und nach der linken Seite zuzudrücken, bemühte ich mich, sie vermittelst einer Scheere mit stumpfen Spitzen von dem rechten Backen los zu schneiden. Allein das Mädchen machte eine so starke Bewegung, daß ich es unmöglich thun konnte. Ich steckte hierauf meinen Finger in den Mund, und konnte so die zu-

sammengewachsenen Theile sehr leicht und gänzlich von einander trennen.

Auf der Stelle fuhr die Zunge, so bald sie den Kopf vorwärts beugte, um das Blut ausfließen zu lassen, noch einen halben Zoll weiter aus dem Munde heraus, und man konnte an ihr den rothen Kreis sehen, den der Druck der Vorderzähne darin verursacht hatte. Es würde also die Zunge, wenn sie nicht angewachsen gewesen wäre, zwey Zoll lang aus dem Munde herausgehangen haben, und wahrscheinlich noch weiter herausgetreten seyn.

Nachdem ich die Blutung durch kaltes Wasser gestillt hatte, legte ich auf den Kopf einen Streifen Linnen, welcher an den Ohren herabhing. Einen zweyten Linnenstreifen, der einen guten Zoll breit, und eine Elle lang war, legte ich unter die heraushängende Zunge, band ihn auf dem Hinterkopfe fest, und zwang auf diese Art die Zunge, daß sie einen Zoll tiefer in den Mund hineinkam. Und, damit dieses Band sich nicht verschieben möchte, knüpfte ich die, über die Ohren herabhängenden Enden des ersten Streifens oben auf dem Kopfe zusammen.

Ich befahl dem Mädchen, allezeit auf dem Rücken, und mit dem Kopfe sehr niedrig, im Bette zu liegen, den Speichel herunter zu schlucken, und sie beständig, vermittelst einer kleinen Saugekanne etwas Wasser, mit weissem Wein *) und Eydotter

*) Unter weissem Weine (witte Wyn) versteht man in der batavischen Republik einen leichten, weissen, süßen, französischen Wein, der mehrentheils, auch um den Zucker zu ersparen,

vermengt, in der Absicht trinken zu lassen, um den gequetschten Theilen Linderung zu verschaffen; ferner, die Zunge in Bewegung zu erhalten; endlich, das Wiederanwachsen zu verhindern, und durch das beständige Hinterschlucken die Zunge zu nöthigen, in den Mund zurück zu treten.

An dem Abende desselben Tages sahe ich, als ich den Verband erneuerte, daß die Zunge kaum noch einen halben Zoll ausserhalb der Zähne hervorragte, und den folgenden Tag, daß sie ganz darin war. Sobald ich aber die Kranke sitzen, und, mit vorwärtshängendem Kopfe, den Mund öffnen ließ, trat die Zunge wieder einen halben Zoll heraus.

Ich fuhr auf dieselbe Weise noch vier Tage fort, indes das Essen leicht, und das Sprechen deutlich wurde.

Am sechsten Tage ließ ich sie aufstehen, und, ohne Binde am Munde, durch das Haus gehen, unter der Bedrohung, daß, wofern die Zunge wieder herausträte, auch wieder ein Band um dieselbe gelegt werden würde. Damit aber die noch geschwollene Zunge sich mehr zusammenziehen mögte, ließ ich sie nun beständig etwas rothen Wein im Munde halten, und langsam hinterschlucken.

Zwey Tage darauf machte ich, weil sie sich wohl befand, meinen letzten Besuch.

---

nur als Speisewein gebraucht, und wohlfeil gekauft wird. Wenn ich nicht irre, ist es eine Art von Clairet. Man hat ihn auch zu einem höhern Preise, wo ihn die Bataven bey Fischgerichten zu trinken pflegen. Anm. d. Uebers.

Obgleich der mit Recht berühmte Louis, bey dem Heraustreten der Zunge, wiederholte Aderlässe, purgirende Klystiere, Veränderung der Luft, das Oeffnen der Froschadern, und das Anlegen der Blutigel anräth *y*): so kann ich kaum glauben, daß diese Mittel bey einer Zunge, die einige Wochen aus dem Munde heraus gehangen hat, von einigem Nutzen seyn können. Das Zurückbinden der Zunge, das Liegen auf dem Hinterhaupte, und das Hinterschlucken des Speichels, sind, gleichwie ich zuvor, und auch itzt gezeigt habe, die vornehmsten, oder wohl gar die einzigen Rettungsmittel.

Mein berühmter Kunstfreund, Herr B. Hüsem zu Amsterdam, meldete mir unter dem fünften September 1795, daß er unlängst eine Zunge, die, nach einem Speichelflusse, acht Wochen aus dem Munde herausgehangen hatte, dadurch, daß er sie, nach meiner Methode, heraufgebunden, und den Kranken auf dem Rücken liegen lassen, in vier und zwanzig Stunden wieder in den Mund hineingebracht habe.

Als man ehemals die grausame Gewohnheit hatte, die venerische Krankheit durch Mittel, die fürchterlicher, als die Krankheit selbst sind, das ist, durch Speichelfluß, zu heilen, wie viele Menschen hat man damals nicht wahrscheinlich gesehen, denen die Zunge aus dem Munde heraushing! Dessen ungeachtet sprechen die Schriftsteller, die über veneri-

y) Mémoires de l'Academie royale de Chirurgie, Tom. V. pag. 486. ſqq.

sche Krankheiten geschrieben haben, so viel ich weiß, kein Wort davon; vielleicht, weil sie diesem abscheulichen Uebel nicht abzuhelfen oder vorzubeugen wußten.

Ich glaubte diese Abhandlung nicht anders schließen zu dürfen, als mit meiner achten Folgerung, die ich aus meiner vorhergehenden Abhandlung, betreffend diese Krankheit, hergeleitet habe, nämlich: Daß aus der größten Einfachheit die höchste Weisheit hervorleuchtet, und daß diejenigen, die sich ihrer zu bedienen wissen, am glücklichsten sind; eine Wahrheit, die auf alle Wissenschaften anwendbar ist.

Zusatz des Uebersetzers zu der fünften und sechsten Abhandlung, über das Heraustreten der Zunge.

Van der Haar's Bemerkung, daß das Heraustreten der Zunge, einem starken Speichelflusse, und also auch demjenigen, welcher eine Folge gebrauchter Queckſilbermittel ist, zuzuschreiben sey, bringt mir einige Erfahrungen in Erinnerung, die ich, in Ansehung des arzneylichen Gebrauchs des Queckſilbers, und seiner Wirkung auf die Speicheldrüsen, in der batavischen Republik, dem Vaterlande unsers Verfassers, gemacht habe.

Ich habe nämlich erstlich gefunden, daß im Utrechtschen, wo ich lebte, das Queckſilber nicht nur

in geringerer Dosis, als ich es vorher in Deutschland beobachtet hatte, den Speichelfluß hervorbrachte, sondern auch, daß dieser viel geschwinder entstand. Die Queckſilberbereitung, deren ich mich bediente, war immer das verſüſte Queckſilber. Wenn ich (z. B. bey allerhand Hautkrankheiten) dieſes die Kranken früh und Abends, oder auch nur des Abends, dergeſtalt in einer Pillenmaſſe nehmen ließ, daß ein bis anderthalb Gran deſſelben auf die Dosis kamen: ſo zeigten ſich, bey Einigen ſchon in einigen Tagen, bey Andern ſpäter, die Spuren ſeiner Wirkung auf die Mund- und Rachenhöhle: das Zahnfleiſch ſchwoll auf, wurde roth, empfindlich; die Zähne waren ſchmerzhaft und ſchmuzig; aus dem Munde ging ein metalliſcher Geruch hervor; es ſammelte ſich mehr oder weniger widernatürlich Speichel im Munde.

Zweytens waren die Kranken, von denen ich rede, nicht Holländer, ſondern Deutſche, oder doch wenigſtens ſolche Holländer, die auch eine Zeitlang in Deutſchland ſich aufgehalten hatten.

Drittens war die Wirkung dieſelbe, die Kranken mochten männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſeyn; doch ſchien es, als ob die weiblichen Kranken im Munde noch leichter von dem Queckſilber angegegriffen würden.

Viertens zeigte ſich dieſe Wirkung am erſten bey ſolchen Perſonen, die ſchlechte Zähne und ein ſkorbutiſches Zahnfleiſch hatten; welches mir wiederum am häufigſten bey weiblichen Kranken vor-

gekommen ist (vermuthlich nicht um des Geschlechts willen, sondern weil ihre Zähne und ihr Zahnfleisch gerade diese Beschaffenheit hatten).

Venerisch war keiner von diesen Kranken, und folglich wurde auch das Queckſilber nicht als ein antisyphilitisches Mittel gebraucht.

Einige lernten es vertragen, wenn die Dosis vermindert wurde; bey Andern aber war ich, wenn ich wollte, daß seine Wirkungen auf den Mund aufhören sollten, genöthigt, es ganz bey Seite zu sezzen. Man wird sich leicht vorstellen können, daß ich, durch dergleichen Erfahrungen gewarnt, in der Folge noch aufmerksamer auf die Wirkungen der Queckſilbermittel, und auch vorsichtiger bey ihrem Gebrauche wurde, als ich vorher war, oder vielmehr Ursache hatte, es zu seyn.

Ich führe diese Erfahrungen um deswillen an, weil sie mir in einigem Zusammenhange mit den Fällen von Heraustretung der Zunge zu stehen scheinen, die van der Haar angeführt hat. Sollte man, zufolge meiner Erfahrungen über die Art, wie das Queckſilber in dem Batavischen feuchten Klima, und auf dem sehr niedrigen dasigen Boden wirket, es nicht erklären können, daß daselbst das Heraustreten der Zunge (als eine Folge gebrauchter Queckſilbermittel) verhältnißmäßig so häufig ist? Mir scheint es so. Irre ich, so will ich mich gern eines Bessern belehren lassen.

Siebente Abhandlung.

Bemerkungen über den Nutzen und die Nothwendigkeit eines vorbereitenden Verbandes vor der Operation der Hasenscharte und des Lippenkrebses.

Erster Fall.

Es ist über zwanzig Jahre, daß man mir ein Kind von achtzehn Monaten zeigte, welches eine angeborne gespaltene Oberlippe hatte, die bis in die Nase hinein ging, und womit eine weite Spaltung der vordern Hälfte des Oberkiefers, dessen eine Seite zugleich etwas weiter, als die andere, hervorragte, verbunden war.

Ich zog die beyden vordersten Zähne heraus, und schnitt mit einer Nägelzange die hervorragende Spitze der einen Seite des Oberkiefers hinweg, machte zugleich die Lippen von diesem los, und nahm an beyden Seiten der Spalte, bis in die Nase, etwas Weniges weg. Hierauf brachte ich, vermittelst zweyer silberner Nadeln, und der umwundenen Naht, die Lippenwunde mit einiger Mühe an einander, und unterstützte dann die Backen und die Naht durch einen wohl schließenden Verband.

Allein, nach fünf bis sechs Tagen hatte ich das

Mißvergnügen, zu sehen, daß die Nadeln abgerissen waren, und die Wundlefzen einander nicht gefaßt hatten. So viel Mühe ich mir in der Folge auch gab, um, vermittelst durchgestochener guter Heftpflaster, und eines vereinigenden Verbandes, die noch rohen Wundlefzen zusammen zu halten und zu vereinigen: Alles vergebens! Ich mußte das Kind ungeheilt wegschicken; versprach aber zugleich der Mutter, ich wolle es in vier Wochen zum zweyten Male operiren, und werde es sicher heilen.

Hinterher sahe ich ein, warum die Operation nicht geglückt war. Das Kind war dick, derb und stark von Muskeln, und hatte breite und dicke Backen. Die natürliche Spalte der Lippe betrug, wenn es ruhig war, in ihrer Weite neun Linien, und, wenn es schrie, vierzehn Linien. Unglücklicherweise schrie es vor und nach der Operation, vorzüglich aber, wenn es mich zu Gesicht bekam, und es schien überhaupt von unruhiger Art zu seyn.

Die Hauptursache aber, warum die Operation nicht gelang, lag darin, daß ich etwas sehr Nöthiges, das ich vor der Operation hätte thun sollen, nicht that. Und warum hatte ich es nicht gethan? Weil ich es nicht besser wußte, und es auch bey Niemanden anders gesehen, oder gehört, oder bey irgend einem Schriftsteller anders gelesen hatte. Und dieses bestand in einem vorbereitenden Verbande, wodurch Haut und Muskeln verlängert, und ihre zusammenziehende Kraft merklich geschwächt

wird. Ich werde sogleich mehr von demselben sagen.

In vier Wochen kam gedachtes Kind wieder zu mir. Ich legte ihm nun eine, über die Ohren herabhängende breite Binde auf den Kopf, und auf die Backen zwey Kompressen, deren jede einen Finger dicke war, und die ich vermittelst einer schmalen, einen kleinen Finger breiten, und drey Ellen langen Binde befestigte, die an beyden Enden zusammengerollt war, und womit ich am Hinterkopfe zu wickeln anfing, und dieselbe sich unter der Nase kreuzen ließ, nach und nach alle Tage fester zuzog, indes die erste über die Ohren zurückgeschlagene Binde verhinderte, daß die andere und die Kompresse sich nicht verschieben konnten. Wenn aber dieses doch geschah, so wurde dieser Verband erneuert.

Nachdem ich diesen vorbereitenden Verband acht Tage lang angewendet hatte, wiederholte ich die Operation; und durch diese wurde das Kind in vierzehen Tagen sehr leicht und vollkommen hergestellt.

Die Vortheile, die ein solcher vorbereitender Verband gewährt, der vor der Ausrottung des Lippenkrebses, und vor der Wegschneidung der Hasenlippe angelegt wird, sind unglaublich. Der Spielraum, den man dadurch bekommt, ist wahrlich groß. Außerdem erwerben sich sowohl Kinder als Erwachsene, während dieses Verbandes, und vor der Operation, eine gewisse Fertigkeit und Gewohnheit zu essen, die sie genöthigt sind, einige Tage lang

nach der Operation zu befolgen. Aus dieser Ursache habe ich seit mehr als zwanzig Jahren nie eine Hasenscharte, auch, wenn sie nicht bedeutend war, oder große Krebsgeschwülste der Lippen anders operirt, als daß ich diesen vorbereitenden Verband einige Tage oder Wochen vorhergehen ließ.

Hätte aber dieser Verband nicht noch größere Vortheile, und wäre er bereits allgemein und bekannt genug, so würde ich mich in der That nicht unterstanden haben, hier ein einziges Wort davon zu sagen, und das besonders deswegen, weil seitdem der mit Recht berühmte Louis z) ihm so viele Vortheile beygelegt hat, wovon man hoffen, oder wenigstens wünschen darf, daß sie in der Folge den Gebrauch der Nadeln und der umwundenen Naht entbehrlich machen mögen.

Ich weiß aus Erfahrung, daß sich dieses bey verständigen Menschen, die nicht gewohnt sind, nach der Operation zu schreyen, wirklich thun läßt. Allein bey Kindern habe ich mich bisher noch nicht darauf verlassen dürfen, ob ich gleich zuweilen nur eine Nadel, oder auch bloß dicht über oder unter dem Rothen der Lippe einen einzigen geknüpften Stich anwende, und das Uebrige mit Heftpflastern und einem vereinigenden Verbande an einander halte.

---

z) Mémoires de l'Academie Roy. de Chirurg. Tom. IV et V.

Zweyter Fall.

Im Monat April 1781, zeigte man mir ein Kind von vier Monaten, von dem die Mutter Folgendes erzählte: „Dieses Kind sey mit einer großen „Spalte der Oberlippe und des ganzen Oberkiefers „geboren, und habe zugleich einen sehr großen knor„pelartigen Auswuchs unter der Nase gehabt; dieser „Auswuchs aber, und ein Stückchen Oberkiefer, „worin die Anfänge von zwey Vorderzähnen sich be„funden, seyen am neunten Tage nach der Geburt „von zwey Wundärzten weggenommen, und darauf „die gewöhnliche Operation der Hasenscharte, jedoch „ohne allen Nutzen, gemacht worden."

Das Kind hatte ein ziemlich volles Gesicht und breite Backen; und es kommt mir vor (ohne zu wissen, ob Andere dieses auch bemerkt haben), daß dieses bey allen Kindern, die mit einem gespaltenen Kiefer behaftet sind, Statt findet. Die Weite der Spalte der Oberlippe betrug, wenn das Kind ruhig war, neun bis zehen Linien, und, wenn es schrie, vierzehen bis funfzehen Linien. Es war nicht allein der ganze Kiefer, sondern auch der weiche Gaumen dergestalt gespalten, daß der Zapfen (Uvula) auch in zwey Theile getheilt war, deren jeder an einer Mandel hing. Die Scheidewand der Nasenknochen fehlte, und der linke Nasenflügel lag, weil er keinen Knochen zur Unterstützung hatte, wie ein loses Läppchen dicht auf der Oefnung des Kiefers, durch welche ich mit leichter Mühe in die Quere einen

Finger bis hinter in die Kehle stecken konnte, und worin das Kind fast immer mit der Zunge spielte. Ueberdem ragte der rechte Oberkiefer eine Linie über dem linken hervor.

Ich wunderte mich gar nicht darüber, daß die erste Operation nicht gelungen war, und sagte zu der Mutter, daß, wenn ich sie auf ihr Ansuchen sogleich wieder unternehmen sollte, wir das nämliche Unglück zu erwarten hätten. Ich müsse ihr Kind, vielleicht einige Wochen lang, durch einen vorbereitenden Verband dazu vorbereiten, und zu einem guten Erfolge der Operation, wovon ich die eigentliche Zeit nicht bestimmen könne, geschickt machen, u. s. w.

Hierauf legte ich auf den rechten Backen, der am meisten hervorstand, unter das Auge und nahe an die Nase eine Kompresse, die einen kleinen Finger breit dick war, und eine dergleichen dünnere auf die linke oder niedrigere Seite, doch etwas mehr hinterwärts und nach dem Ohre zu. Auch legte ich eine kleine viereckige Pflasterkompresse unter das rechte Nasenloch, auf die Lippe und das hervorstehende Stück Kiefer. Diese befestigte ich mit vier Bändern, jedes beynahe einen Fuß lang und acht Linien breit, an deren vier Enden zwölf starke Fäden rothen Zwirns genäht waren, die, wie gefaltete Finger, zwischen und neben einander liefen und sich kreuzten, so daß zwey von diesen Bändern, die auf dem Hinterhaupte fest gemacht waren, nach vorn mit vier und zwanzig Fäden über die Kompressen liefen,

und, mit den beiden andern Enden unter der Nase sich kreuzend, auf dem Hinterhaupte sich wieder endigten; worauf diese Bänder nebst den Kompressen und den Fäden, mit Stecknadeln befestigt wurden.

Durch diesen vorbereitenden Verband hatte ich nicht nur das Vergnügen, täglich zu sehen, daß die Lefzen der Hasenscharte sich einander stark näherten, und durch das Schreyen des Kindes kaum zurückgezogen wurden. Was mich aber vorzüglich freute, war, daß die gespaltenen Kieferstücke, und vorzüglich die unter dem rechten Nasenloche hervorragende Spitze, sehr stark zurücktraten, und die offen stehende Nase schlossen, indes der linke platte Nasenflügel sich in die Höhe hob, und eine ordentliche Nase darstellte. Mit einem Worte, in Zeit von drey Wochen war ich so weit gekommen, daß, wenn man den Verband abnahm, das ganze Gesicht des Kindes durchaus verändert schien. Und, da ich vor drey Wochen einen Finger in die Quere durch die Nase bis in die Kehle stecken konnte, so sahen nun verschiedene Kunstgenossen mit mir, daß die Auseinanderweichung des Kiefers, vorzüglich aber nach vorne, kaum noch für einen dicken Tabakspfeifenstiel Platz hatte.

Der Land- und Stadtarzt Hopman und der Regimentswundarzt Milmer riethen mir, dieses Verfahren noch drey Wochen fortzusetzen, indem sie sich schmeichelten, daß alsdenn die gespaltenen Kieferstücke, wenigstens vorn unter der Nase, wo die Lippe geheftet werden mußte, einander vollkommen

genähert seyn würden. Und dieses schien desto nothwendiger zu seyn, da die Zunge des Kindes, die fast immer in dieser Oefnung spielte, das Heften hätte, hindern können. Allein die Mutter, die nach Hause verlangte, nöthigte mich, die Operation zu unternehmen.

Mit Hülfe der genannten Herren machte ich die Lippen vom Zahnfleische etwas loß, schnitt ein kleines Spitzchen von dem rechten, noch etwas hervorstehenden Kiefer, und hierauf die beyden Ränder der gespaltenen Lippe bis in die Nasenhöhle hinweg. Da der linke Nasenflügel noch ganz locker war, so stach ich mit der ersten Nadel dicht unter der Nase, und die zweyte dicht in und über dem Rothen der Lippe hinein, und umwickelte dieselben einige Mal mit einem flachen, durch Wachs gezogenen seidenen Faden. Hierauf legte ich die obenerwähnten Kompressen und die Bänder mit den durchgesteckten Fäden wieder an, doch so, daß diese Fäden die Nadeln nicht berührten. Die Naht selbst ließ ich einige Mal des Tages mit einem Tropfen Rüböl bestreichen *).

Am fünften Tage nach der Operation nahm ich die oberste, und am sechsten die unterste Nadel weg; worauf ich die Narbe mit zwey kreuzweisen Heftpflastern und dem obengemeldeten Verbande bis zum eilften Tage unterstützte. Und so war das Kind so

*) Ohnerachtet die meisten Oele erweichend und eitermachend sind, so bestreiche ich doch diese Nähte am liebsten mit Rüböl, weil dieses sehr gut lindert, trocken macht, und der Entzündung

schön geheilt, daß die Narbe nur, wenn es schrie, zu bemerken war. Auch war die Nase und das ganze Gesicht des Kindes dergestalt umgeschaffen, verändert und etwas schmäler geworden, daß seine Verwandten zu Hause es nicht zu kennen schienen, und es mit Verwunderung betrachteten.

Ich glaube, es wäre überflüßig, wenn ich über diesen Fall und über den Nutzen eines vorbereitenden Verbandes bey einem schweren Hasenmunde noch einige Anmerkungen machen wollte. Des letztern heilsame Wirkungen fallen, dünkt mich, jedem in die Augen. Ich wenigstens glaube, daß, wenn man, bald nach der Geburt dieses Kindes, einige Wochen oder Monate lang, einen solchen Verband mit Verstande angelegt hätte, zum allerwenigsten der vordere Theil des gespaltenen Kiefers sich bald vereinigt haben, und die Operation der Hasenlippe würde erleichtert worden seyn.

Der Mutter gab ich vor ihrer Abreise ein Band mit durchgesteckten Fäden mit, und ertheilte ihr den Rath, sie solle dasselbe, nebst zwey Kompressen auf den Backen, wenigstens des Nachts noch eine Zeitlang auf dieselbe Weise, wie ich gethan hatte, anlegen. Und es freute mich, zu hören, was für vor-

und Eiterung zuvorkommt. Es wäre zu wünschen, daß die Wundärzte ihre kühlenden und trocknenden Salben mit diesem Oele bereiteten.

treffliche Wirkungen dieses auf die Schließung der Gaumenknochen und der Nase geäußert hatte *).

Ich gestehe und bedaure, daß ich bey dem ersten Falle und bey zwey andern, die mit Spaltung des Kiefers verbunden waren, unterlassen habe, Acht zu geben, ob, nach einem vorbereitenden Verbande von einigen wenigen Tagen, die Spaltung der Kiefer- und Nasenknochen sich, wie es wahrscheinlich ist, auch etwas aneinander begeben haben. Allein der letzte Fall zeigt unwidersprechlich: daß dieser Verband nicht allein dazu dient, um die Backen und Lippen zu erschlaffen, und zu einem guten Erfolge geschickt zu machen, sondern auch, um die Ungleichheiten und die Auseinanderweichung der Kiefer- und Gaumenknochen recht geschwinde zu vereinigen.

Da dieser Verband, meines Wissens, noch nicht allgemein bekannt ist: so glaubte ich, daß er

*) Drey Monate darauf (den 16ten August 1781.) sagte mir die Mutter, daß die Kiefer- und Gaumenknochen (aber nicht der weiche Gaumen) völlig geschlossen seyen; und daß, seit drey Wochen keine Milch oder Brey mehr aus der Nase gelaufen, wohl aber der gewöhnliche Schleim, welches letztere vorher nie geschehen sey.

Nachher habe ich, bey einem andern aber schwächern Kinde, durch den nämlichen Verband die Schließung der Kiefer- und Nasenknochen in zehen Tagen vor der Operation der Lippe zu Stande gebracht.

Man weiß, daß nach der gewöhnlichen Heilung der Hasenlippen die gespaltenen Gaumenknochen oft Jahr und Tag unvereinigt bleiben, und bey Erwachsenen sich nie vereinigen.

einer Bekanntmachung und Nachahmung nicht unwerth sey.

Achte Abhandlung.

Kritische Abhandlung über die Sackwassersucht der weiblichen Eyerstöcke.

Daß die Sackwassersucht der weiblichen Eyerstöcke nur bey denen ein seltenes oder ungewöhnliches Uebel sey, die sie nicht kennen, bedarf, meines Erachtens, keines Beweises. Ich, für meine Person, habe sie in meiner Praxis mehrmals behandelt, und nach dem Tode untersucht. Deswegen vermuthe ich, daß sie Aerzten, die eine ausgebreitete Praxis haben, oft vorkommen muß. Jedoch glaube ich auch, daß man Ursache hat zu klagen, daß dieses Uebel beym Leben der Kranken zu selten geahndet oder erkannt wird.

Indessen muß man sich nicht minder darüber wundern, daß, so viele besondere Fälle davon man auch bey einer ziemlichen Anzahl von Schriftstellern aufgezeichnet, und durch Abbildungen erläutert findet, (die doch meistens erst nach dem Tode der Kranken bekannt wurden), dessen ungeachtet keine systematische Abhandlung darüber angetroffen wird; da hingegen über so viele unbedeutendere und seltene Uebel so ausführlich und vielfältig geschrieben worden.

Ich will es versuchen, über diesen Gegenstand der Chirurgie, worin die Arzneykunde durchgängig so wenig leisten kann, nach meinen Kräften etwas umständlicher zu sprechen.

Dieses soll in folgender Ordnung geschehen. Zuerst will ich, in so fern es zu meinem Zwecke nöthig ist, eine kurze Beschreibung von dem gesunden Theile, welcher der Sitz der Krankheit ist, machen.

Zweytens werde ich mich bemühen, den Ursprung, den Fortgang und die Kennzeichen dieser Krankheit, und dasjenige, wodurch sie sich von andern Krankheiten unterscheidet, anzugeben.

Drittens will ich durch Beyspiele anschaulich machen, welche Folgen es hat, wenn diese Krankheit der Natur, und einem aufs allerbeste geordneten innerlichen Arzneygebrauche überlassen wird.

Und endlich werde ich, ebenfalls unter Anführung von Beyspielen, zeigen, was für Wege die Wundärzte bisher eingeschlagen haben, sie zu heilen, und zugleich einige Folgerungen daraus herleiten.

I. Die weiblichen Eyerstöcke (Ovaria. Holl. Eyernesten, Eyerballen der vrouwen) sind zwey weisse schwammige Körperchen, an jeder Seite eins von derselben Art, die ohngefähr zwey Finger breit von dem Grunde der Gebärmutter entfernt, und länglich von Gestalt sind, fast wie ein platt gedrücktes Taubeney, und bey fruchtbaren Frauen neunzig bis hundert und zwanzig Gran, das ist, drey Achtel oder ein halbes Loth wiegen. Sie liegen in der

Bauchhöhle zwischen einem Theile der häutigen Verdoppelungen des Bauchfells, den man die breiten Mutterbänder nennt, in dem Becken, hinter der Harnblase, zu beyden Seiten des Anfangs des Mastdarms, und sind durch die genannten Bänder und Häute an die Gebärmuttter und deren Trompeten befestiget.

Außer einer oberflächlichen Haut, welche die Eyerstöcke mit den übrigen Eingeweiden des Unterleibes gemein haben, sind sie vorzugsweise mit einer weissen oder graulichen sehr starken Haut überzogen. Schneidet man diese auf, so findet man inwendig eine lockere, weiche, schwammige Substanz, die aus vielen Zellchen oder Röhrchen besteht, worin viele Bläschen oder Körnerchen liegen, die mit ihrer eigenen Haut umkleidet sind, und eine weisse dünne Feuchtigkeit enthalten, die dem Eyweiß gleicht.

Diese Bläschen oder Kügelchen werden von angesehenen Zergliederern für wahre weibliche Eyer gehalten, weil die darin enthaltene Feuchtigkeit durch das Kochen die nämliche Farbe, Geschmack und Dicke annimmt, die man bemerket, wenn man Vogel- und Fischeyer kocht.

Gedachte Eyerstöcke sind auch öfters mit Wasserbläschen (Hydatides), die zwischen den Eyerchen liegen, angefüllt, die von den wahren Eyerchen nicht gut anders als durch Kochen unterschieden werden können. Denn die Feuchtigkeit der Eyerchen wird dadurch hart, die der Wasserbläschen hingegen bleibet dünne, und wird nur etwas trübe. Ueber-

dem hängen die Wasserbläschen zuweilen für sich, und vermittelst eines dünnen Stielchens an der Haut der Eyerstöcke fest; ein Umstand, den man bey den wahren wahren Eyerchen, die fast alle kleiner sind, nicht bemerket.

Diese Eyerstöcke haben eine Menge Blutgefäße, Nerven und Saugadern, womit sie überall durchwebt sind, und die auch an die Eyerchen ihre Zweige abgeben.

II. Daß die gedachten Eyerstöcke sehr vielen, ja allen Krankheiten, wovon die übrigen Theile des thierischen Körpers befallen werden, unterworfen sind, ist unleugbar. Gegenwärtig aber scheint es eine völlig erfahrungsmäßige Sache zu seyn, daß diese Theile eine besondere Neigung zur Erzeugung von Blasen- Röhren- und Wassergeschwülsten besitzen, die ihre eigene Haut haben, es sey nun, daß diese ein helles Wasser, oder eine leimartige, zähe Materie, von verschiedener Farbe und Dicke, enthalten. Ja, man hat Beyspiele, daß zuweilen Haare, Steine, Knochen, Knorpel, und viele andere feste Materien darin gefunden worden. Der berühmte F. Ruysch hat sogar bey einer Frau von vier und zwanzig Jahren verschiedene Vorderzähne und einen Backenzahn darin entdeckt *a*).

Mir ist jedoch nicht bekannt, daß irgend ein Gelehrter sich ausdrücklich die Mühe gegeben habe, die Ursache dieser Erscheinungen aufzusuchen. Gleich-

b) Iste ontleedkundige (anatomisches) Kabinet, Seite 513.

wohl sind die wahren Ursachen davon in der That nicht so leicht zu finden oder festzusetzen, es sey nun, daß man sie in einer besondern Ausartung der Eyerchen, oder in den Wasserbläschen suchet, die man oft bey den Eyerchen oder an den Eyerstöcken findet.

Es ist wahr, daß die Feuchtigkeit der Eyerchen wie alle andere Eyerfeuchtigkeiten, von einer seifenartigen, schäumenden Natur ist; daß sie über dem Feuer und in der Wärme gerinnt und dicke wird; und daß die Feuchtigkeit, die man in einer großen, doch nicht sehr veralteten Sackwassersucht der Eyerstöcke findet, durchgängig die nämliche Eigenschaft besitzet. Jedoch kann man, meines Bedünkens, hieraus nicht mit hinlänglicher Sicherheit schließen, daß diese Feuchtigkeit eine vermehrte Eyerfeuchtigkeit sey, die in den weiblichen Eyern hätte hervorgebracht werden sollen. Denn aus ihr können auch eben so gut die Wasserbläschen der Eyerstöcke entstehen, und die in diesen enthaltene Feuchtigkeit kann, wenn sie durch Ruhe und Zunahme viele Veränderungen erleidet, die nämliche Materie erzeugen. Da unsere Kenntniß von den natürlichen und gesunden Feuchtigkeiten in so enge Grenzen eingeschlossen ist, wie können wir da mit Sicherheit über ihre Ausartung urtheilen.

Außerdem scheint auch die schwammige Substanz der Eyerstöcke selbst, die Eyerchen und Wasserbläschen ungerechnet, einen solchen Bau zu haben, der die Entstehung von Wasserblasen- und Hautgeschwülsten sehr begünstiget. Denn so viel ist gewiß, daß,

wenn der Zusammenfluß nach einem lockern und schwammigen Theile im Gange bleibet, und der Rückfluß gehemmt wird, alsdenn der zellstoffartige und blasige Bau sehr geschickt dazu ist, eine geschwinde Ansammlung zu machen, und schleimige Geschwülste oder Sackwassersuchten zu verursachen, besonders darum, weil dergleichen Theile durchgängig mit vielen einsaugenden Gefäßen versehen sind.

Man weiß aus Erfahrung, daß die Scheidenhaut der männlichen Hoden einer Anhäufung von Wasser, die man gewöhnlich einen Wasserbruch (Hydrocele) nennt, unterworfen ist. Zuweilen, obgleich selten, sieht man, daß auch die Scheidenhaut des männlichen Samenstranges dem nämlichen Uebel ausgesetzt ist, und daß sich daselbst zwischen einer oder mehreren Häuten Wasser aufhält. Es scheint also, daß der Zellstoff sowohl der männlichen Hoden, als der weiblichen Eyerstöcke, einer besondern Ergießung von Wasser unterworfen ist.

Es hat jedoch das Ansehen, daß es gleichviel ist, welche Theile der Eyerstöcke zuerst befallen werden, ob die Eyerchen, die Wasserbläschen, oder die zell- und blasenförmige Substanz. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß, sobald einer von diesen Theilen eine Ausartung und Vergrößerung untergeht, so daß die ihn umgebende Haut genöthigt wird, sich auszudehnen und zu vergrößern, alsdenn auch die übrigen, in den Eyerstöcken befindlichen Theile anfangen, gedrückt zu werden, und in ihrem Baue und in ihrer Wirkung sich zu verändern. Viel-

leicht folgt auf die erste Ausartung der Eyerchen die Ausartung der Wasserbläschen und der schwammichen Substanz des Eyerstocks; vielleicht auch arten diese drey Theile zu gleicher Zeit aus. Man vergleiche hierüber Ruysch c), mit dessen Meinung die meinige so ziemlich übereinkommt.

Doch dem sey wie ihm wolle, es ist durch die Erfahrung hinlänglich erwiesen, daß die weiblichen Eyerstöcke mehr, als irgend ein Eingeweide des menschlichen Körpers, einer Ausartung in Blasen- oder Hautgeschwülste, und einer darauf folgenden Sackwassersucht, ausgesetzt sind. Wie aber diese Theile in Haare, Steine, Knochen, u. s. w. ausarten können, gestehe ich gern, nicht zu wissen, und muß die Erklärung dieser Erscheinung den Naturforschern überlassen.

So ungewiß der erste Sitz dieses Uebels ist, so unbekannt scheint auch die erste Ursache zu seyn. So viel kann man jedoch aus Gründen schließen, daß in den weiblichen Eyerstöcken ein beständiger Zufluß, Abscheidung und Rückfluß von Feuchtigkeiten Statt findet. Der Zu- und Rückfluß scheint dazu zu dienen, um die Theile im Stande zu erhalten, die darin geschehende Abscheidung einer Feuchtigkeit aber, um außerhalb des Theils oder der Theile zu einem andern Zwecke verwendet zu werden.

b) Centuria Observatt. Obs. XVII. (in seinen Werken). „Gemeiniglich, doch nicht immer (sagt er), habe ich bemerkt, „daß die Eyerstöcke selbst so verändert; und dergestalt vergrößert „sind, daß ich sie nicht selten einen Kinderkopf übertreffen sah."

Sollte es daher nicht möglich seyn, daß junge Mädchen und bejahrte Frauen (wenigstens so viel ich weiß) diesem Uebel gar nicht oder sehr selten unterworfen sind? Das einzige Beyspiel (doch vielleicht sind mehrere vorhanden), welches ich von einer frühen Ausartung des rechten Eyerstocks in Wasserbläschen, die allerley Materien enthielten, ja sogar in Knorpel und Knochen verwandelt waren, finde ich bey G. Blasius c), der es von einem Mädchen von vierzehen Jahren erzählt, wo das Uebel bereits vor achtzehen Monaten seinen Anfang genommen hatte. Bey bejahrten Frauen hat man das Uebel zwar auch wahrgenommen: allein es erhellet zugleich aus den Beyspielen, die man davon hat, daß sich bereits vor vielen Jahren der erste Anfang zeigte, und daß es alsdenn nach und nach zugenommen hat.

Mir wenigstens kommt es nicht unwahrscheinlich vor, daß, wenn der in dem Eyerstocke abgeschiedene Stof sich nicht gehörig ausleeren kann, und also darin zurückbleibet und sich anhäufet, alsdenn eine Ansammlung von Feuchtigkeiten sich darin erzeuget. Hierzu können vielerley, innerliche und äußerliche Ursachen, die ich, da sie mehrentheils auf Muthmaßungen, obgleich auch auf wahrscheinlichen Gründen, beruhen, nicht nöthig habe anzuführen, das Ihrige beytragen. Auch haben verschiedene, sehr vorzügliche Männer in unserm Vaterlande, als Ruck, Ruysch und insonderheit Graashuis, die Entstehung der

c) Observatt. med. Seite 13.

Wassersackgeschwülste durch den ganzen Körper, sich bemüht, aus wahrscheinlichen Gründen zu erklären. Auf sie glaube ich meine Leser ohne alles Bedenken verweisen zu können.

So dunkel der erste Sitz und Ursache dieses Uebels ist, so dunkel sind auch die ersten Zeichen desselben. Denn selten zeigen sich eher einige Merkmale, als bis der leidende Theil bereits zu einer Größe von zwey oder mehr Fäusten gelangt ist; und selten klagen die Kranken über einigen Schmerz, oder fragen darüber um Rath.

Das erste muthmaßliche Zeichen, welches man gewahr wird, ist eine gewisse Dicke und Härte, mehrentheils auf der linken oder rechten Seite über dem Schambeine, nach der innern Seite des Hüftbeins, doch unter den Muskeln im Unterleibe; wobey sie zuweilen auch einen stumpfen, oder auch wohl einen stechenden Schmerz inwendig, an der Seite des Beckens, und längs der Hüfte und des Schenkels, fühlen. In der Folge klagen Einige über Erschwerung des Stuhlganges und des Urinlassens. Zuweilen, wiewohl selten, entsteht eine gänzliche Urinverhaltung. Zu anderer Zeit drückt die Geschwulst auf die Blase, so daß sich wenig Harn darin sammeln kann, und die Kranke beständig Urin lassen muß. Steiget endlich die Geschwulst höher hinauf, dann werden Harnblase und Mastdarm nicht mehr so gedrückt, und ihre Ausleerungen sind natürlich; hingegen fängt der Unterleib auf der Seite an gespannter und härter zu werden, so daß man durch

die Bauchmuskeln eine harte Geschwulst etwas fühlen kann.

In der Folge nimmt der leidende Theil allmählich an Umfang zu, und die Dicke des Leibes fängt an überall sichtbar zu werden. In einem einzigen Falle scheint der vergrößerte Eyerstock an der einen Seite der Bauchmuskeln fest zu sitzen, und verbreitet sich alsdenn nicht über den ganzen Bauch, sondern nur über jene Seite, so daß dadurch ein ungleicher und hökeriger harter Leib entsteht, der auf der einen Seite in spitziger Gestalt hervorragt; wie man weiter unten aus dem Falle, den Houston unter Nr. XI. anführt, deutlich sehen wird.

Bey vielen dieser Frauenzimmer geht das Monatliche seinen Gang fort, bey andern wird es unregelmäßig oder hört ganz auf. Bey andern, und wohl den meisten, ist dieses Uebel eine Folge von dem Ausbleiben des Monatlichen; und diese glauben, wenn sie verheirathet sind, schwanger zu seyn. Andere fangen zuweilen in diesem Zustande an sich Raths zu erholen, wo denn, bey einem standhaften Gebrauche innerlicher auflösender oder ausleerender Mittel, auch wenn sie von den geschicktesten Aerzten verordnet werden, dessen allen ungeachtet Geschwulst und Härte dergestalt zunehmen, daß durchgängig (doch bey einer mehr als bey der andern) zwey, vier, sechs und mehrere Jahre in einem kränkelnden und beunruhigenden Zustande hingebracht werden. Zwischendurch, wenn das Uebel zunimmt, befragen diese Frauenspersonen ein Orakel, oder lassen sich

von einem Professor genau untersuchen, kommen aber meistens mit einem purgirenden, urintreibenden, und den Körper noch mehr schwächenden Mittel zurück.

Dessen allen ungeachtet brechen die Schleim- und Wasserblasen, die sich in dem Eyerstocke gebildet haben, nach und nach von selbst auf, und ergießen ihre Feuchtigkeit in die Haut, welche den Eyerstock umgiebt, indem sie zur Entstehung eines eigenen Sackes, der allmählich größer, aber auch zugleich dicker wird, Gelegenheit geben. Und weil nun dieser Sack keine, oder bereits untüchtig gewordene Saugadern hat, so wird aus ihm keine Feuchtigkeit wieder aufgenommen, und mit dem Blute vermischt. Siehe da die Ursache, warum starke purgirende, harn- und schweißtreibende Mittel keinen wesentlichen Nuzzen schaffen können!

Dieser Sack, der sich entweder außerhalb, oder innerhalb des Bauchfells befindet, drückt dasselbe, nebst den Därmen, nach und nach in die Höhe; die lockere zellige Haut, womit das Bauchfell an die Lenden und an die Bauchmuskeln locker befestiget ist, giebt diesem Drucke eben so, wie bey einer weit vorgerückten schwangern Gebärmutter, leicht nach; und ob sich gleich bereits ein guter Theil Feuchtigkeit aus der Höhle des Sacks ergossen hat, so ist doch ihre Fluktuation nicht wohl, oder nur mit Mühe, zu entdecken, und zwar

1) wegen der Dicke der Bauchbedeckungen;

2) wegen der Dicke der Häute des Sackes, die ebenfalls von innen oder von außen, oder auf beyden

Flächen zugleich, mit vielen Schleim- und Wasserblasen, wie mit verschiedenen Säcken, besetzt sind;

3) weil die in dem Sacke oder den Säcken enthaltene Feuchtigkeit selbst dick und zäh, und nicht sehr beweglich ist.

Wenn in diesem Zustande keine andern körperlichen Krankheiten oder Gebrechen zugleich vorhanden sind, oder keine heftigen Mittel gebraucht werden: so sind diese Kranken, während des ganzen Verlaufs dieses Zufalls, allezeit gesund, haben eine frische Farbe, eine gute Verdauung und Ernährung, und alle übrige Bewegungen der Seele und des Körpers gehen natürlich von statten. Und dieses ist das einzige ächte Kennzeichen, wodurch man dieses Gebrechen (denn Krankheit darf man es noch nicht nennen) von fast allen andern Ergießungen oder Ansammlungen von Feuchtigkeit in der Höhle, oder in einem Eingeweide des Unterleibes, unterscheiden kann und muß.

Aber, kein Wunder! Die Eyerstöcke sind Theile, die zur Fortpflanzung dienen, aber nicht zum Leben nothwendig sind. Hingegen, jede Ergießung oder Ansammlung von Feuchtigkeit in der Höhle des Unterleibes, oder in einem seiner Eingeweide, geschieht in Theilen, die zum Leben unumgänglich nöthig sind, und folglich ist ihr veränderter Bau und ihre Störung eine Krankheit, die sich durch besondere Zeichen zu erkennen giebt, und sich, durch den eben beschriebenen Zustand, von einer Ergießung oder Ansammlung in den Eyerstöcken unterscheiden läßt.

Deswegen müssen, wie ich glaube, die Aerzte und Wundärzte auf diese natürliche und einfache Unterscheidung sorgfältig ihre Aufmerksamkeit richten. Denn, obgleich der große Boerhaave *d*) sagt, „diese Krankheit lasse sich schwerlich, und kaum anders erkennen, als durch die Leichenöffnung," so habe ich doch, und schon frühe, mit dem Herrn Professor J. Bon dieses Uebel verschiedene Male beym Leben der Kranken vorhergesagt, und auch nach dem Tode so befunden. Daher glaube ich auch, daß die Kennzeichen dieser Krankheit nicht immer so dunkel sind, als Viele sich ohne Grund einbilden *).

Dies ist der erste, oder, wenn man lieber will, der zweyte Grad dieses Uebels.

Wenn hierauf die Geschwulst dadurch, daß die Schleim- oder Wasserblasen sich vermehren, größer werden, aufbrechen, und sich in den Sack ergießen, sich mehr ausbreitet: so fängt, bey der Schwellung des untern Theils des Unterleibes, der obere auch an, zu schwellen, und die Eingeweide, die zur Verarbeitung und Verdauung der Nahrungsmittel die-

d) Aphor. 1223.

*) Außer den angeführten, auf guten Gründen beruhenden muthmaßlichen Zeichen, giebt es ein anderes, bestimmteres, nämlich, den schiefen und etwas geöffneten Gebärmuttermund. Ob aber diese Schiefheit nach der Seite zu gekehrt ist, wo sich der vergrößerte Eyerstock befindet, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Im Anfange habe ich vergessen, hierauf zu merken, und nachher hat es mir an guter Gelegenheit gefehlt, um die Sache nach dem Tode zu untersuchen.

nen, und folglich zum Leben nothwendig sind, zu drücken, und sie in ihrer freyen Wirkung zu hindern. Hierdurch geschieht es, daß dieses Gebrechen nun zu einer Krankheit wird, die mehr oder weniger bedeutend ist, nachdem die Geschwulst plötzlich zunimmt, und mehr oder weniger zum Leben nothwendige Eingeweide drückt und stört. Die Verdauung und Verarbeitung der Speisen wird gehindert, wodurch die Kranken mager, aber nicht weniger dick von Leibe werden.

Das Athemholen, welches bis itzt noch nicht gelitten hatte, wird gestört, weil das Zwerchfell durch das Zunehmen der Geschwulst gedrückt wird. Die nämliche Ursache, wodurch Magen und Därme in ihrer wurmförmigen Bewegung gestört, und Nieren und Harnblase gedrückt werden, macht, daß der Stuhlgang träge, und der wenige Harn dick und trübe ist, und so aussieht, als ob er mit Ziegelmehl vermischt wäre. Wenn die Kranke das Geringste gegessen hat, wird sie engbrüstig, und zuweilen bricht sie die Speisen unverändert wieder weg. Der Durst, der sie bisher nicht sehr geplagt hatte, fängt nun an groß zu werden.

Das Bauchfell, das in einem freyen Zustande, nach unten eyförmig zugespitzt, in dem Becken hängt, wird nun durch die Größe und dem Druck der Geschwulst in der entgegengesetzten Richtung nach oben gepreßt; und da, in Vergleich mit den Lenden, die Bauchmuskeln einen geringen Widerstand leisten, so fangen diese an, gewaltig ausgedehnt zu werden.

Die Därme, die durch den Druck kleiner geworden sind, und durch das Gekröse von hinten an den Wirbeln festgehalten werden, behaupten diesen Platz, und verkriechen sich auf diese Art vor der Geschwulst, doch innerhalb des Bauchfells. Der Druck, den die Geschwulst sowohl gegen das Rückgrad, als gegen die Bauchmuskeln verursacht, macht auch, daß die Därme, das Netz, der Magen, die Leber, die Milz und die Magendrüse (Pancreas) stark nach oben gegen das Zwerchfell gedrückt werden. Hierdurch werden die Ribben und das Brustbein gewaltig erweitert, und in die Höhe getrieben, so daß ich mehrmals gesehen habe, daß alle diese, sonst unter dem Zwerchfell liegende Theile, größtentheils unter dem Brustbeine und den falschen Ribben ihren Platz gefunden hatten.

Es bedarf, meines Erachtens, keiner Erinnerung, daß, durch den unaufhörlichen Druck der Geschwulst gegen das Bauchfell, da, wo die Eyerstöcke im gesunden Zustande nicht fest mit demselben zusammenhängen, es sehr leicht, wie zu einem Theile, damit zusammenwachsen muß. Durch die nämliche Ursache, wodurch der vergrößerte Eyerstock auswendig an das Bauchfell anwächst, wachsen auch oft das Netz und die Därme damit zusammen. Hieraus entsteht die große Verwirrung der Eingeweide, deren die Schriftsteller in ihren Fällen erwähnen.

Das erschwerte Athemholen, und der gespannte Widerstand der Ribben und des Brustbeins gegen die Geschwulst, drücken wiederum diese nach außen

und nach unten ins Becken. Daher kommt es, daß der Unterleib sich über das Schambein herunter, bis auf die Schenkel und Knie, senkt. Man kann sich also wohl vorstellen, daß die Harnblase und der Mastdarm sehr gedrückt, und in ihren Wirkungen gestört werden; und da das Becken aus festen Knochen besteht, so bieten diese überall dem Drucke der Geschwulst starken Widerstand. Dessen ungeachtet aber habe ich mehrmals deutlich gesehen, daß die Darmbeine, durch einen vieljährigen Druck der Geschwulst, sehr flach und auswärts gebogen waren.

Der Widerstand indessen, den die Beckenknochen bieten, verhindert nicht, daß die Sackgeschwulst die Gebärmutter nicht bis in ihre Scheide dergestalt hervorstoßen sollte, daß man ihre Oeffnung beynahe sehen, oder mit einem halben Finger fühlen kann, Ja, ich habe bey zwey Frauen, wo die Wasserblasen nach außen ins Becken aufgebrochen waren, gesehen, daß die Feuchtigkeit zwischen die Gebärmutter und den Mastdarm hingedrungen war, und die Mutterscheide fast zwey Fäuste groß, durch die Schamtheile hindurch nach außen trieb. Außer Belchier, in seinen Fällen, weiß ich niemanden, der dieses Zeichens erwähnt hätte, ungeachtet es übrigens sehr gemein zu seyn scheint.

Noch muß ich hierbey bemerken, daß das Heraustreten der Mutterscheide durchgängig viel größer und für die Kranken beschwerlicher ist, wenn sie liegen, als wenn sie stehen oder sitzen, wovon die Ursache leicht einzusehen ist. Auch kann durch diesen

Umstand dieses Heraustreten von dem gewöhnlichen unterschieden werden, indem das letztere beym Liegen allezeit kleiner wird.

Obgleich die auswendige Haut des Eyerstocks in dem Maaße, wie seine Sack- und Hautgeschwülste wachsen, zunehmen und größer werden, sehr gedrückt wird: so wird sie doch nicht dünner, sondern oft dicker. Es scheint nämlich eine Eigenschaft der meisten Häute des thierischen Körpers zu seyn, daß sie, wenn sie langsam gedehnt werden, dann zugleich an Dicke, Stärke und Haltbarkeit zunehmen; daß sie hingegen, wenn sie über ein gewisses, in der Natur bestimmtes Maaß ausgedehnt werden, auch durchgängig wieder dünner werden, ja so dünne, daß sie endlich zerreißen.

Daher kommt es, daß man, wenn der Sack anfängt dünner, und die Bauchmuskeln mehr gedehnt zu werden, fast immer durch die Muskeln und den Sack hindurch, das Schwappern der Feuchtigkeit sehr leicht fühlen kann. Und dieses ist der sehr verschlimmerte Zustand, worin diese Krankheit von den bravsten Aerzten, weil sie keine genaue Vergleichung der vorhergegangenen Zeichen und Zufälle mit den gegenwärtigen anstellen, fast allezeit für eine Bauchwassersucht, die in der Höhle des Bauchfells ihren Sitz habe, angesehen, und als eine solche behandelt wird. Wie verkehrt dieses aber sey, kann jeder leicht einsehen.

Ich muß hierbey noch bemerken, daß, obschon die Sackgeschwülste der Eyerstöcke durchgängig zuerst

inwendig in dem Eyerstocke aufbrechen, weil die ihn umgebende Haut dick, stark und zähe ist, und hierdurch das Aufbersten nach außen verhindert wird: so drängen und arbeiten sie sich doch in manchen Fällen durch die auswendige Haut, und ergießen ihre Feuchtigkeit außerhalb des Eyerstocks in die Höhle des Beckens. Auch ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß, wenn der vergrößerte Eyerstock sich mit dem Bauchfell vereinigt hat, er in dieser Gegend aufbrechen, und seine Feuchtigkeit in die Bauchhöhle ergießen kann. Doch, die Wahrheit zu sagen, glaube ich, daß dieses sehr selten geschieht. Denn, ob es gleich einige Fälle nach dem Tode zu beweisen schienen: so weiß ich doch aus meiner eigenen und der Erfahrung Anderer, daß, wenn man bey dergleichen Todten das Bauchfell unversehens durchschneidet, dann die Feuchtigkeit aus dem vergrößerten Eyerstocke oder aus dem Becken leicht in die Höhle des Bauchfells laufen, und so jemanden auf den Gedanken bringen kann, daß sie sich schon vor dem Tode daselbst befunden habe. Doch, ich glaube, daß auch dieser Gegenstand noch mehrerer Aufklärung bedarf.

Man kann sich leicht vorstellen, daß es die Kranken in diesem zweyten oder dritten Grade sehr schwer haben. Das Athemholen ist sehr kurz, schnell, und meistens nur in sitzender Stellung möglich. Der Puls klein und geschwinde; die Eßlust verdorben oder gestört. Hierdurch verliert die Kranke allmählig ihre vorige frische Farbe und gesundes

Aussehen, die sich in dem ersten oder zweyten Grade der Krankheit immer noch erhalten, und zu einem Unterscheidungszeichen gedient hatten, daß kein Wasser im Bauche oder in einem andern, zum Leben nothwendigen Eingeweide vorhanden sey. Das Gesicht, die Brust und die Arme magern ab, und verdorren gleichsam; die Beine, die bey einer wahren Bauchwassersucht leicht anschwellen und dick werden, trocknen auch, so zu sagen, aus, und werden erst am Ende der Krankheit, wenn die Feuchtigkeit aus der Sackgeschwulst ins Becken läuft, dick. Und dieses ist zu Anfange des Uebels ebenfalls als ein Zeichen anzusehen, wodurch es sich von der eigentlichen Wassucht unterscheidet.

Ist die Sackgeschwulst dick und stark, und leeren sich die Blasen inwendig aus, ohne daß von der Feuchtigkeit etwas aus dem Eyerstocke herausläuft, oder sich in die Bauch- oder Beckenhöhle ergießt: so können diese Kranken, mit einem gräßlich dicken Bauche, viele Jahre leben, wie aus den Beyspielen, die ich erzählen werde, erhellen wird. Ergießt sich aber die Feuchtigkeit aus dem geplatzten Sacke, oder aus den Schleim- und Wasserblasen, in das Becken oder in die Höhle des Unterleibes, dann ist der Zufluß nach der Sackgeschwulst desto größer. Hierdurch breitet sie sich ringsherum weiter aus, drückt und verdirbt die Theile, die sie berührt, worauf dann der Tod, der mächtigste Befreyer von allem Elende dieses Lebens, durch ein schleuniges Ende Hülfe schafft.

Untersucht man die Sackgeschwülste der Eyerstöcke nach dem Tode, so findet man fast nie zwey Fälle, die einander in allen Stücken gleich sind. Und öffnet man den Unterleib mit der Vorsicht, daß der Sack oder das Bauchfell nicht durchgeschnitten werden: so entdeckt man zuweilen eine erstaunend große Geschwulst, welche das ganze Becken, den Unterbauch, ja manchmal auch den Oberleib ausfüllt, und die Gebärmutter ausgenommen, nirgends festsitzet. Oft aber ist diese Geschwulst, oder lieber, dieser Sack, mit dem Bauchfelle und den Bauchmuskeln, ja selbst mit dem Zwerchfell, dergestalt vereinigt, daß man sie nur mit Mühe davon lostrennen kann. Zuweilen hängt sie jedoch nur lokker, vermittelst kurzer oder langer Fasern, hier und da an.

Durchschneidet man die Geschwulst selbst, so laufen aus einer einzigen über die hundert Pfund Feuchtigkeit heraus. Diese hat fast in jedem Falle eine andere Farbe, Dicke und Beschaffenheit. Ja, selbst in einem und demselben Falle ist die Feuchtigkeit oft so verschieden, daß man Mühe hat, sie gehörig abzusondern, doch ist sie größtentheils schleimig, zähe, leimig, schäumend, und über dem Feuer gerinnend; zu anderer Zeit eiterartig, dünne, hell, geruchlos oder nicht. Der Sack, worin diese Feuchtigkeit sich befindet, ist bisweilen so dünne, wie Linnen, und oft so dick, wie Leder, und noch dicker. Ist der Sack sehr groß, stark und alt: so ist die

Feuchtigkeit oft dünne und hell, und fast alle große Wasserblasen sind darin verzehrt.

Ich habe einen solchen Sack geöffnet. In diesem waren weit über die hundert Pfund ganz klares Wasser enthalten, und keine, oder nur sehr wenige, kleine Wasserbläschen. Oft aber findet man solcher Bläschen eine unzählbare Menge in dem Sacke, von der Größe eines Sandkorns bis zu derjenigen, die eine große Pomeranze übertraf. Sie sitzen traubenförmig an einander. Schneidet man sie durch, so ist die darin befindliche Feuchtigkeit ebenfalls sehr verschieden, wie aus den Beyspielen erhellen wird.

Zuweilen ist der Sack aufgebrochen, und die Feuchtigkeit hat sich ins Becken ergossen. Dann ist der Sack zusammengeschrumpft, und hängt gleichsam mit einem Stiele an der einen oder andern Seite der Gebärmutter fest. In einem solchen Sacke findet man gemeiniglich die nämlichen Geschwülste.

Manchmal ist das Becken und der Unterleib mit einer dicken Feuchtigkeit angefüllt, worin eine große, ungleiche, harte, drüsen- oder speckartige Geschwulst liegt, die in- und auswendig aus den nämlichen Hautgeschwülsten besteht, an Gewicht verschiedene Pfunde hält, und allein an der Gebärmutter fest sizzet, oder hier und da auf eine andere Weise damit vereinigt ist. Die Befestigung an der Gebärmutter findet man gemeiniglich auf der linken Seite, weil, so viel mir bekannt, der linke Eyerstock diesem Uebel am meisten ausgesetzt ist, so wie der Wasserbruch bey den Männern gemeiniglich auf der linken Seite

angetroffen wird. Den Grund hievon brauche ich, der Kürze wegen, hier nicht zu untersuchen.

Zuweilen findet man, daß beyde Eyerstöcke zu einer ungleichen und erstaunenden Größe angewachsen sind.

Doch manchmal hängen die Sack- und Hautgeschwülste in- oder auswendig an dem Eyerstocke, wie mit einem Stiele, fest; ja ich habe sogar gesehen, daß sie, abgesondert von der großen Geschwulst, frey im Unterleibe lagen. Sie sind gemeiniglich von verschiedener Gestalt, je nachdem sie gedrückt wurden. Ja, zuweilen sitzen viele Wasserblasen in einander, wie die Schalen einer Zwiebel, oder wie die Nürnberger Schächtelchen. Die Ursachen dieser Erscheinung hat der scharfsinnige Grashuis e) sehr gut aus einander gesetzt.

Der in den Blasen enthaltene Stof ist, wie bereits gesagt worden, dick, dünn, wie Wasser, Eiter, Schleim, Honig, Oel, Schmeer, Stein, Knochen, u. s. w. Diese Stoffe alle aufzuzählen, liegt außer den Gränzen meiner Erfahrung.

Wenn man sich die Mühe giebt (deren die Sache wohl werth ist), die Fälle, die viele brave Schriftsteller von diesem Uebel aufgezeichnet haben, nachzusehen: so wird man finden, daß sie es oft eine Wassersucht zwischen oder in der Verdoppelung des Bauchfells nennen. Allein Kenner wissen längst,

e) Disquisitio de natura, sede et origine Hydatidum §. 14.

daß die größten Zergliederer unserer Zeit die sogenannte Verdoppelung dieser Haut mit Recht leugnen. Man darf nur vergleichen, was die berühmten Männer, Douglas und Winslow, darüber gesagt haben. Indessen ist es besonders, daß, obgleich die Schriftsteller diese Krankheit eine Wassersucht in der Verdoppelung des Bauchfells nennen, sie doch immer nachher auch sagen, und durch Abbildungen erläutern, daß es eine merkwürdige Geschwulst in oder an den Eyerstöcken, mit oder ohne Wasserblasen, giebt.

Andere nennen diese Krankheit eine Wassersucht in den Trompeten der Gebärmutter (Tubae Fallopianae). Weil sie aber gemeiniglich der Eyerstöcke gar nicht erwähnen, und die fallopischen Röhren, obgleich sehr ausgedehnt, und in ihrer Gestalt verändert, mehrentheils an diesen Sackgeschwülsten gefunden werden: so glaube ich mit Recht annehmen zu können, daß diese Schriftsteller sich darin betrogen haben, daß sie einen Theil mit dem andern verwechselten. Obwohl es nicht unmöglich ist, daß dergleichen Sackgeschwülste in den Trompeten selbst entstehen können, erinnere ich mich doch nicht, sie jemals darin gesehen, noch irgendwo eine deutliche Beschreibung davon gelesen zu haben.

Noch andere Schriftsteller erzählen uns Fälle von Bauchwassersucht, die sie nach dem Tode untersuchten, und sagen, daß sie auf dem Grunde oder Boden der Gebärmutter eine große Geschwulst gefunden haben. Allein auch hier läßt sich mit vieler

Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sie die Sackwassersucht der Eyerstöcke für eine andere Geschwulst gehalten haben. Es ist mir, ehe ich mit dieser Krankheit recht bekannt war, selbst begegnet, daß ich, wenn ich den Unterleib und das ganze Becken mit einer großen Geschwulst ausgefüllt fand, die aus einer Menge eine Feuchtigkeit enthaltender Blasen bestand, meinte, die ganze Gebärmutter sey in solche Blasen verwandelt. Darum denke ich, daß ein übereiltes, einseitiges Urtheil uns oft betrügen kann.

Kennzeichen,
wodurch sich die Sackwassersucht der Eyerstöcke von der Bauchwassersucht, von der Trommelsucht und der sogenannten Wassersucht der Gebärmutter unterscheidet.

1) Bauchwassersucht.

So schwer die Sackwassersucht der Eyerstöcke in einem sehr verschlimmerten Zustande, oder in den beyden letzten Graden, von einer wahren Bauchwassersucht zu unterscheiden ist: so leicht wird es doch, wenn man auf ihren ersten Anfang, auf ihre Zeichen, Zufälle, und auf ihren Fortgang Achtung giebt.

Die Bauchwassersucht entsteht durchgängig in so viel Monaten, Wochen, ja Tagen, als die Wassersucht der Eyerstöcke Jahre erfordert. Das Nämliche kann man auch von der Windsucht (Trommel-

sucht) sagen. Die Bauchwassersucht ist gemeiniglich die Folge eines vorhergegangenen schlechten Zustandes des ganzen Körpers, und die Sackwassersucht der Eyerstöcke ist, wie wir bereits gesagt haben, als solche, in einem noch gesunden Körper vorhanden. Die Bauchwassersucht ist gemeiniglich mit großem Durste und geschwollenen Beinen verbunden, bey der Wassersucht der Eyerstöcke aber findet dieses nur alsdenn Statt, wenn die Krankheit weit vorgerückt ist, und gegen das Ende derselben. Hiezu, und zu dem, was wir vorhin schon gesagt haben, kommt noch, daß, wenn man diesen Kranken das Wasser durch den Bauchstich abzapft, dasselbe oft dick, leimig, schäumend ist, und auf dem Feuer wie Eyweis gerinnt, obgleich, bey einer vorhandenen Verderbniß, diese Regel ihre Ausnahmen leidet: das Wasser von der Bauchwassersucht hingegen ist gemeiniglich dünn, hell, oder von einer gelblichen oder grünlichen Farbe, es sey denn, daß es aus einer Sackgeschwulst des Netzes, der Leber, der Milz, oder des Gekröses, u. s. w. gekommen ist, in welchem Falle man zugleich auf die vorhergegangenen Zeichen und Zufälle Rücksicht nehmen muß. So ist es gewiß, daß Sackgeschwülste, die sich in Theilen, die zum Leben nothwendig sind, erzeugen, ihre eigenen Zeichen und Zufälle haben, wodurch sie sich, in Absicht auf Zeit und Ort, von der Sackwassersucht der Eyerstöcke unterscheiden lassen.

Außerdem bemerket man, nach der Abzapfung der Wassersucht der Eyerstöcke, oft auf der Seite,

jedoch unter dem Nabel, eine mehr oder weniger härtliche Geschwulst, welche der vergrößerte und verhärtete Eyerstock ist. Nach der Abzapfung der Bauchwassersucht, oder der Sackgeschwulst des Nezzes, der Leber, der Milz, u. s. w. bemerket man zwar auch bisweilen eine solche Geschwulst, diese hat aber gemeiniglich über dem Nabel oder unter den falschen Ribben ihren Sitz. Da jedoch diese Theile zuweilen eine große Veränderung des Orts erleiden, so ist dieses letzte Zeichen etwas unsicher. So habe ich einst, nach dem Tode einer wassersüchtigen Frau, eine verhärtete, sieben Pfund schwere Milz in dem Becken gefunden.

Bey dem Durchstechen der Sackwassersucht der Eyerstöcke setzet sich zuweilen, während die Feuchtigkeit herausläuft, die harte Geschwulst vor das Röhrchen, und verhindert den Ausfluß, welches bey der Bauchwassersucht und andern Sackwassersuchten nicht so häufig zu geschehen scheint.

Endlich merke ich noch kürzlich an, daß eine Sackgeschwulst in einem, zum Leben nothwendigen Eingeweide, gemeiniglich die Folge einer vorhergegangenen andern Krankheit, die Wassersucht der Eyerstöcke hingegen gemeiniglich eine Krankheit für sich ist.

2) Trommelsucht.

Von der Wind- oder Trommelsucht (Tympanites) unterscheidet sich die Wassersucht der Eyerstöcke durch folgende Umstände:

1) Die Geschwulst der Eyerstöcke offenbart sich

zuerst und gemeiniglich auf beyden Seiten des Unterleibes, über dem Schambeine an der inwendigen Seite der Hüft- und Darmbeine, mit mehr oder weniger Deutlichkeit in der Leiste und dem Schenkel; die Geschwulst der Windsucht aber erstreckt sich über den ganzen Unterleib.

2) Bey der Wassersucht der Eyerstöcke bleibet sich die Geschwulst immer gleich; bey der Windsucht aber ist die Kranke einen Tag, ja selbst eine Stunde des Tages einige Zoll dünner oder dicker, als zu anderer Zeit.

3) Das Schwappern des Wassers ist bey der Sackwassersucht, im Anfange wenigstens, stumpf, dunkel, dann deutlicher; bey der Windsucht aber hört man einen hellen, lauten Ton, wie von einer Trommel.

4) Die in den wassersüchtigen Eyerstöcken enthaltene Feuchtigkeit giebt, sich selbst überlassen, nie einen Ton von sich; die Luft bey den Trommelsüchtigen aber erregt oft in den Därmen einen großen Lärmen und Poltern. Ich setze hierbey voraus, daß, wie ich in meinen Anmerkungen zu des Barons van Swieten Krankheiten einer Armee (Legerziekten) bewiesen zu haben glaube, der Wind bey den Trommelsüchtigen nicht in der Bauchhöhle, sondern in den Därmen seinen Sitz hat.

5) Endlich (um mich kurz zu fassen) wiegen die Sackwassersüchtigen auf einer Wage viel schwerer, als die Windsüchtigen.

Der berühmte Ruck *f*) erzählt, daß eine schwangere Frau so dick war, daß man glaubte, sie werde zwey bis drey Kinder zur Welt bringen, die aber, nachdem sie von Einem Kinde glücklich entbunden worden war, so gewaltig dick blieb, als ob sie noch seit acht oder neun Monaten schwanger wäre. Nach einigen Wochen urtheilten einige Aerzte, ihre Krankheit sey eine Wind- oder Trommelsucht. Ruck hingegen, wie er hörte, daß sie vor ihrer Schwangerschaft nur hundert und dreyßig Pfund gewogen, itzt aber, nach der Entbindung, hundert und vier und funfzig wiege, und daß sie eine frische Farbe und Aussehen habe, war der Meinung, ihre Krankheit sey eine Wassersucht der Eyerstöcke; und diese nebst zwey andern, beschreibet er sehr umständlich.

3) Die sogenannte Wassersucht der Gebärmutter.

Verschiedene medicinische und chirurgische Schriftsteller sprechen von einer Wassersucht der Gebärmutter, ingleichen von Blähungen, wodurch dieser Theil aufgetrieben werde: allein deutliche Beyspiele davon sind schwerlich zu finden.

Aber, daß zuweilen in der Gebärmutter eine große Menge Wasserbläschen wachsen, ist allgemein bekannt. Man braucht nur Portal, Venette und Ruysch darüber nachzusehen. N. Tulp *g*) erzählt ein Beyspiel davon. In diesem Falle ging,

f) Adenograph. curios. pag. 84.

g) Tulpii Observatt. Lib. III. Obs. 32.

doch auf mehrere Male, ein Wassereymer *) voll von einer Frau ab. Dieser Zufall indessen hat mehr Aehnlichkeit mit einer Schwangerschaft, als mit der Wassersucht der Eyerstöcke. Bey der letztern ist zwar der Gebärmuttermund von seiner Stelle verrückt, entweder zu weit nach oben gezogen, oder zu tief in die Scheide gedrängt, oder nach der einen oder andern Seite gekehrt, aber ihre Gestalt bleibet immer unverändert: hingegen, wenn die Gebärmutter durch Wasser- oder Schleimbläschen etwas beträchtlich angeschwollen ist, dann wird ihr Hals kürzer, die Oeffnung dünner, platter, größer und runder, wie es bey einer weit vorgerückten Schwangerschaft fast immer der Fall ist, und natürlich seyn muß, indem es der mechanische Bau des Theils mit sich bringt.

Aus diesem Grunde kann man, wie ich glaube, die sogenannte Wassersucht der Gebärmutter von der Sackwassersucht der Eyerstöcke deutlich unterscheiden.

Was ich hier von der Wassersucht der Gebärmutter gesagt habe, kann, meines Erachtens auch auf ihre schwammigen und Fleischgewächse (Fungi und Polypi) angewendet werden.

*) Was hier Wassereimer heißt, könnte man dem Körperinhalte, aber nicht der Form nach, mit den in Sachsen gebräuchlichen hölzernen Wasserkannen (Bornkannen) vergleichen. Die saubern, mit Oelfarbe angestrichenen Holländischen Wassereymer gleichen, der Form nach, den Wassereymern, woraus in Deutschland die Pferde getränkt werden.

Anm. d. Uebers.

III.

Wer die Sackwassersucht der Eyerstöcke mit einem aufmerksamen Auge betrachtet, sieht leicht ein, daß es der Heilkunst unmöglich sey, sie durch innerliche Mittel zu heilen. Die Menge der vorhandenen Beyspiele beweiset dieses.

Die Blasen- und Hautgeschwülste der Eyerstöcke haben mit allen andern häutigen Umschliessungen oder Hautgeschwülsten das gemein, daß sie, so zu sagen, ausserhalb der Gränzen der Oekonomie des Körpers liegen. Es findet zwar in denselben ein beständiger Zufluß von Feuchtigkeiten Statt, ihr Rückfluß aber scheint völlig gehemmt zu seyn. Auch herrscht in diesen Theilen eine solche Unordnung, daß eine schaffende Kraft dazu erfordert würde, wenn sie hergestellt werden sollten.

Alle auflösende Mittel sind daher fruchtlos, und die starkpurgirenden schädlich, nicht allein deswegen, weil sie die festen Theile des ganzen Körpers schwächen, sondern auch, weil sie die Häute der Sackgeschwulst zugleich erschlaffen, und den Zufluß der Feuchtigkeiten vermehren. Man weiß, daß Körper mit schwachen Fasern den Anhäufungen und Ergießungen am meisten unterworfen sind. Die stark purgirenden und harntreibenden Mittel schwächen außerdem die ersten Wege, Magen und Därme, und verderben die Eßlust. Auch sieht man, daß arme und unbemittelte Frauen am längsten dabey leben, und daß andere, die viele innerliche Arzneyen gebrauchen, am geschwindesten sterben.

Von den armen will ich zuerst einige Fälle anführen.

Erster Fall.

Ich und der Professor J. Bon allhier, haben mehrere Jahre lang zwey Frauen gekannt, und ich kenne eine dritte, die noch lebt, welche alle mit einem übermäßig dicken Bauche, jedoch übrigens völlig gesund, täglich über die Straßen gingen, ausgenommen in den zwey letzten Jahren ihres Lebens. Eine davon, bey der wahrscheinlich die Sackgeschwulst nach außen im Becken aufgebrochen war, litt zugleich an einem sehr großen Vorfall der Mutterscheide, und starb, nachdem sie einige Monate auf eine elende Art das Bette hatte hüten müssen, ohne daß es mir erlaubt wurde, die Leiche zu öffnen.

Die andere mußte beynahe zwey Jahre so zubringen, daß sie halb saß, und halb auf dem Rücken lag; und so starb sie, indem ihr Körper ganz ausgezehrt war. Der Bauch des todten Körpers war beynahe drey Ellen dick. Ich öffnete ihn im Beyseyn des erwähnten Professors. Wir fanden, daß die Sackwassersucht, die sich in dem linken Eyerstocke befand, sehr dünn, doch nicht zerrissen war, und daß sie über hundert und zwanzig Pfund einer gelblichen, hellen, dünnen Feuchtigkeit enthielt. Der Sack war überall gleich dick, wie ein gewöhnliches Stück Leder. Von außen war er mit den ausgedehnten dünnen Bauchmuskeln überall vereinigt, so daß ein minder Erfahrner sich hätte einbilden können,

es sey ein verdicktes Bauchfell (Peritonaeum). In demselben saßen, in kleiner Anzahl, hier und da Wasserblasen, wovon die größte nicht leicht eine Kastanie übertraf. Die Gebärmutter war durch die Geschwulst in die Höhe, doch meistens nach dem rechten Darmbeine zu, getrieben. Die übrigen Eingeweide, Magen, Därme, u. s. w. lagen außerhalb des Sackes, waren größtentheils gesund, nach hinten in die Brust gedrängt, und hatten die Ribben und das Brustbein gewaltig in die Höhe getrieben. Inwendig an dem Bauchfell saßen hier und da verschiedene Wasserbläschen von verschiedener Größe. Sollten diese, wenn sie aufbrechen, nicht eine Ursache von dem Wasser abgeben, welches zuweilen in der Bauchhöhle gefunden wird? Es scheint, daß, wenn die Sackgeschwulst von außen ganz bleibet, und die Blasengeschwülste sich darin ausleeren, diese dann größtentheils wegschmelzen, die Feuchtigkeit dünne wird, und die Kranken länger am Leben bleiben. Von dieser Art scheint auch der folgende Fall zu seyn.

Zweyter Fall.

J. Munniks erzählt bey S. Blankaart *h*), daß der Bauch eines armen Mädchens in dem Zeitraume von 1660 bis 1671 so gefährlich anschwoll, daß sie daran starb.

Bey der Oeffnung des Leichnams lief, nachdem man die äußern Bedeckungen und Umschließungen

h) Collect. med. phys. Centur. I. Obs. 61.

des Unterleibes durchschnitten hatte, keine Feuchtigkeit heraus. Als man aber die innern Theile (den Sack) durchsuchte, fand man eine große Menge Wassers angehäuft. „Die Gegend seiner Ansamm„lung (sagt der Verfasser) war der breitere und „obere Theil der Gebärmuttertrompeten. Die Ge„bärmutter war, durch die vielen Feuchtigkeiten, so „ausgedehnt, daß man ohngefähr hundert und zwölf „Pfund klares, salziges Wasser daraus erhielt.“ Die Haut, welche die Trompete (wie er es nennt) ausmachte, hatte die Dicke eines halben Fingers, und war überall mit Wasser- oder Fettbläschen besetzt. Dieses war, wie aus der Abbildung erhellet, der rechte Eyerstock.

Der linke Eyerstock (oder Trompete, wie er es nennt) war mit einer schwammigen, schleimigen und eiterartigen Materie, und mit sehr vielen Wasserbläschen angefüllt, die zusammen zehen Pfund Wasser enthielten. Dieser Theil war noch mit einer rothen und weichen Geschwulst umgeben, die zwey Fäuste groß, und mit einer Materie, wie verfaulter Käse, angefüllt war. Der Eyerstock an dieser Seite war verdorben, die Gebärmutter aber gesund. Die Trompeten waren an der Seite der Gebärmutter halb offen. Ein Stilet aber, welches hineingesteckt wurde, gelangte nur bis zur Hälfte seiner Länge.

Ich merke hierbey an, daß an den Sackgeschwülsten der Eyerstöcke, die ich gesehen habe, die Trompeten durchgehends angewachsen waren. Hier-

durch waren sie sehr verlängert, und hatten ihre Frangen verloren; doch an der Seite der Gebärmutter schienen sie gemeiniglich gesund zu seyn. Und dies ist, meines Bedünkens, der Grund, warum einige Schriftsteller diese Krankheit eine Wassersucht in dem obern Theile der Trompeten nennen.

Man kann dieses auch aus der Beschreibung und Abbildung sehen, die N. Tulp *i*) davon an einer Frau liefert, deren Eyerstöcke sehr vergrößert, und mit Wasserbläschen angefüllt waren, die neun Pfund Wasser und Eiter enthielten; und doch hatte diese Kranke neun Jahre, obgleich unter vielen Schmerzen, damit gelebt. Tulp nennt diese Krankheit eine Wassersucht in den Gebärmuttertrompeten: allein, ich glaube, es wird itzt niemand mehr daran zweifeln, daß es vergrößerte Eyerstöcke waren. Doch dieses hat Drelincourt bey Ruck lange vor uns angemerkt.

Dritter Fall.

Derselbe Tulp *k*), und J. van Meekeren *l*), erzählen beyde den nämlichen Fall von einer Frau, die bey dem Gebrauche innerlicher Arzneymittel, an einem dicken Bauche gelitten, wobey sie übrigens völlig gesund war, die aber endlich nach sieben Jahren gestorben ist. Man fand, nach van

i) Lib. IV. Obs. 45. und Tab. XVII.

k) Lib. IV. Obs. 44.

l) Observatt. chirurg. Obs. XLIX.

Meekeren's Versicherung, hundert und fünf und zwanzig, nach Tulp aber hundert und zehen Pfund klares, helles Wasser in der sogenannten Verdoppelung des Bauchfells. Der Sack, worin dieses Wasser saß, war einen kleinen Finger dick, und mit einem dicken, klebrigen Safte belegt. Er schien nirgends anzuhängen, ausgenommen an der rechten Seite der Gebärmutter, wie man aus der Abbildung bey van Meekeren sehen kann; woraus sich zugleich ergiebt, daß dieses der rechte vergrößerte Eyerstock gewesen ist. Der linke Eyerstock, sagt dieser Schriftsteller, war auch sehr groß und dick.

A. Cyprian *m*) erzählt einen Fall von einer Frau, in deren rechten Muttertrompete (aus seiner Abbildung erhellet jedoch, daß es der Eyerstock ist) er beynahe hundert und funfzig Pfund Wasser fand. Auch wog die Sackgeschwulst, nach der Ausleerung des Wassers, über dreyßig Pfund.

H. Bassius *n*) berichtet einen ähnlichen Fall von einer Frau von drey und dreyßig Jahren, aus deren linken Eyerstocke man über hundert Pfund einer trüben und stinkenden Feuchtigkeit bekam; auch wog die, von der Gebärmutter abgeschnittene Sackgeschwulst über zwölf Pfund.

Wer erkennt nicht mit mir in dem Allen die anbetungs- und erstaunenswürdige Allmacht des großen Schöpfers! Ein so kleiner Theil des menschlichen

m) In einem Briefe an T. Millington, Seite 34.
n) Observatt. anat.-chirurg.-med. Dec. IV. Obs. 8.

Körpers, der im gesunden und natürlichen Zustande beynahe hundert und zwanzig Gran wiegt, kann durch eine Krankheit eine Schwere von hundert und zwanzig Pfund, und darüber, erlangen! Doch ich hoffe, daß eine Krankheit, die eine so gefährliche Unordnung anrichtet, sich in der Folge einen Platz in den medicinischen und chirurgischen Lehrbüchern erwerben wird.

Aus diesen Fällen sieht man, daß die Kranken alle, die sich selbst, der guten Natur, und einer vorsichtigen mediciniſchen Behandlung überlassen waren, mit einem gewaltig dicken Bauche, der über hundert Pfund Flüßigkeit enthielt, obgleich elend, doch verschiedene Jahre noch lebten. Sie sind jedoch alle daran gestorben. Indessen muß ich bekennen, daß dieses die allerbesten Beyspiele sind, und daß mir keine Fälle bekannt sind, wo die Kranken, die mit diesem Uebel behaftet waren, dabey so lange, wie diese, am Leben geblieben sind.

Solcher Fälle, wo sie es, indem sie der Natur und einer mediciniſchen Behandlung überlassen waren, nicht so lange ausgehalten haben, giebt es weit mehr. Man kann sie, ob sie gleich nicht so bedeutend sind, nachsehen bey Blasius *o*), Ruck *p*), van Hilden *q*), Dekkers *r*), Allen *s*), Ridley *t*), und Short *u*).

---

o) Observatt. med. pag. 13.
p) Adenograph. Cap. VIII.
q) Centur. V. Obs. 48.
r) Exercitatt. practic. p. 687.
s) Synops. med. 504.
t) Observatt. med. pag. 206.
u) Philosophical Transactions, No. 466. p. 223.

Vierter Fall.

Lasset uns nun sehen, was aus denjenigen Kranken wird, denen, bey einer chirurgischen Behandlung, von Zeit zu Zeit, wenn die Dicke und Spannung sehr zunimmt, das Wasser durch den Bauchstich abgezapft wird. Doch vorher muß ich erinnern, daß ich hierzu wieder die allerbesten Beyspiele, das ist, von solchen Frauen, die am längsten dabey gelebt haben, auswählen werde. Denn es ist gewiß, daß viele Kranke, bey einer wiederholten Abzapfung von Wasser, es fast nie so weit, wie diese, haben bringen können, sondern meistens viel früher gestorben sind.

Nachdem J. Palfyn *v*) eine kurze Schilderung von einer Sackwassersucht (wie er sie nennt) gemacht hat, die an dem obern Theile der Gebärmutter festsitze, und die unstreitige eine Sackwassersucht der Eyerstöcke gewesen ist, geht er zu einem Falle des berühmten Littre *w*) über, der eine Wassersucht des Bauchfells (nach seiner Benennung) betrifft, und wovon das Vornehmste darauf hinausläuft: Der Bauch einer Frau von drey und vierzig Jahren, die eine gesunde Leibesbeschaffenheit hatte, war seit vier Jahren nach und nach geschwollen. Sie gebrauchte, ohne daß man die Natur der Krankheit kannte, zwey Jahre Arzneymittel. Nachdem der Bauch sehr dick geworden war, ließ sie den Herrn

v) Handwerken der Heelkunst, Seite 144.

w) Mémoires de l'Academ. des Sciences. 1707.

Gelly rufen. Dieser erklärte ihre Krankheit für eine humorale Wassersucht, die in einem Beutel oder Sacke des Bauchfells enthalten sey, und zwar deswegen, weil die Kranke bisher ihre Gesundheit behalten, eine blühende Gesichtsfarbe, helle Augen, guten Appetit, gute Verdauung, guten Stuhlgang gehabt, und einen Urin gelassen habe, an dem nichts Krankhaftes zu spüren gewesen, weil das Monatliche in Qualität und Quantität in Ordnung, kein Schmerz, keine Schlaflosigkeit da gewesen sey, u. s. w.

Gewiß, dieses waren ächte Kennzeichen einer noch nicht weit gekommenen Sackwassersucht. Nichts desto weniger waren andere Aerzte der Meinung, ihre Krankheit sey die Bauchwassersucht, und es wurden daher, aber vergebens, viele Mittel verordnet. Ihr Unterleib ward so dick, daß man genöthigt war, ihr in den letzten zwey Jahren das Wasser dreyzehen Mal abzuzapfen.

Bey der ersten Abzapfung erhielt man achtzehen Pinten Wasser, welches seit mehr als zwey Jahren angesammelt gewesen, von heller kaffebrauner Farbe, geruchlos, dünne war, über dem Feuer aber abgedampft so dick wie Gallerte ward. Bey den acht folgenden Abzapfungen gingen jedesmal nur dreyzehen bis vierzehen Pinten Feuchtigkeit ab, die mit jedem Male dünner und molkenartig wurde. Die vier folgenden wurden in kürzern Zwischenräumen hinter einander gemacht, gaben aber nur zehen bis eilf Pinten. Dieses letzte Wasser war dick, stinkend, und fast so weiß wie Milch. Wegen der Dicke der Feuch-

tigkeit war man genöthigt, einen weitern Troikar anzuwenden, und, wegen des Gestanks, Einsprizzungen durch das silberne Röhrchen zu machen. Kurz vor der neunten Abzapfung blieb das Monatliche aus; die Kranke bekam große Schmerzen im Unterleibe und Fieber, und diese Zufälle verließen sie nicht, bis sie starb.

„Wir haben, sagt der Verfasser, vor jeder Ab„zapfung gefunden, daß der Bauch gleichförmig ge„spannt war; dessen ungeachtet fühlte und sahe man „sogar, daß sich unter den Bedeckungen des vordern „und obern Theils der Nabelgegend eine härtliche, „zwey Zoll große, und etwas rundliche Geschwulst „befand, die quer über den Bauch von einer Seite „zur andern hinging. Nach der Abzapfung des „Wassers fielen zwar die Bedeckungen zusammen, „aber die härtliche Geschwulst erhob sich und ward „sichtbar.“

Man öffnete den Unterleib, und fand viele Pinten einer solchen Feuchtigkeit darin, wie man sie bey den Abzapfungen erhalten hatte. Diese Feuchtigkeit saß in einem Sacke, der vier Finger über dem Nabel sich anfing, und nach unten sich erstreckte. Dieser häutige Sack war überall frey, ausgenommen an der linken Gebärmuttertrompete, an welcher er sehr fest hing. Inwendig war er vereitert. Auch lag eine Geschwulst von der Größe eines Hühnereys darin, die aus ovalen, mit einer durchsichtigen, leimartigen Flüssigkeit angefüllten Blasen bestand. Hierauf sucht der Verfasser zu

beweisen, daß dieser Sack sich in der Verdoppelung des Bauchfells gebildet habe: allein ich halte dafür, daß es eine wahre Sackwassersucht der Eyerstöcke gewesen ist.

Wir haben also gesehen, daß diese Frau bey einem dreyzehenmaligen Stiche in den Unterleib noch zwey Jahre gelebt hat. Der folgende Fall, den Belchier x) eine merkwürdige Wassersucht des Eyerstocks nennt, wird die kleinen Dienste, welche eine in drey bis vier Wochen wiederholte Durchstechung und Abzapfung des Unterleibes leistet, näher bestätigen.

Fünfter Fall.

Im Jahr 1725 klagte die Frau des Herrn Newberry über einen Schmerz in ihrer linken Seite, inwendig nach der Leiste zu, der merklich zunahm. Da sie eine Geschwulst in dieser Gegend bemerkte, glaubte sie im Anfange, sie sey schwanger. Da sich jedoch Zufälle einfanden, die der Schwangerschaft nicht eigen sind, ließ sie einen Arzt zu sich kommen, der sogleich den Ausspruch that, ihr Uebel bestehe in einer Wassersucht. Die Mittel, die er dagegen verschrieb, blieben ohne Nutzen.

Sie ließ einen zweyten, dritten und vierten Arzt kommen; und, nachdem sie zwey bis drey Jahre lang die besten Arzneyen fruchtlos gebraucht hatte, ward sie so dick und unbehülflich, daß man erklärte, sie müsse sich das Wasser abzapfen lassen.

x) Philosophical Transactions, No. 423. pag. 279.

Im May 1728 ließ sie Cheselden zu sich kommen, der durch den Bauchstich vier bis fünf Gallonen (die Gallone zu acht Pfunden) Wasser abzapfte. In acht bis zehen Tagen war sie wieder so dick, wie vorher. In diesem Zustande blieb sie bis zu Anfange des July, wo Cheselden beynahe wieder so viel Wasser, als das erste Mal, abzapfte. Auf diese Weise wechselten Anschwellung und Abzapfung oder Ausleerung alle drey bis vier Wochen mit einander ab, vom sechsten May 1728 bis zum dritten März 1732, wo sie im drey und dreyssigsten Jahre ihres Alters verschied.

Bey den letzten sieben und dreissig Abzapfungen begleitete Belchier allezeit den berühmten Cheselden. Die Kranke war, während das Wasser ausfloß, allezeit munter, die beyden letzten Male ausgenommen, wo sie doch aber auch von dieser Ausleerung nicht krank oder ohnmächtig wurde, wie wohl sonst bey dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Und, ob sie gleich eine zarte, hagere Frau war, soll sie oft den Tag vor der Operation zwey bis drey englische Meilen (ungefähr eine halbe deutsche) haben gehen können, und den dritten Tag nach derselben ging sie durchgängig aus.

Die Quantität des Wassers, welches bey jeder der sieben und dreissig Abzapfungen ausgeleert wurde, betrug vier bis fünf Gallonen, so daß der Unterschied kaum jemals mehr als ein bis zwey Kannen (Quarts) ausmachte, ausgenommen die beyden letzten Male, wo des Wassers nicht über zwey

Gallonen war. Bey den beyden letzten Abzapfungen aber hatte sie Neigung zum Brechen, wodurch, zu zwey verschiedenen Malen, die Oeffnung, wo man durchgebohrt hatte, aufsprang, und jedesmal ungefähr sechs Kannen Feuchtigkeit herauslief. Die Menge des Wassers, welches ihr jedesmal abgezapft worden war, betrug zusammen zwey hundert und funfzig Gallonen, das ist zwey tausend Pfund. Das Wasser von den beyden letzten Abzapfungen war viel zäher, als das vorhergehende.

Oft klagte sie über einen heftigen Schmerz in der rechten Seite, und über einen starken stechenden Schmerz in dem Becken. Auch hatte sie einen Gebärmuttervorfall. Einige Zeit vor ihrem Tode waren Stuhlgang und Harnabgang beschwerlich und schmerzlich.

Man muß ja nicht vergessen, daß Belchier bisher, so lange die Kranke lebte, mit keinem Wort erwähnt hat, daß ihre Krankheit eine Wassersucht des Eyerstocks gewesen sey; ein Beweis, daß man sie bey ihrem Leben nicht dafür hielt; und ich glaube, daß dieses noch täglich geschieht.

Leichenöffnung.

Den sechsten März 1732, öffnete Belchier den Leichnam. Er fand, daß die meisten Eingeweide, von dem Zwerchfell an bis zum Schambein, mit einer dicken leimartigen Materie, die häutig zu seyn schien, überzogen waren. Anfangs hielt er dieselbe für verdorbenes Netz; bey genauerer Un-

tersuchung aber zeigte es sich, daß es die zähern Theile der ergossenen Feuchtigkeit waren, die bey der Abzapfung nicht hatten mit ausfließen können.

Nachdem er diese Materie weggenommen hatte, fand er verschiedene Stücke eines harten, knotigen Stoffes, der überall auf und in den Eingeweiden (Magen und Därmen) verbreitet war, und daran fest saß. Verschiedene Eingeweide waren in Ansehung des Platzes, der Gestalt und der Substanz verändert, wie man dieses in dem Buche selbst nachsehen kann, und was ich, der Kürze wegen, hier anzuführen nicht die Absicht haben kann.

Der linke Eyerstock aber war zu einer solchen Größe angewachsen, daß er das ganze Becken einnahm. Seine äußere Oberfläche war knorpelich. Inwendig befand sich eine große Menge Wasserbläschen von verschiedener Gestalt. Der rechte Eyerstock war im Geringsten nicht verändert. Hierauf erklärt der Verfasser die Ursachen des Gebärmuttervorfalls, der Ohnmacht der Harnblase und des Mastdarms, die bey ihrer Ausleerung sich zeigte, welches Alles er von dem Drucke des vergrößerten Eyerstocks herleitet.

„Aber (sagt er ferner) das Merkwürdigste bey „diesem Falle ist die zähe Materie, die in der Bauch„höhle gefunden wurde.“ Er ist der Meinung, daß bey den beyden letzten Abzapfungen das Wasser aus den Wasserblasen des Eyerstockes in die Bauchhöhle gedrungen, und dadurch veranlaßt worden sey, daß sich um so viel weniger Feuchtigkeit durch

das Röhrchen ergossen habe, und daß man diesem Umstande auch die geringe Erleichterung und das Brechen bey den letzten Abzapfungen zuschreiben müsse.

Sechster Fall.

Einen fast gleichen Fall findet man bey dem berühmten R. Mead y) von einer gewissen Edelfrau, die in ihrem ein und funfzigsten Jahre in die sogenannte Bauchwassersucht verfiel.

In den zwey ersten Jahren ihres Zufalls (denn Krankheit konnte man es bey ihr nicht nennen) wurden ihr alle Monate vier bis acht und vierzig Pfund Wasser abgezapft, welches also für jede Woche zwölf Pfund beträgt. Im dritten Jahre zapfte man alle Monate nur vier und zwanzig Pfund ab. Im vierten und fünften Jahre, und in sieben Monaten des sechsten, wurde ihr das Wasser dreyssig Mal abgezapft, doch jedesmal nicht mehr als sechzehen Pfund. Nach einer neuen Abzapfung zehrte sie sich ab, und starb.

In ihrem letzten Willen befahl sie, man solle auf ihren Grabstein, der vor der Stadt auf Bunhill-Fields, noch zu sehen ist, folgende Inschrift setzen:

Hier liegt Maria Page, Witwe des
Herrn Gregorius Page. Sie verließ dieses Leben den 4. März 1728,
im 56sten Jahre ihres Alters. In

y) Monit., et Praecept. med. Cap. VIII.

67 Monaten ist ihr das Wasser 66 Mal abgezapft worden. Man hat 204 Gallonen, d. i. 1920 Pfund Wasser von ihr abgezapft, ohne daß man zu ihrer Erleichterung je etwas gespart, oder sie die Operation, gefürchtet hätte.

Ihr Leichnam ist, wie es scheint, nicht geöffnet worden. Mead sagt jedoch, er sey der Meinung, daß der ursprüngliche Sitz des Wassers in dem Behältnisse der Eyer, von den Neuern Eyerstöcke (Ovaria) genannt, gewesen sey.

So viel sieht man wenigstens aus diesem und dem vorhergehenden Falle, daß ein wiederholter Bauchstich und monatliche Abzapfung des Wassers, diese Krankheit zwar erträglich macht, und vielleicht das Leben fristet, aber nicht im Stande ist, sie zu heilen.

Lasset uns nun sehen, ob eine tägliche und anhaltende Abzapfung des Wassers mehr leistet. Zuvor aber muß ich erinnern, daß mir kein besserer Erfolg davon bekannt ist, und ich nirgends von einem bessern etwas gefunden habe, als in den vier folgenden Fällen.

Siebenter Fall.

Als ich, in einem jugendlichen Alter, dieses Uebel im Jahr 1742 zum ersten Male in einem todten Körper untersuchte, glaubte ich, wie es die-

sem Alter eigen ist, es sey ein seltener und fast unerhörter Fall, und den dürfe man nicht unbekannt bleiben lassen. Ich lieferte daher eine ausführliche Beschreibung, und gab zugleich einige Betrachtungen, und eine, in Kupfer gestochene genaue Abbildung davon an das Licht, so wie man dieses Alles nachsehen kann. Der kurze Inhalt jener Beschreibung ist folgender *z*):

Die Kranke war ein und vierzig Jahr alt, von lebhaftem Temperamente, und einer guten Leibesbeschaffenheit. Ihr Unterleib war seit zwey bis drey Jahren durch allmählige Anschwellung so dick geworden, daß er beynahe zwey Ellen *) im Umfange hatte, und er hing von dem Brustbeine bis zur Mitte des Schenkels herab. Beschwerlich fiel er ihr bloß durch seine Schwere. Im Anfange glaubte sie schwanger zu seyn, und that daher nichts dagegen: allein in der Folge nahm sie sehr viel purgirende und harntreibende Mittel ohne allen Erfolg.

Durch den Troikar, wovon das Röhrchen beständig in dem Bauche sitzen blieb, wurde sie, indem man in drey Tagen neun Abzapfungen machte, von neun und zwanzig Pinten Feuchtigkeit, jede zu zwanzig Unzen, befreyt. Diese Feuchtigkeit war dick, braun, wie Wasser, worein Chocolade gerührt ist.

z) Godgeleerde, Historische, Natuur-en Geneeskundige Vermaaklykheden (Belustigungen), dritter Theil, zweytes Stück, Seite 337. 1742.

*) Die Amsterdammer Elle (wenn diese gemeint ist) hält fünf Viertel Leipziger Elle, weniger einen halben Zoll.

Anm. d. Uebers.

Der Bauch wurde immer durch einen guten Verband unterstützt. Den dritten Tag nach der ersten Abzapfung bekam sie ein heftiges Fieber mit Irreden, und starb den fünften Tag, nachdem man mit der Operation den Anfang gemacht hatte.

Leichenöffnung.

Als nach dem Tode der Leichnam geöffnet wurde, fand man mit Verwunderung (das ächte Kennzeichen der Unwissenheit!) in dem Unterleibe einen großen, dicken, häutigen Sack, der an dem untern, nach außen gekehrten Theile des Bauchfells festhing, und das letzte wiederum, obgleich nur vermittelst schwacher Fasern, an verschiedenen Stellen hier und anderwärts mit den Därmen zusammenhängend.

Der Sack erstreckte sich von den falschen Ribben bis zum Schambeine, so daß er die Därme bedeckte. Man fand in demselben noch sieben Pinten Feuchtigkeit, von der nämlichen Art, wie vorher durch das Röhrchen abgegangen war, nebst einer unzähligen Menge noch fest sitzender Wasserblasen, die wie Hühner- Tauben- oder andere Eyer ohne Schalen aussahen, ja manche wie Erbsen. Sie enthielten eine weiße, gelbe oder röthliche Feuchtigkeit, die seifenartig, schäumend, zäh, und auf dem Feuer gerinnbar war. Es zeigte sich, daß der Sack allein aus dem linken Eyerstocke bestand, der so widernatürlich vergrößert war.

Der rechte Eyerstock, die Gebärmutter, und alle übrige Eingeweide befanden sich in einem recht guten Zustande.

Die Abbildung, die ich davon mitgetheilt habe, stellt diesen Fall sehr deutlich dar; und man muß, um sich einen klaren Begriff von diesem Uebel zu machen, diese und alle übrige Abbildungen, worauf ich mich berufe, vor allen Dingen nachschlagen *).

Achter Fall.

Im Jahr 1751 sah ich mit dem Professor J. Bon eine verheirathete Frau von vierzig Jahren. Sie war von einer gesunden Leibesbeschaffenheit, verlangte aber, weil das Monatliche schon seit vielen Monaten ausgeblieben war, und sie sich fälschlich eingebildet hatte, schwanger zu seyn, und nun auf eine ungewöhnliche Weise dick und unbehülflich wurde, unsern Rath. Wir fanden nichts, als eine große Auftreibung des Unterleibes, worin man, obgleich dunkel, das Schwappern einer Feuchtigkeit fühlen konnte. Verschiedene purgirende und harntreibende Mittel waren bereits vergebens gebraucht worden. Wir konnten ihr Uebel für nichts anderes, als für eine Geschwulst des Eyerstocks oder für eine Sackwassersucht ansehen.

Am sechsten May zapfte ich ungefähr dreyssig Pfund braune, schmuzige Feuchtigkeit durch den Troikar ab, die so dick war, daß sie durch ein ge-

*) Da die Abbildung, die ich im Jahr 1742 von diesem Falle geliefert habe, diese Krankheit so deutlich vorstellt, so glaubte ich sie, nebst einem kurzen Berichte, dieser Abhandlung beyfügen zu müssen.

wöhnliches Rohr kaum hindurchdringen konnte. Nach der Abzapfung ward ich an dem Unterleibe eine Geschwulst gewahr, die jedoch nicht hart zu seyn schien.

Die Kranke fand sich hierauf sehr erleichtert. Allein, so sehr auch ihr Unterleib durch gute Binden unterstützt wurde, hinderte dieses doch nicht, daß er nicht in zwanzig Tagen wieder so voll geworden wäre, als er vor drey Wochen war. Am ein und zwanzigsten Tage nach der ersten Abzapfung zapfte ich ihr wieder die nämliche Menge Feuchtigkeit ab.

Hierauf hielt sie die plötzliche Anschwellung des Unterleibes sieben und dreyssig Tage lang mit vieler Mühe aus; wo ich sie am dritten July wieder von der nämlichen Quantität Feuchtigkeit befreyte; diese beyden letzten Male jedoch mit Hülfe eines geräumigern Troikars.

Inzwischen schwoll ihr der Bauch wieder so geschwinde, als die vorhergehenden Male, an. Wir wollten, daß sie jedesmal den Bauchstich so lange als möglich aussetzen sollte; allein, die Erleichterung, die er ihr verschaffte, trieb sie an, uns jedesmal darum zu ersuchen.

Unterdessen hatte sie sich, ohne unser Vorwissen, einen stählernen Stift mit einem goldnen Röhrchen, welches mit einem goldnen Stöpsel geschlossen werden konnte, machen lassen. Und nun ließ sie uns am dreyssigsten July rufen, und bat mich aufs inständigste, ich möchte ihr das Werkzeug in den Leib stecken, und das Röhrchen darin sitzen lassen, damit

man ihr täglich nur einige Pfunde abzapfen könne. Hierzu wollte ich mich durchaus nicht verstehen. Ich stellte ihr vor, von was für einem schlimmen Erfolge dieses seyn würde; indem ich sagte, ich hätte allezeit gefunden, daß die übereilte und tägliche Abzapfung in dergleichen Fällen die Kräfte schnell verzehre. Allein ich konnte ihrem anhaltenden Flehen nicht widerstehen. Ich steckte ihr also am dreyssigsten July, mithin sieben und zwanzig Tage nach der dritten Abzapfung, das gedachte Werkzeug in den Bauch. Durch das goldne Rohr, welches ich nun in dem Bauche sitzen ließ, leerte ich mehrere Tage hinter einander jedesmal einige Pfund von der gewöhnlichen Materie aus. Auch that sie dieses, jedoch ohne unser Wissen, zuweilen selbst. Hierdurch nahmen ihre Kräfte plötzlich ab; weswegen ich, obgleich gegen ihren Willen, das Rohr herauszog. Wenige Tage darauf starb sie.

Herr Bon und ich gaben uns viel Mühe, um die Leichenöffnung zu erlangen: allein es war umsonst. Ich hoffe indessen, es wird niemand zweifeln, daß es eine Sackwassersucht des Eyerstocks gewesen ist. Ich wenigstens zweifele nicht daran.

Daß kleine, aber oft wiederholte Abzapfungen, bey der Sackwassersucht der Eyerstöcke, den Tod vielmehr beschleunigen, als entfernen, wird auch aus dem folgenden Falle erhellen.

Neunter Fall.

L. Smids erzählt *a*), eine Frau von vierzig Jahren sey seit geraumer Zeit sehr dick von Leibe geworden, übrigens aber von sehr guter Leibesbeschaffenheit, und sehr munter auf den Beinen gewesen; sie habe jedoch über eine Schwere im Unterleibe geklagt, als ob sie einen Eymer Wasser trüge; sehr viele harntreibende und herzstärkende Mittel, die sie dagegen gebraucht, seyen ohne Nutzen gewesen, u. s. w.

Am neun und zwanzigsten Juny 1677, wurde an dieser Frau der Bauchstich gemacht. Man zapfte der Kranken einen Tag um den andern einige Krüge (Kroezen; Groninger Maaß, zu vier und zwanzig Unzen) röthliches Wasser ab, bis zu vier und zwanzig Krügen.

Anfangs schien sie sehr fröhlich, und Fuß und Zunge gut im Gange zu seyn: allein den eilften July, das ist, am dreyzehnten Tage nach der Operation, und nach der letzten Abzapfung, bekam sie Nervenzufälle und Zuckungen mit Fieber, worauf an dem nämlichen Tage der Tod erfolgte.

Leichenöffnung.

Bey der Eröffnung des Leichnams fand man die Gebärmutter und den rechten Eyerstock gesund, aber den linken Eyerstock in einen Sack erweitert, und wie aus Hühnereyern oder Kugeln zusammen- und

a) Bey Blankaart in Collect. med.-phys. Centur. VII. Obs. 45.

an das Bauchfell festgewachsen. Die übrigen Eingeweide, die alle von der Geschwulst bedeckt waren, schienen gesund zu seyn.

Die Blasengeschwülste, die wie Weintrauben in einander gewachsen waren, und woraus der ganze linke Eyerstock bestand, enthielten eine helle, zähe, dünne graue, eiterige und gallertartige Materie. „Ja! viele Blasengeschwülste (sagt der Verfasser) „saßen wie die Schalen einer Zwiebel, oder wie die „Nürnberger kleinen Schachteln, in einander.“ „In der Bauchhöhle (sagt er ferner) war kein Tro„pfen Wasser.“

Ein ähnliches Beyspiel, welches von diesem in nichts abzuweichen schien, habe ich vor einigen Tagen mit den gelehrten Herren, D. Mobachius Quaet, J. Bon und A. Walraven, gleichfalls an einer Leiche gesehen.

Smids nennt diese Krankheit Hydrops botryoides, und sagt: „ihre Heilung würde in der „That kein kleines Meisterstück, und vielleicht nicht „unmöglich seyn.“

Die Gestalt dieser Geschwulst muß man in der, dem Werke beygefügten Abbildung, Seite 267, selbst nachsehen.

Hieraus sieht man, daß drey Frauen, die, den dicken und schweren Unterleib ausgenommen, übrigens noch völlig gesund zu seyn schienen, doch nach einer wiederholten täglichen Abzapfung schnell, und in wenig Tagen gestorben sind. Auch erhellet aus

dem ersten und dritten Falle, daß die Aerzte und Wundärzte, beym Leben der Kranken, das Uebel für keine Sackwassersucht der Eyerstöcke gehalten haben, sondern dieses mit Verwunderung erst nach dem Tode gewahr geworden sind, dergleichen, leider! noch täglich geschieht. Und, obgleich der zweyte Fall nach dem Tode nicht untersucht wurde, so halte ich es doch für völlig ausgemacht, daß auch hier eine Sackwassersucht des Eyerstocks vorhanden war.

Wir haben denn nun also gesehen, daß bey allen diesen Frauen der größte Theil der Feuchtigkeit in einem großen Sacke des Eyerstocks saß, in welchem sich eine Menge kleiner Sack- und Hautgeschwülste befanden; ingleichen, daß die Abzapfung beynahe das ganze Wasser aus dem Sacke wegnehmen kann; daß aber dessen ungeachtet die kleinen Sackgeschwülste, die in dem großen Sacke sitzen bleiben, denselben in drey bis vier Wochen wieder anfüllen; daß eine drey- bis vierwöchentliche Abzapfung das Leben zwar zu verlängern oder erträglicher zu machen scheint, daß aber doch der Tod, nach einer vorhergegangenen großen Entkräftung, allezeit darauf folgt. Nicht minder haben wir gesehen, wie gefährlich die täglichen Abzapfungen sind.

Lasset uns nun auch davon sprechen, daß die Feuchtigkeit nicht immer in einem, sondern bisweilen in verschiedenen Säcken enthalten ist; woraus die Fruchtlosigkeit, oder, eigentlich die Schädlichkeit der Abzapfung noch deutlicher erhellen wird.

Folgender Fall ist von einem ungenannten Schriftsteller *b*).

Zehnter Fall.

„Im März 1754 wurde ich zu einer Frau ge„rufen, welcher der Arzt verordnet hatte, sie solle „sich das Wasser abzapfen lassen; denn sie hatte ei„nen sehr geschwollenen und gespannten Bauch."

„Nachdem ich in seinem Beyseyn auf die ge„wöhnliche Weise das Schwappern des Wassers er„forscht hatte, brachte ich den Troikar an der gewöhn„lichen Stelle auf der rechten Seite in den Unterleib, „und zapfte höchstens anderthalb Pinten Wasser ab, „welches der Ambra *) ähnlich, und sehr helle „war. So sehr ich aber den Bauch drückte, und „auf welche Weise ich auch das Röhrchen drehte, in„dem ich ein Stilet mehr als einmal hineinsteckte, „um zu sehen, ob das Röhrchen vorn durch Schleim „verstopft sey, konnte ich doch keinen Tropfen Was„ser mehr bekommen."

b) Verzameling van Genees- Heel- en Artzenykundige Aanmerkingen. Delft, 1755. I. Deel, Seite 556.

*) Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht weiß, was der Verfasser unter geambreert water (gleichsam geambert) verstanden, und worauf er dieses Beywort bezogen hat, ob auf den Geruch oder die Farbe. In dieser Ungewißheit hielt ich es für das Beste, bey einem allgemeinen Ausdrucke stehen zu bleiben, und geambreerd durch: der Ambra ähnlich, zu übersetzen.

Anm. d. Uebers.

„Die Gegend der durchgebohrten Stelle fiel zu-
„sammen, der übrige Theil des Unterleibes aber
„blieb noch gleich gespannt, und ich fühlte beständig
„ein Schwappern von Wasser, wenn ich den Leib hin
„und her bewegte. Der Arzt fand daher für gut,
„die Operation erst den folgenden Tag fortzusetzen.
„An diesem Tage fand ich noch einen andern Wund-
„arzt daselbst, der über die Wassersucht so urtheilte,
„daß das Wasser in verschiedenen, von einander ab-
„gesonderten Fächern enthalten sey. Worauf er den
„Troikar vier Zoll hoch über meinem Stiche in den
„Körper brachte, und eine gute Pinte Wasser von
„der nämlichen Art abzapfte, wodurch der Leib an
„dieser Stelle sich ebenfalls senkte. Nachdem dieses
„geschehen war, brachte er das Werkzeug einen hal-
„ben Fuß höher in den Körper, dergestalt, daß
„nun die drey Stiche ein Dreyeck zusammen aus-
„machten. Hierdurch erhielt er wieder ungefähr ei-
„ne halbe Pinte Wasser; und man bemerkte, daß
„überall, wo man den Troikar einbrachte, und et-
„was Wasser abzapfte, der Leib an der Stelle sich
„senkte, indes der übrige Theil des Bauches immer
„noch gleich stark geschwollen und gespannt blieb."

„Den Tag darauf brachte ich auf der linken Sei-
„te den Troikar an der gewöhnlichen Stelle in den
„Leib, und bekam anderthalb Pinte Wasser. Wor-
„auf ich einen zweyten Stich, etwas höher und nach
„der Mitte zu, machte, und viertehalb Pinte Was-
„ser erhielt. Hierdurch senkte sich endlich der Un-
„terleib merklich, und itzt nahmen wir, indem wir

„denselben befühlten, verschiedene Knotengeschwülste „wahr. Weil ich aber in der linken Leistengegend „noch einige Geschwulst bemerkte, brachte ich daselbst „den Troikar ein, und es floß eine Pinte Wasser „heraus. Alsdenn bedeckten wir den Leib mit einem „Stück Flanell, welches in eine lindernde Abkochung „getaucht war, weil der Leib sehr gespannt blieb, „und sehr schmerzhaft war."

„Aus den sechs Oeffnungen floß immerfort viel „röthliches Wasser aus."

„Die Kranke starb am funfzigsten Tage an Ent„kräftung und einem schweren Steckflusse."

Leichenöffnung.

„Ich, und noch ein Wundarzt, öffneten den „Leichnam. Wir fanden, daß der linke Eyerstock „den ganzen untern Theil der Bauchhöhle ausfüllte, „und daß es verschiedene Zwischenräume zwischen den „Häuten desselben gewesen waren, die wir mit dem „Troikar durchbohrt hatten. Wir nahmen den Eyer„stock aus der Bauchhöhle heraus, und er wog fünf „Pfund und sechs Unzen. Auch war er mit einer „unendlichen Menge Bläschen besetzt, deren jedes „zwey bis drey Eßlöffel voll einer gelblichen Feuch„tigkeit enthielt."

Einen fast gleichen Fall haben, wie mir scheint, Sharp c), und ich selbst gehabt. Auch kommt es mir vor, daß man in solchen Fällen besser durch

c) Treatise on the Operations, pag. 60.

eine geräumige Wunde, als durch bloße Durchbohrung des Bauches, würde helfen können.

So erhellet denn auch aus diesem Falle, wie unkräftig und schädlich eine plötzliche und in kurzen Fristen wiederholte Abzapfung sey; ingleichen, wie sehr man Abzapfungen, die alle drey, vier bis sechs Wochen geschehen, so wenig man auch damit ausrichtet, doch den andern vorzuziehen habe.

Unterdessen ist es merkwürdig, daß Menschen, die verschiedene Jahre mit einem gewaltig dicken Leibe und einer Sackwassersucht gegangen sind, sobald sie einmal abgezapft worden, alsdenn in wenig Tagen wieder so voll und dick werden, als sie zuvor waren. So heilsam und nützlich daher auch diese Operation oft in einer anfangenden und noch nicht sehr veralteten Bauchwassersucht ist, dergestalt, daß sie nicht selten dadurch vollkommen geheilt wird: so schädlich und verderblich ist sie fast immer in der Sackwassersucht der Eyerstöcke. Die Fälle selbst beweisen es; die Ursachen will ich, der Kürze wegen, mit Stillschweigen übergehen.

Mit Recht haben sich jedoch viele gelehrte Männer mit dem berühmten Mead gewundert, wie es möglich sey, daß bey Menschen, bey denen, z. B. heute dreyssig, funfzig, ja hundert Pfund Feuchtigkeit waren abgezapft worden, doch in funfzehen bis dreyssig Tagen eine eben so große Menge sich wieder gesammelt hatte, da doch die Flüssigkeit, die sie durch den Mund zu sich genommen, nicht den vierten

Theil davon betragen konnte. Freylich stehen wohl, wenn der Sack sich ausgeleert hat, tausende von Gefäßchen und Röhrchen darin offen, die, da sie vorher durch die Feuchtigkeit gedrückt wurden, nun frey sich ergießen; auch brechen die Wasserblasen, die fast alle innerhalb des Sackes sich befinden, und die ebenfalls durch die vorhanden gewesene Feuchtigkeit gedrückt wurden, schnell auf, und entledigen sich in denselben: allein der Körper selbst ist nicht im Stande, eine so große Menge Feuchtigkeiten dahin zu führen. Es muß daher wohl eine andere Ursache geben, warum oder wodurch diese Menschen so geschwinde wieder dick werden.

Diese Ursache nun hat, meinen geringen Einsichten nach, der gelehrte A. de Haen *d*) am deutlichsten angegeben, indem er behauptet, daß diese Feuchtigkeit diesen Kranken durch die Luft mitgetheilt werde. Er beweiset dieses durch die chemischen Versuche, die der unsterbliche Boerhaave über die Luft angestellt hat. Eine Unze recht trockenes Weinsteinsalz, der Luft ausgesetzt, liefert gemeiniglich vier Unzen Weinsteinöl (Oleum tartari per deliquium); woraus sich ergiebt, daß dieses Salz drey Mal so viel, als seine Schwere betrug, Wasser aus der Luft an sich zieht. Und da andere, gesunde Menschen beständig durch die Lunge und Haut vermittelst der merklichen und unmerklichen Ausdünstung viele Feuchtigkeiten von sich geben und verlieren: so scheinen jene Kran-

d) Ratio medendi, Pars IV.

ken die Feuchtigkeiten aus der Luft an sich zu ziehen, und gleichsam zu trinken.

Und so, denke ich, erhellet hieraus wiederum aufs allerdeutlichste, daß eine wiederholte Abzapfung diese Krankheit zwar erträglich machen kann, daß aber alle diese Kranken nach einem, zwey oder höchstens sechs Jahren, daran sterben.

Da nun die erfahrensten Wundärzte, von langen Zeiten her, diese unvollkommene, und zuweilen selbst gefährliche Heilmethode aufmerksam erwogen, kamen sie, obwohl nicht ohne vorhergegangenes vieles Nachdenken, auf den Gedanken, daß man dieses Uebel bloß dadurch, daß der Sack allein durch Abzapfung ausgeleert werde, nicht heilen könne, sondern man müsse zugleich Sorge tragen, daß er sich nicht wieder anfüllen könne; ingleichen, daß der mißgestaltete Theil (der Sack und der Eyerstock) auf eine gelinde Art vernichtet, verzehrt und ausgerottet, oder, wenn dieses nicht möglich sey, die Kranke wenigstens durch die Unterhaltung eines Hohlgeschwürs erhalten und gerettet werden könne.

Diesen Vorschlag hat, so viel ich weiß, der berühmte Littre e) zuerst gethan, indem er sagt: Man müsse in dem untern Theile des Unterleibes und in dem Sacke eine Oeffnung machen, nicht allein, um die Feuchtigkeit, die darin ist, ausfließen zu lassen, sondern auch, um derjenigen, die in der Folge sich wieder sammeln könnte, einen beständigen Ausweg zu verschaffen, die Wiederanfüllung des

e) Mémoir. de l'Academ. Royale des Sciences, 1707.

Sackes zu verhindern, und, vermittelst schicklicher Einspritzungen ꝛc. die Geschwülste und Härten wegzuschmelzen. Er beabsichtigt damit (unter der Voraussetzung, daß dieser Sack in der Verdoppelung des Bauchfells sitze), es sollen sich die Wände der losgetrennten Häute einander wieder nähern und zusammenheilen.

Nachher haben le Dran und einige andere geschickte französische Wundärzte Versuche mit dieser Methode gemacht, und ihre darüber angestellten Erfahrungen mitgetheilt *f*), worüber der Ritter und berühmte Wundarzt de Morand seine Anmerkungen gemacht hat.

Doch gegen diese Methode hat de Haen *g*) vorzüglich acht, nicht unstatthafte Einwendungen vorgebracht, wobey ich es durchaus würde haben bewenden lassen, wenn er nur eine bessere Heilart vorgeschlagen hätte. Doch, da er dieses nicht gethan hat, und seine Einwendungen durch einander geworfen sind mit Sackwassersuchten des Magens, der Milz und andern, und mit Vereiterungen in dem Becken, die sowohl bey Männern als Weibern, vorkommen, und, meines Bedünkens, mit der Sackwassersucht der Eyerstöcke nicht in eine Klasse gesetzt werden dürfen: so will ich ihre Widerlegung dem berühmten de Morand überlassen.

Auch hat la Porte *h*) den Vorschlag gethan,

f) Siehe Mémoires de l'Academie Royale de Chirurgie. Tom. II. p. 431.

g) In seiner Ratio medendi, Pars IV.

h) In den eben angeführten Mémoires.

ob es nicht möglich sey, diese, in Säcken enthaltene Wassersucht dadurch wegzunehmen und auszurotten, daß man eine geräumige Wunde in den Unterleib mache: wobey de Morand bemerket, es sey sehr löblich, daß er zuerst diesen Vorschlag gethan habe, indem er ferner sagt, die gegenwärtige neue Wundarzneykunst sey dazu geeignet, große Unternehmungen auszuführen, u. s. w. Doch, wenn sich jemand die Mühe nehmen will, dasjenige nachzusehen, was ich in dieser Abhandlung, bey dem siebenten Falle geäussert habe: so wird er finden, daß ich den nämlichen Vorschlag schon im Jahre 1742, und also zehen bis zwölf Jahre früher, als la Porte, gethan habe. Doch auch hiergegen hat de Haen nicht ermangelt, seine Einwendungen zu machen, deren Beantwortung ich ebenfalls de Morand überlasse.

Ich kann indessen nicht umhin, Folgendes darüber zu sagen. Man könnte, wenn man wollte, mit leichter Mühe gegen die meisten und beliebtesten Operationen die nämlichen Einwendungen machen, die aber darum nie werden abgeschafft werden. Man schneidet gegenwärtig in den Unterleib, und nimmt Steine aus der Gallen- und Urinblase heraus; man nimmt todte und lebendige Kinder aus dem Bauche und der Gebärmutter lebendiger Frauen. Man untersucht, mit eben so viel Verstand als Gründen, ob es möglich sey, einen Stein aus dem Körper der Niere, oder ihrem Becken, auszuschneiden. Wahrlich, es gehörte nicht viel dazu, um diese äusserst

wichtigen Operationen mit Sophistereyen zu bestreiten. Ob aber dadurch dem Flor der so unentbehrlichen Arzney- und Wundarzneykunst ein großer Dienst geschehen würde, überlasse ich der Beurtheilung Anderer.

Es ist wahr, man hört sagen: Ich glaube, es ist um deswillen nicht gut, diese Operation ferner so zu machen, weil sie ein leichtsinniger Wundarzt zum Schaden des menschlichen Geschlechts mißbrauchen könnte. Allein ich denke, diese Worte sind wohl nur gegen unvorsichtige Englische oder Französische Wundärzte gerichtet, indem die Deutschen und Niederländischen Wundärzte, vielleicht zum Unglück der Kranken, selten so viel Vertrauen bey den Frauen finden. Ausserdem meyne ich auch, mit Grunde der Wahrheit versichern zu können, daß die unvorsichtigen Wundärzte mit dieser Operation bey weitem nicht so bey der Hand seyn werden, wie die unvorsichtigen Aerzte es gemeiniglich damit sind, daß sie diese elenden Kranken mit ihren heftigen brechenmachenden, purgirenden und harntreibenden Arzneyen von Kräften bringen.

Da nun niemand jemals bewiesen hat, daß eine Sackwassersucht der Eyerstöcke durch innerliche Mittel, oder durch wiederholte Abzapfung des Wassers, jemals geheilt werden kann, da hingegen alle diese Kranken, die meisten schnell, die wenigsten etwas später, an der Abzapfung gestorben sind, so wie wir selbst aus den allerglücklichsten Fällen, auch aus den von de Haen angeführten, gesehen haben, und

vielmehr einige Beyspiele uns zeigen, daß diese Frauen dadurch geheilt wurden, daß man eine geräumige Wunde im Unterleibe und in dem Sacke machte: so wird es, wie ich hoffe, zum Beschluß nicht undienlich seyn, daß ich ein Paar interessante Fälle davon anführe *i*). Der erste ist eine Erzählung von Robert Houston, und betrifft eine Wassersucht des linken Eyerstocks, bey einer Frau von acht und funfzig Jahren, die durch einen großen Einschnitt in den Bauch geheilt wurde. Ich liefere sie in einer Uebersetzung aus dem Englischen.

Eilfter Fall.

Margarethe Millar war in ihrem fünf und vierzigsten Jahre in die Wochen gekommen. Man hatte ihr die Nachgeburt so gewaltsam herausgeholt, daß dadurch in der linken Seite, zwischen dem Nabel und der Leiste, ein sehr empfindlicher Schmerz verursacht wurde, der sie seit dreyzehen Jahren fast nie verlassen hatte.

Ehe sie Houston sah, hatte sie sich zwey Jahre hindurch sehr übel befunden. Ihr Unterleib war so angeschwollen, daß das Athemholen, besonders in den letzten sechs Monaten, nur mit der größten Mühe geschehen konnte. Die Eßlust hatte sich in dieser Zeit ganz verloren; sie aß so wenig, wie ein neugeboren Kind. Seit drey Monaten hatte sie be-

i) Philosophical Transactions, No. 381. pag. 8.

ständig auf dem Rücken liegen müssen, so daß sie sich nach keiner von beyden Seiten drehen konnte.

Die Geschwulst war zu einer so fürchterlichen Größe angewachsen, daß sie die ganze linke Seite, vom Nabel bis zum Schambeine, einnahm, indem sie die Bauchmuskeln sehr ungleich, und in spitziger Form in die Höhe drückte. Der Rücken war, durch das lange Liegen, wund, und seiner Haut beraubt worden. Dieses, und der Mangel des Appetits, hatten sie sehr mitgenommen.

Houston, durch die Kranke selbst dazu ermuntert, machte in die Geschwulst eine Oeffnung von der Größe eines Zolls, woraus keine Feuchtigkeit kam. Nachdem er die Wunde noch zwey Zoll grösser gemacht hatte, floß ein wenig dünne, gelbe, molkenartige Materie aus. Er vergrößerte sie noch um zwey Zoll, und war nicht wenig verwundert, nach einer so großen Oeffnung nichts, als eine gallertartige Substanz zu finden, welche vor der Oeffnung lag. Er bemühte sich vergebens, diese Materie vermittelst einer Sonde und seiner Finger heraus zu bringen; denn sie war so glatt, daß er sie nicht festhalten konnte. Hierauf nahm er ein Stückchen Holz, an dessen Ende er weiche Leinwand band, und es so in der Wunde herumdrehte. Auf diese Weise zog er eine dicke, gallertartige Materie heraus, oder die vielmehr einem frisch gekochten Brey glich, der an der Sonne liegt, um zu trocknen. Sie war zwey Ellen lang, und zehen Zoll breit. Alsdenn folgten neun Kannen (Quarts) einer Materie, wie man

sie in Speck- und Honiggeschwülsten zu finden pflegt; ingleichen verschiedene Wasserblasen von mancherley Gestalt, die eine gelbe Molke enthielt; die letzte dieser Wasserblasen war größer als eine Pomeranze; ferner verschiedene Stücke große Häute, die, wie es schien, Theile des vergrößerten Eyerstocks waren.

Nachdem er Alles, was er konnte, herausgenommen hatte, heftete er die Wunde an drey Stellen zusammen, und steckte in den untersten Theil derselben einen Quellmeißel. Hierauf legte er um die Wunde und den Unterleib den nöthigen Verband, und ließ die Kranke ein herzstärkendes und beruhigendes Mittel nehmen.

Den andern Morgen fand er sie in einem gelinden Schweiße; sie sagte, sie habe seit drey Monaten nicht so gut geschlafen, und sich nicht so wohl, wie itzt, befunden. Sie wurde auf die angezeigte Art, einige Tage lang, verbunden. Im Anfange gab die Wunde etwas molkenartigen Stoff von sich.

Von dieser Zeit an lebte sie in einer vollkommenen Gesundheit, nämlich von dem Jahre 1701 bis zu 1714, wo sie, nach einer Krankheit von zehen Tagen, starb.

Nachdem le Dran *k*) einen merkwürdigen Fall von einer sackwassersüchtigen Frau erzählt hat, die durch einen geschickten Schnitt in den Unterleib, mit Beybehaltung eines Hohlgeschwürs, geheilt wur-

k) In den Mémoires de l'Academie Royale de Chirurgie, Tom. II.

de, führt er folgenden Fall an, den ich wörtlich her-
setzen will.

Zwölfter Fall.

„Ein unverheirathetes Frauenzimmer von zwey
„und vierzig Jahren war, seit zwey bis drey Jah-
„ren, mit Verstopfung des Leibes geplagt gewesen,
„weswegen sie viele Aerzte um Rath gefragt hatte.
„In dieser Krankheit war erstlich das Monatliche in
„Unordnung gekommen, und hernach ganz ausge-
„blieben. Hierauf fing der Unterleib an zu schwel-
„len; der Urin bekam einen röthlichen Bodensatz,
„und es ging dessen wenig ab. Sie verfiel in ein
„Fieber, und erbrach sich oft. Der Leib wurde sehr
„schmerzhaft, und sie war mit Blähungen und Ver-
„stopfung des Leibes sehr geplagt. Endlich erklärte
„man sie für wassersüchtig, und ich wurde ersucht,
„den Bauchstich an ihr zu machen. Dieses geschah
„im Jahr 1746."

„Ich zapfte beynahe funfzig Kannen, (d. i.
„dreyssig Pfund) Wasser ab, welches schlammig,
„mit Blut vermengt, und so stinkend war, daß das
„ganze Haus davon verunreinigt wurde. Nachdem
„der Unterleib ausgeleert worden, konnte ich mit
„leichter Mühe eine ungleiche, harte, knotige und
„festsitzende Geschwulst, die so groß, wie eine Me-
„lone, zu seyn schien, und in der linken Weiche ih-
„ren Sitz hatte, durch die äusserlichen Bedeckungen
„fühlen."

„Nach dem Bauchstiche nahmen die Zufälle ab;

„der Harn ward ziemlich rein, und ging in guter „Quantität ab.“

„Ich schloß aus der Beschaffenheit der Feuchtig„keiten, die ich abgezapft hatte, daß es eine Sack„wassersucht seyn müsse. Den Beweis von dieser „Vermuthung bekam ich jedoch erst in acht bis zehen „Tagen, wo der Sack wieder halb voll war. Denn „itzt konnte ich seinen Umfang in mehr als einer Rück„sicht unterscheiden und bestimmen. Er schien an „der Knotengeschwulst zu hängen.“

„In drey Wochen war der Sack wieder so voll, „wie das erste Mal. Da ich nun die Natur der „Krankheit kannte, welches das erste Mal noch nicht „der Fall war, weil sich der Sack durch den ganzen „Unterleib ausgebreitet hatte: so glaubte ich, daß „ein bloßer Stich mit dem Troikar nichts helfen kön„ne, sondern, daß man bey der Ausleerung des „Sackes zugleich verhindern müsse, daß er nicht „wieder voll werde. Deswegen machte ich eine ziem„lich große Oeffnung, die nicht geschwinde zufallen „konnte. Ich machte sie in der Nähe der weissen Li„nie, ein wenig unter dem Nabel, damit, wenn „der Grund des Sackes sich allmählich der Knoten„geschwulst, an welcher er sich erzeugt hatte, näher„te, die Oeffnung allezeit auf die Höhlung passen „möchte.“

„Durch den Einschnitt ging eben so viel, und „eben so stinkende Feuchtigkeit, als vor drey Wochen „ab. Ich steckte ein Rohr in die Wunde, um zu „verhindern, daß sie sich nicht zu sehr zuschlösse,

„und um die nöthigen Einspritzungen dadurch ma„chen zu können.“

„Dessen ungeachtet fanden sich einige neue Zufälle „ein. Das Fieber nahm zu, und war mit einer „Art von Raserey begleitet, die jedoch in einigen „Stunden aufhörte. Sie hatte einen gewaltigen „Ekel und beständig Uebelkeiten. Da der spanische „Wein das Einzige war, das sie bey sich behielt: so „erhielt man sie allein durch dieses Getränk, wovon „sie, drey Wochen lang, wo alle diese Zufälle in der„selben Heftigkeit anhielten, täglich sechs bis sieben „Unzen zu sich nahm.“

„Während dieser Zeit gingen alle Tage durch „das Rohr acht bis zehen Unzen einer rothen und „schlammigen Feuchtigkeit ab, die eben so stinkend „als die vorhergehende war. Des Morgens und „des Abends machte ich Einspritzungen von Gersten„wasser mit Rosenhonig.“

„Nach einer Zeit von drey Wochen verlor die „aus dem Sacke fließende Feuchtigkeit ein wenig ihre „Farbe, und man konnte etwas Eiter darin erkennen.“

„An einem Morgen sah ich, als ich die Kranke „verband, auf einmal zwölf bis funfzehen Unzen Ei„ter, welches viel weisser, als das vorhergehende „war, aus dem Rohre laufen. Nun glaubte ich, „die Geschwulst sey in eine Vereiterung übergegan„gen, wovon die Materie sich in den Sack ausleere; „denn, dem Gefühl nach, schien die Geschwulst merk„lich vermindert zu seyn.“

„Zwey Tage darauf ließ die Heftigkeit der Zu=

„fälle nach, und sie nahmen nach und nach ab. Der „Sack gelangte inwendig zu einer guten Vereiterung, „und das Eiter verlor von Tage zu Tage immer mehr „seine rothe Farbe und seinen Gestank. Auch seine „Menge nahm unmerklich ab, dergestalt, daß sechs „Monate lang täglich durch das Röhrchen, welches „immer in der Wunde blieb, und nur von Zeit zu „Zeit rein gemacht wurde, höchstens ein Eßlöffel „voll abging; wahrscheinlich aus dem Grunde, weil „die Wände des Sackes sich einander wieder nä„herten."

„In diesem Zustande blieben die Sachen über „zwey Jahr. Als indessen damals die Kranke das „Röhrchen herausgenommen hatte, um es zu reini„gen, konnte sie es nicht wieder hineinbringen, wor„auf sich die Wunde vollkommen schloß. Nachdem „dieser Zeitraum verflossen war, fand sich das Mo„natliche, und zwar in seiner natürlichen Ordnung, „wieder ein."

„Unter allen Sackwassersüchtigen (fährt le Dran fort), „wo ich den Sack auf diese Weise durchge„schnitten habe, ist diese die einzige, bey der ich ge„sehen habe, daß sich der Sack völlig schloß. Ver„muthlich würden die andern auch genesen seyn, wenn „sie ein Hohlgeschwür unterhalten hätten."

Wenn der Leser diese beyden Fälle aufmerksam betrachtet, so wird er leicht einsehen, daß diese Kranken durch die Anbohrung des Unterleibes mit dem dreyschneidigen Stifte allein nicht würden genesen

seyn. Bey der Ersten war die Materie so dick, daß sie durch die fünf Zoll lange Wunde nur mit Mühe ausgeleert werden konnte. Bey der Andern war sie so stinkend, und die Wände des Sackes wahrscheinlich so angefressen und verdorben, daß ohnfehlbar der Tod sehr bald würde gefolgt seyn. In der That läßt der klägliche Zustand, in welchem sie sich schon vor der Einschneidung des Unterleibes befand, dieses mehr als zu sehr vermuthen. Und, obgleich de Haen einen großen Einschnitt in den Unterleib und Sack bey Körpern mit schlechten Säften (dergleichen diese Kranken gegen das Ende fast immer haben), wenn nicht für tödtlich, doch für sehr gefährlich hält, so hatten die Kranken demselben doch allein ihr Leben zu verdanken.

Ich will hiermit jedoch nicht sagen, daß alle Kranke, die sich in jenem Zustande befinden, so glücklich wie diese, seyn werden; nein! diese Operation hat gleiches Schicksal mit andern, die in verzweifelten Umständen gemacht werden. Einige dieser Frauen sterben, nach de Haen's Zeugnisse, und unserer eigenen Erfahrung zufolge, zuweilen wenige Tage nach der ersten, zweyten oder dritten Anbohrung des Unterleibes mit dem dreyschneidigen Stifte, und alle einige Monate, selten Jahre, später, wie wir oben, selbst durch die besten Fälle, gezeigt haben. Ich habe jedoch das Vertrauen, daß, wenn der Einschnitt in den Unterleib und den Sack früher gethan würde (nämlich, ehe der Sack sich zu sehr vergrößert und anwächst, und ehe die Kranken

ihre frische Farbe und körperlichen Kräfte verloren haben, d. i. in dem ersten oder zweyten Grade dieser Krankheit), wenigstens sehr viele, es sey völlig, oder mit Beybehaltung eines Hohlgeschwürs, geheilt werden würden, die nun nach einer wiederholten Abzapfung unvermeidlich sterben. Aber ich bin auch auf der andern Seite eben so sehr der festen Meinung, daß es viel besser ist, diese elenden Menschen der Natur und dem Schicksal zu überlassen, als sie einer wiederholten Abzapfung, so viel Erleichterung sie auch verschafft, Preis zu geben.

Da nun aber alle an diesem Uebel sterben, einige ausgenommen, bey denen der Unterleib und der Sack durch eine geräumige Wunde geöffnet werden: so gebe ich meinen vaterländischen Kunstbrüdern zu bedenken, welchen Weg sie glauben vorziehen zu müssen. Es ist wahr, viele von den Frauen, denen der Leib mit einer großen Wunde aufgeschnitten wird, behalten Lebenslang ein Hohlgeschwür, und vertauschen auf solche Art ein Uebel mit dem andern: allein, ich glaube, es gilt hier der goldne Spruch: Man muß von zwey Uebeln das kleinste wählen. Wie viel große Verschwärungen und Eiterkrankheiten ereignen sich in dem menschlichen Körper, und besonders in der Brust, die nur mit Beybehaltung eines Hohlgeschwürs geheilt werden können, und wobey die Kranken nicht selten ein hohes Alter erreichen! Und doch, glaube ich, ist dieses letzte Uebel mit dem ersten bey weitem nicht zu vergleichen.

Ich halte es für unnöthig, zu sagen, daß der

Einschnitt mit einem gewöhnlichen Messer in dem untersten und niedrigsten Theile des Unterleibes und des Sackes gemacht werden muß, und zwar, (wenn es möglich ist, dieses zu erfahren) an der Seite, wo sich die Sackgeschwulst zuerst angefangen hat; ingleichen, daß man während und nach dem Ausflusse der Feuchtigkeit den Bauch durch gute Binden unterstützen, und den Sack, wie es die Umstände erfordern, behandeln muß. Geübte Wundärzte wissen das Alles.

Indessen habe ich oben bereits erwähnt, daß sich gegen den Einschnitt in den Unterleib und den Sack viele Einwendungen machen lassen. Doch dieses hat, ich wiederhole es, diese Operation mit allen andern gemein. Die wohlthätige Arzney- und Wundarzneykunst ist zwar noch in eine dicke, finstere Wolke der Unwissenheit eingehüllt: allein rechtschaffenen Männern kommt es zu, sie aufzuklären, und ihr ihren Fleiß zu widmen.

Doch habe ich mich vielleicht zu unvorsichtig an diese Abhandlung gewagt? — Ich kenne wenigstens niemanden, der diese Krankheit vor mir auf eine solche Art bearbeitet hätte. Ich habe indessen den Kundigern noch eine reiche Erndte und Nachlese übrig gelassen. Denn niemand glaube, daß dieses Uebel, welches der große Boerhaave *l*) als eine, bey den Frauen sehr gemeine Sache angiebt, so ungewöhnlich und selten sey, als Viele sich mit Unrecht ein-

l) Aphorism. 1223.

bilden. Es soll mir daher eine große Freude seyn, zu hören, daß andere gelehrte, und besonders erfahrne Männer diesen Gegenstand in ein helleres Licht setzen.

Uebrigens könnte ich diese geringe Abhandlung noch mit vielen Gründen und neuen Beweisen bereichern. Allein, wenn ich nicht irre, so habe ich bereits zu viel gesagt; und, ist die Wahrheit auf meiner Seite, so habe ich für verständige Männer mehr, als genug, gethan.

Neunte Abhandlung.

Kurze Nachricht von der Vergrößerung eines weiblichen Eyerstocks, dessen in der vorhergehenden Abhandlung bey dem siebenten Falle, Seite 136, erwähnt wird, nebst einer Abbildung und Erklärung.

Als ich im Jahre 1742 zum ersten Male eine Sackwassersucht, sowohl beym Leben, als nach dem Tode einer Frau von ein und vierzig Jahren beobachtet hatte, setzte ich eine kurze Erzählung davon auf, und ließ den Gegenstand nach dem Leben abbilden. Damals beging ich die Unvorsichtigkeit, daß ich diesen Fall eine seltene oder fast unerhörte Vergrößerung des Eyerstocks nannte. Indessen hat doch dieser Fall den Grund dazu gelegt, daß ich diese Krankheit in der Folge in vielen Fällen schnell vermuthete,

und sie endlich mit einiger, ja mit vieler Sicherheit zu kennen glaubte. Und dieses hat wiederum Gelegenheit zu der Entstehung der vorhergehenden Abhandlung über die Sackwassersucht der weiblichen Eyerstöcke gegeben.

Man hat mich mehrmals versichert, die in Kupfer gestochene Abbildung, die ich damals bey diesem ersten Falle herausgab, sey die beste in ihrer Art, um diese so wenig bekannte Krankheit jedermann recht kenntlich zu machen. Ich habe mich deswegen entschlossen, sie hier folgen zu lassen, mit Weglassung der ganzen Erzählung, der aufgestellten Fragen und ihrer Beantwortung, die auch größtentheils in die vorhergehende Abhandlung mit eingewebt sind; so wie man den wesentlichen Inhalt davon in dem angeführten siebenten Falle etwas abgekürzt findet.

Das Einzige, was ich bey dieser Kupfertafel zu erinnern habe, ist, daß hier Alles mit dem Cirkel gemessen, aber dann um die Hälfte verkleinert worden; ingleichen, daß die Mutterscheide und Gebärmutter, so wie sie hier erscheinen, von hinten, auf dem Mastdarm liegend, aufgeschnitten, mithin umgekehrt, zu sehen sind, so daß die rechte Seite die linke, und die linke die rechte ausmacht.

Erklärung der folgenden Kupfertafel.

Nr. 1. 1. 1. Die Mutterscheide, die hinter dem Schambeine abgeschnitten ist, und worin die natürlichen Runzeln und Falten zu sehen sind.

Nr. 2. 2. Die aufgeschnittenen, und nach aussen zurückgeschlagenen Enden oder Spitzen dieser Scheide, die von hinten auf dem Mastdarm gelegen hat.

3. 3. 3. Der Gebärmuttermund, deren Hintertheil aufgeschnitten ist.

4. 4. 4. 4. Der aufgeschnittene Körper der Gebärmutter selbst, worin ihre schwammige Beschaffenheit durch viele Löcherchen und Punkte angedeutet wird.

5. 5. Die innere Höhle der Gebärmutter, worein kaum eine Schreibfeder gebracht werden kann.

6. 6. Zwey Seitengänge innerhalb der Gebärmutter, wodurch man gemeiniglich mit einem feinen Stilet oder mit einer Schweinsborste bis in die Muttertrompeten des Falloppia dringen kann.

7. 7. 7. 7. Die äußere Fläche von dem Körper der Gebärmutter.

8. 8. Die rechte Muttertrompete des Falloppia.

9. 9. 9. Das äußere Ende dieser Trompete, so vorgestellt, daß es etwas ausgebreitet ist; worin ihre Frangen (oder Laubwerk), wie kleine Händchen, oder besondere Vogelpfötchen zu sehen sind. Diese wiederum sind (wie die Zergliederer sagen) mit besondern Muskelfäserchen versehen, und können sich daher verkürzen, und in die Gestalt einer Höhlung zusammenziehen, welches jedoch nur zur Zeit der Befruchtung geschieht, indem der, in die gedachte Trompete gedrungene männliche Same (wie man glaubt) eine ungewöhnliche Reizung und Bewegung darin

verursacht, dergestalt, daß die erwähnten Frangen sich in der Gestalt eines Händchens an und um den Eyerstock (10.) herum fest legen, und aus demselben eines oder mehrere Eyerchen herausholen, die hierauf, durch die Trompete gedrückt, in die Gebärmutter fallen, woran das Eychen festklebet (nachdem es durch den männlichen Samen befruchtet worden), fortwächst, und die Frucht bildet.

10. Der rechte Eyerstock, woran die erwähnten Frangen sich zur Zeit der Befruchtung anhängen.

11. 11. Die beyden breiten Mutterbänder, welche zum Theil weggeschnitten sind.

12. 12. Die beyden runden Mutterbänder, die sonst dreymal so lang, hier aber ebenfalls abgeschnitten sind.

13. 13. 13. 13. Der linke Eyerstock, der widernatürlich, und sehr vergrößert ist, daß er hier, um nicht zu viel Platz einzunehmen, über einander geschlagen, mit vielen Runzeln und Falten, und wie ein Sack erscheint. Woraus man leicht abnehmen kann, was für eine Größe dieser Sack haben muß, wenn man insonderheit bedenkt, daß wenigstens sechs und dreyssig Pinten Feuchtigkeit darin eingeschlossen waren.

14. 14. 14. 14. Verschiedene häutige Fäden, mittelst welcher gedachter Sack unterwärts an die Därme, und oberwärts an das Bauchfell angewachsen war.

15. 15. 15. Verschiedene Balggeschwülste, die, in der Gestalt von geschälten faulen Eyern, trau-

benweise in gedachtem Sacke sehr zahlreich gefunden wurden, wovon manche die Größe eines Hühner- oder Taubeneyes hatten, und andere etwas kleiner oder größer, als graue Erbsen, waren, u. s. w.; auch war eine von diesen Geschwülsten an der Seite aufgebrochen.

Zehente Abhandlung.

Kurze Beschreibung und Abbildung eines Werkzeuges, womit man die schwammigen und schleimigen Auswüchse (Fungi und Polypi) der Gebärmutter und Kehle bequem abbinden kann.

Nachdem der vortreffliche Geburtshelfer Levret eine so ausführliche Beschreibung der Fleischgewächse in der Gebärmutter der Frauen, der Mutterscheide, der Nase und Kehle geliefert, und diese so wenig gekannte Krankheit durch besondere Wahrnehmungen erläutert, und ihre verderblichen Folgen gezeigt hat *m*), könnte es mit Recht scheinen, als ob ich einen Tropfen Wasser ins Meer wollte fallen lassen, wenn ich noch einige Fälle beyfügte. Dieses ist jedoch keinesweges meine Absicht, und ich will bloß ein

m) Observations sur la cure radicale de plusieurs Polypes de de la Matrice, de la Gorge et du Nez, Paris, 1771. Mémoir. de l'Academ. Royale de Chirurgie, Tom. III. pag. 515. in 4to.

Werkzeug mittheilen, wodurch diese lästigen Auswüchse in allen Fällen sehr geschwinde und bequem abgebunden und geheilt werden können.

Dieses Werkzeug hat ein römischkatholischer Geistlicher erfunden, und es ist mir um das Jahr 1763 durch den sehr geschickten Wundarzt und Geburtshelfer zu Mastricht, Herrn Hoffmann, gütigst mitgetheilt worden. Da es nun überhaupt, sowohl für den Kranken, als für den Wundarzt, sehr bequem ist, und in dieser Rücksicht meiner Meinung nach, die verbesserten Levretschen Werkzeuge übertrifft: so habe ich es für meine Pflicht gehalten, dasselbe allgemein bekannt zu machen.

Hier ist eine kurze Beschreibung und Erklärung des gedachten Werkzeuges.

A. ist eine hohle silberne Röhre, die einen dünnen geraden Frauenkatheter gleicht, und eine Länge von bald mehr, bald weniger, als zehen Zollen hat *). Im Nothfall könnte man auch einen Mannskatheter, den man gerade beugte, und dessen Oeffnungen man in dem Schnabel ein wenig erweiterte, dazu gebrauchen.

B. Ein silberner Stift, der durch die ganze Röhre hindurch, bis zum Ende, oder dem ovalen Auge C. geht.

D. Eine geklöppelte Schnur von blauer Seide, (die man durchgehends für das festeste hält), die

*) Auf der beygefügten Kupfertafel ist sie um die Hälfte verkleinert.

durch das Auge C., und um den silbernen Stift B. herum geht.

E. Hölzerne oder beinerne Korallen von einem sogenannten Rosenkranze oder Paternoster, zwanzig bis dreyssig an der Zahl, durch welche die doppelte seidne Schnur gezogen ist.

F. F. F. Ein viereckiges durchbohrtes Stückchen Elfenbein, etwas größer, als die größte Art von Würfeln, in und an welchem eine eiserne oder stählerne kleine Winde, mit ihrer Schraubenmutter und Feder, festgemacht ist, und an deren Mutter die doppelte seidne Schnur, durch ein kleines Loch des Elfenbeins hindurch, befestigt wird, um so die Schnur nach Belieben aufwinden, und die Korallen zweymal täglich gegen die Geschwulst oder den Auswuchs drücken, und denselben würgen zu können.

Ich will nun den Gebrauch dieses einfachen Werkzeuges mit ein Paar Worten darlegen, und durch zwey hieher gehörende Beyspiele erläutern.

Erster Fall.

Bey einer Frau, die seit beynahe drey Jahren durch wiederholte Mutterblutflüsse sehr geschwächt worden war, entstand endlich ein häutiger Auswuchs, in Gestalt einer großen Zapfenbirne, welcher durch den Muttermund bis in die Mutterscheide hinab sich senkte, ja zwischen den Schamtheilen hervortrat. (Ein Unerfahrner hätte diese Geschwulst leicht für ei-

nen Vorfall der Gebärmutter oder der Mutterscheide halten können).

Ich legte sogleich die seidne Schnur D. über und um die Geschwulst, und führte sie zuerst durch meine Finger, und hernach durch die silberne Röhre A. so hoch in den Mund der Gebärmutter, als nur möglich; mit der andern Hand schob ich an der gegenüber stehenden Seite der Geschwulst die Korallen E. gleichfalls in die Gebärmutter. Hierauf zog ich den Stift B. etwas aus der Röhre A. heraus, wodurch die Schnur D. aus dem runden Auge C. losging; und die ganze Röhre wurde nun weggenommen. Alsdann schob ich die Korallen nochmals so hoch und so fest, als möglich, gegen den Hals der Geschwulst, die zwey oder drey Finger dick war. Endlich wickelte ich die lose Schnur um die Winde F., wodurch die Korallen recht fest an den Hals der Geschwulst gedrückt wurden, und machte die Winde vermittelst eines Bändchens an einer um den Leib gehenden Binde und in der Leiste fest.

Die viele Feuchtigkeit, die aus dem Körper dieser Frau beständig ausfloß, machte, daß die hölzernen Korallen dergestalt aufquollen, daß ich die seidene Schnur des Morgens und des Abends kaum um eine halbe Tour aufwinden konnte.

Nach neunzig Stunden fiel die Geschwulst, oder das todte Stück Fleisch, welches ein halbes Pfund schwer war, ganz ab.

Ich sagte so eben, daß ein Unerfahrner diese Geschwulst leicht für einen Vorfall der Gebärmutter oder der Mutterscheide hätte halten können. Hiervon ist mir ein merkwürdiges Beyspiel bekannt. Noch beklagenswerther würde es indessen seyn, wenn man einen Vorfall der Gebärmutter oder der Mutterscheide, oder, was noch ärger ist, einen Darm- Netz- oder Blasenbruch, die in oder an diesem Theile sich öfters ereignen, für eine Geschwulst oder Auswuchs der Gebärmutter, oder der Mutterscheide ansähe, und sie aus Unwissenheit abzubinden suchte; und hiervon sind ebenfalls Beyspiele bekannt.

Aber auch in einem solchen unglücklichen Falle, und wenn die Zufälle, die ihm eigen, und als eine Folge der Unterbindung anzusehen sind, sich zeigen, besitzet dieses Werkzeug vor andern dieser Art einen Vorzug. Dieser besteht darin, daß man die Unterbindung sogleich losmachen und wegnehmen kann, besonders, wenn man zwischen die würgende Schnur und über die erste und vorderste Koralle eine zweyte lose Schnur bringt, um, im Nothfall, die Winde aufzuwickeln, und mit der letzten losen Schnur die Korallen zurückzuziehen, und die erste seidene Schnur oben loszuschneiden und wegzunehmen.

Sollte man bey der ersten Unterbindung befürchten, oder in der Folge gewahr werden, daß man die Geschwulst oder den Auswuchs nicht hoch genug gebunden hätte: so kann man an einem der folgenden Tage mit dem nämlichen Werkzeuge eine zweyte Unterbindung höher anlegen. Sollte ferner zuwei-

len die Gebärmutter oder die Mutterscheide selbst, in den ersten Tagen nach der Unterbindung, sich etwas herabsenken: so muß man, meines Erachtens, hierin nicht allzuängstlich seyn, besonders darum, weil das Innere dieser Theile gemeiniglich in dem Halse der Geschwulst selbst begriffen, und unter der Schnur mit eingeklemmt ist.

Auf diese Weise habe ich vier, größere oder kleinere, Gebärmutterpolypen in kürzerer oder längerer Zeit abgebunden, und ich glaube, die blauen seidenen Schnüre sind bequemer, als der Silberdraht des Levret.

Nach mir hat ein berühmter Arzt in Seeland (in der Batavischen Republik), de Wind, das von mir beschriebene Werkzeug bekannt gemacht, und es ebenfalls dem Levretschen *n*) vorgezogen.

Zweyter Fall.

Bey einem jungen Menschen, mit einem erstaunend harten und großen Nasenpolypen in der Kehle, der am weichen Gaumen bis an die Spitze der Zunge niederhing, brachte ich die seidene Schnur D., die an eine mäßige Darmsaite befestiget war, doch ohne silberne Röhre, durch die linke Nasenöffnung in den Mund, und zog darauf mit einem Zängelchen die Saite und Schnur aus dem Munde heraus. Nachdem ich hierauf die Saite losgemacht hatte,

n) Siehe den zehnten und eilften Band der Verhandelingen van het Zeeuwsche Genootschap, Seite 546. Taf. 1.

brachte ich die Schnur mit zwey Fingern der linken Hand wieder in den Mund, und hinter und um den Polypen, indes ich das andere Ende mit den Koral-len und der Winde mittelst der rechten Hand von der Nase herein ein wenig anzog. Und, als ich merkte, daß die Schnur um den Polypen fest saß, schob ich die Korallen in das Nasenloch, gegen die Geschwulst zu. Nachdem ich die Schnur um die Winde herum gewunden, und die Korallen gegen die Geschwulst gedrückt hatte, befestigte ich die Winde und die übri-gen Korallen an der Mütze, und setzte das Aufwin-den zweymal täglich bis zum vierten Tage fort, wor-auf die Geschwulst abfiel.

Ob ich mich gleich bey dem Abbinden vergrös-serter und verhärteter Mandeln in der Kehle der von Cheselden und Sharp empfohlnen Methode allezeit mit glücklichem Erfolge bedient habe, so glaube ich doch, daß man das erwähnte Werkzeug eben so bequem und sicher dazu brauchen könnte.

Eilfte Abhandlung.

Bemerkungen über das so schädliche und gefährliche Herausholen der Nachgeburt, unmittelbar nach der Entbindung.

Seit mehr als zweytausend Jahren, wenigstens von den Zeiten des Hippokrates und Celsus her, scheint es, so wie bey allen darauf folgenden gebildeten Völkern, zu allen Zeiten eine beständige Gewohnheit gewesen zu seyn, daß man, wenn ein Kind geboren war, und die Nachgeburt von selbst nicht folgte, sie als ein unnützes und höchst schädliches Ding auf der Stelle mit den Händen herausholte.

Celsus drückt sich hierüber so deutlich aus, daß es scheint, alle folgende Schriftsteller haben es ihm nachgeschrieben. Er sagt, indem er das Verfahren angiebt, welches nach der Geburt eines Kindes beobachtet werden soll: „Hernach muß der Arzt „mit seiner linken Hand sachte an der Nabelschnur „ziehen, doch so, daß sie nicht abreisset, und die „rechte Hand längs derselben einbringen, bis an die „sogenannte Nachgeburt, welche der Wohnplatz des „Kindes gewesen ist. Hat er die letztere gefaßt, „so muß er alle Gefäße und Häute auf dieselbe Wei„se mit der Hand von der Gebärmutter losmachen,

„und alles zusammen herausnehmen, so auch, wenn „etwas geronnenes Blut zurück geblieben seyn sollte, u. s. w. o)."

Jakob Guillemeau, der vor zweyhundert Jahren in Frankreich lebte, und ein Schüler des Vaters der europäischen Wundarzneykunst, des Ambroise Paré, war, ist, nebst diesem, der erste Schriftsteller über unsere gegenwärtige Geburtshülfe, und ihr erster Aufklärer. Beyde drücken sich, dem Wesen nach, also aus: „Es sey tödtlich, wenn, „nach der Entbindung von einem Kinde, die Nach„geburt in der Gebärmutter gelassen werde p)."

Auf das Ansehen dieser Männer, und aller vorhergehenden, sind, wie es scheint, Mauriceau und alle folgende Schriftsteller, Ruysch und einige wenige andere ausgenommen, angetrieben worden, den kühnen Rath zu geben, man solle, wenn, nach der Geburt eines Kindes, man einige Mal gelinde an der Nabelschnur gezogen, und sie nicht herausgebracht habe, sogleich die Hand in die Gebärmutter stecken, und mit den Fingern die noch festsitzende Nachgeburt losschälen und ganz herausholen. Ja, dieser große Geburtshelfer geht in seiner Aengstlichkeit so weit, daß er räth, man solle die Nabelschnur nicht eher von dem neugebornen Kinde abbinden, als bis man die Nachgeburt mit der Hand herausgeholt

o) Lib. VII. Cap. 29.

p) Des Accouchemens, Liv. II. Chap. 27. pag. 292.

Paré Buch 24. Kap. 18.

Solingen Embryulc. Seite 109.

habe; denn, wenn man dieses verabsäume, ziehe sich der Gebärmuttermund oft zusammen, und schliesse sich, wodurch die Herausholung der Nachgeburt beschwerlich werde q).

Doch, der mit Recht berühmte H. van Deventer, dessen Werk in alle Sprachen übersetzt, und in jedermanns Händen ist, scheint damit noch nicht zufrieden zu seyn, sondern befiehlt, man solle, nachdem man die Nachgeburt mit der Hand herausgeholt, sogleich die ganze Hand, nebst einem Theile des entblösten Armes, zum zweyten Male in die Gebärmutter bringen, nicht allein, damit sie sich um diese Hand zusammenziehe und schließe, sondern auch, um das in der Gebärmutter ergossene Blut damit aufzufassen und heraus zu nehmen; ingleichen, um die schiefe Lage, die Runzeln, die Falten ꝛc. der Gebärmutter in Ordnung zu bringen. Ja, gesetzt auch, die Nachgeburt folgte von selbst und augenblicklich auf das Kind, so will er doch die Hand in die Gebärmutter gebracht haben, um zu erforschen, ob auch noch ein zweytes Kind, oder irgend ein fremder Körper, der weggeschafft werden müsse, vorhanden sey r).

Fast alle folgende Schriftsteller, bis auf Smellie und Levret, geben zu, daß die natürliche Ent-

q) Siehe die holländische Uebersetzung: Ziekten der zwangere Vrouwen, Seite 188. 190.

r) Nieuw Licht der Vroedmeesters (Neues Licht der Geburtshelfer). Dritte Ausgabe, Seite 190.

bindung der Nachgeburt die vollkommenste ist, und geben die rechte Zeit und die Zeichen, nebst einigen, mit der Natur übereinstimmenden Vorschriften, davon an; und doch scheinen sie sich gemeiniglich selbst nicht zu trauen, indem sie doch den Rath geben, man solle, wenn die Nachgeburt einige Augenblicke nach der Geburt des Kindes nicht folge, dieselbe mit der Hand heraus holen.

Ich will nicht untersuchen, ob diese Vorschriften auf der Gewohnheit, oder auf dem Geiste der Nachahmung beruhen; auch nicht, was für Gründe man hatte, um sie zu geben. Ruysch *s*) indessen hat sie größtentheils, und zwar durch sattsame Erfahrungen, widerlegt. Ich kann jedoch nicht umhin, eine Anmerkung zu machen, die mir, ausser vielen andern, von Gewicht zu seyn scheint.

Es fehlt nicht an Beyspielen von Ueberschwängerung (superfoetatio), oder von solchen Zwillingen, ja Drillingen, wo zuweilen das erste Kind einige Wochen, ja wohl gar einige Monate vor dem letzten geboren wird. Man begreift nun leicht, daß, wenn man mit van Deventer, nach der Geburt des ersten Kindes und desselben Nachgeburt, die Hand zum zweyten Male in die Gebärmutter steckt, und entdeckt, daß noch ein Kind zugegen ist, sogleich Alles anwenden wird, um dieses Kind entweder durch die Natur, oder durch die Kunst zur

s) Opera omnia, pag. 1021. fgg.; ingleichen pag. 1093. fgg., im 3ten Theile.

Welt kommen zu lassen; da es doch sicher ist, daß, wenn man in einer glücklichen Unwissenheit bleibet, das letzte Kind oder die letzten Kinder zu ihrer Zeit und völlig ausgetragen werden geboren werden.

Unnöthige Neugierde bringt oft große Gefahr! *)

Ich gestehe gern, daß, wenn man dem großen und treuen Beobachter Ruysch gefolgt wäre, es

*) Ich folge in dem, was ich hier gesagt habe, der fast allgemeinen Meinung, daß eine zweyte Schwängerung oder Ueberschwängerung, und zwar einige Wochen oder Monate nach der ersten, und in der nämlichen Gebärmutter, Statt finden könne. Ich, für meinen Theil, glaube jedoch, daß dieses nicht möglich ist, und nie anders Statt findet oder Statt finden kann, als allein bey solchen Frauen, die eine zweyte oder doppelte Gebärmutter haben. Und daß die letztere zuweilen wirklich gefunden wird, beweisen neue Beyspiele, die den Aerzten und Wundärzten gegenwärtig nicht unbekannt sind.

Die Kenntniß einer zweyten oder doppelten Gebärmutter, wenn sie auch selten vorkommt, ist doch wohl für die Geburtshelfer keine gleichgültige Sache, um desto weniger, da man bisweilen zwey Oeffnungen von zwey verschiedenen Gebärmüttern in einer Scheide, und auch zwey Scheiden und auch eben so viel Muttermunde gefunden hat. Obgleich diese Entdeckung den Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte völlig unbekannt war, so haben sie doch, wegen der Ereignisse, die dafür sprechen, die Ueberschwängerung nicht bloß für möglich, sondern auch für wirklich gehalten.

Ich sage hier nichts von der bekannten doppelten Befruchtung, die augenblicklich, zu gleicher Zeit, oder auch wenig

durchaus unnöthig gewesen seyn würde, über diese Materie noch ein Wort zu verlieren. Da jedoch bey einigen unserer gegenwärtigen Geburtshelfer, und bey vielen unserer Hebammen die entgegengesetzte Meynung noch die herrschende ist, und ich im Stande bin, den schönen, von Ruysch beygebrachten Beweisen einige andere beyzufügen: so hat mich dieses angefeuert, dieselben in der möglichsten Kürze vorzutragen, da sich ohnedies Ruysch schon weitläuftig darüber verbreitet hat, und ich das Vertrauen habe, daß eine heilsame, aber vernachlässigte Sache, deren Stützen die eigenthümliche Wirkung der Natur *) und bewährte Erfahrungen sind, zuweilen Stunden oder Tage nach der ersten Empfängniß so oft in der nämlichen Gebärmutter vor sich geht, und in Ansehung der Zeit und des Ortes von der ersten so merklich unterschieden ist.

*) Da sich das Wort Natur in unserer Sprache nicht wohl vermeiden läßt, ohne daß man sich statt dessen einer Umschreibung bedient, und da es zuweilen in einem falschen Sinne genommen wird: so muß ich sagen, daß ich hier und überall darunter verstehe: die schaffende Macht Gottes, oder die geschaffene und gehorsame Dienerin Gottes, die nicht mit Händen gefühlt, nicht mit Augen gesehen, und nicht mit Ohren kann gehört werden, die sich aber dem menschlichen Verstande immer als lebend und wirksam darstellt. Mit einem Worte, ich verstehe das Nämliche darunter, was der Apostel Paulus 1. Korinth. 11, 14. damit gemeint hat. Denn, ob man gleich nicht leugnen kann, daß die meisten Ausleger das Wort Natur in dieser Stelle so ansehen, daß es eine Griechische Mode, Gewohnheit bedeuten soll, die die zweyte Natur genannt wird: so bin ich doch mit andern, und mit unsern vortrefflichen Glossenschrei

durch eine neue Darstellung sich neuen Eingang zu verschaffen weiß.

Nach der Anweisung meiner Lehrer, und der vorzüglichsten Schriftsteller, steckte ich sogleich nach der Geburt eines Kindes, nachdem ich gelinde an der Nabelschnur gezogen hatte, und die Nachgeburt von selbst nicht folgte, die Hand und den entblößten Arm in die Gebärmutter, und schälte dieselbe mit den Fingern los. Allein, wie erstaunte ich, als ich meine ersten und natürlichen Entbindungen in ziemlicher Anzahl verrichtete, besonders, wenn ich darauf, und zuweilen sogleich, eine große Menge Blut folgen sah.

Auch bemerkte ich, daß das Einbringen meiner Hand und das Losmachen der Nachgeburt vielen Frauen wenigstens eben so viel Schmerz, als die natürliche Geburt eines Kindes, verursachte. Denn man muß nicht mit Dionis *t*) und Andern leichtsinniger Weise sagen: Wo ein großes Kind herausgekommen ist, kann eine Mannshand leicht hineinkommen. Alte Frauen haben einen Abscheu dagegen.

bern der Meinung, daß es der Apostel hier in seiner eigentlichen Bedeutung gebraucht hat. Und diejenigen, welche wissen, daß nicht die Mode oder Gewohnheit, sondern überhaupt die Natur den Männern wenigeres, dünneres und kürzeres Haar auf dem Kopfe giebt, als den Frauen, werden sogleich einsehen, daß es auf die Art und in dem Sinne muß verstanden werden.

t) Kraamkunde (Hebammenkunst), Seite 201.

Hierzu kommt, daß Smellie *u*), und mit ihm viele Andere, rathen, man solle, wenn die Nachgeburt an der rechten Seite der Gebärmutter sitzet, die linke, und, wenn sie sich an der andern Seite befindet, die rechte Hand anwenden, um die Nachgeburt heraus zu holen. Wie viel Mal muß da nicht die Hand in die Gebärmutter gebracht, und wieder herausgezogen werden! Smellie selbst befürchtete in seinem dritten Falle, und nicht ohne Grund, er möchte durch das wiederholte Wühlen die Mutterscheide zerreißen *v*).

Ich muß, doch nicht ohne Verwunderung, bekennen, daß viele gesunde und starke Frauen, nachdem sie eine solche Behandlung erfahren, und bisweilen einen so anhaltenden Blutverlust erlitten haben, der durch das frühzeitige Herausholen der Nachgeburt mit der Hand verursacht wurde, oft so schnell genesen. Nichts destoweniger bleiben andere sehr lange schwach, und können nicht säugen. Wenn nun die vermeinte gute Geburtsreinigung etwas stark ist, und lange anhält (wie leider! nur allzuoft geschieht, ohne daß man darauf achtet): so werden die ausführenden Blutgefäße mehr oder weniger mit Milch angefüllt. Und daher kommt es, daß manche dieser Frauen das Schicksal haben, daß die Milch zurücktritt, herumirrt, oder sich durch den ganzen Körper verbreitet; eine Krankheit, die wahrlich

u) Vroedkunde (Geburtshülfe), Seite 135. §. 227.

v) Drey und zwanzigste Sammlung, S. 202.

sehr gemein, nicht genug gekannt, und also desto mehr zu fürchten ist *).

Niemand, der einiges Nachdenkens fähig ist, wird, wie mich dünkt, einen Augenblick zweifeln, daß dieser unnütze, ja schädliche Blutverlust bey einigen nervenschwachen und empfindlichen Frauen (dergleichen es gegenwärtig viele giebt), sehr leicht eine Milchversetzung nach dem Kopfe und dem Gehirn, verbunden mit einer völligen Bewußtloßigkeit, die nicht selten in Zwischenräumen in Irrereden oder Wuth übergeht, zur Folge haben könne.

Werden nun solche Frauen, als ob es eine Ent-

*) Das häufige Aderlassen bey Schwangern vermindert sicher die Blutmasse, und macht ihnen oft Luft; aber es vermehrt auch zugleich dergestalt die Milch, daß das ganze Blut sich in Milch zu verwandeln scheint. Und wenn diese Frauen, bey oder nach der Entbindung, zugleich viel Blut verlieren, so verlieren sie auch ihre gewöhnliche rothe Farbe, bekommen eine milchfarbige Aufgedunsenheit über den ganzen Körper, und gleichen, besonders die blonden, gelblichweissen Bildsäulen von Marmor oder Elfenbein.

Vielleicht hat das häufige Aderlassen bey den Franzosen mit Anlaß dazu gegeben, daß die Milchgeschwülste so gemein bey ihnen sind. Die zähe, fette, milchartige Kruste auf dem Blute der Schwangern verleitet uns vielleicht allzuleicht, die Aderlässe zu wiederholen. Ich sage, vielleicht; denn es gehören mehr Wahrnehmungen dazu, als meine Beobachtung und Erfahrung sie zu liefern scheinet.

Man vergleiche über die Milchversetzungen die siebente dieser Abhandlungen, im ersten Bande, und meinen Versuch über das Herz und die Nerven, zweyte Ausgabe.

zündungskrankheit wäre, nach dem Rathe des ersten Entdeckers, des Geburtshelfers Püzos w), und vieler andern neuern Aerzte, mit wiederholten Aderlässen, mit häufigen Purgirmitteln, spanischen Fliegenpflastern, u. s. w. behandelt: so bleiben sie oft ein halbes oder ganzes Jahr sinnlos *)

Welche klägliche Folgen des Herausholens der Nachgeburt, des darauf folgenden Blutverlustes, und des Ausbleibens oder Zurücktretens der Milch! Wahrlich Dinge, die einer besondern und ausführlichern Abhandlung, als man bis jetzt gehabt hat, werth sind, die aber hieher nicht gehören.

Es ist darum desto nöthiger, diesem Irrthume der Wundärzte, Geburtshelfer und Aerzte entgegen zu arbeiten, weil viele Aerzte, wenn sie zu solchen Frauen gerufen werden, durchgängig fragen: Wie steht es mit der Geburtsreinigung? Indem sie, vermöge einer alten und abergläubischen Gewohnheit, die oft in den Schulen gelehrt wird, voraussetzen, daß solche Uebel, so schwach auch diese Frauen seyn mögen, von einer verstopften oder nicht hinlänglich

w) Geburtshülfe, dritte Abhandlung über die Milchversetzungen.

*) Ich, für meine Person, (ob auch Andere, weiß ich nicht) habe bey verschiedenen solchen delirirenden Frauen gesehen, daß die durch spanische Fliegen aufgezogenen Stellen, so sehr man es auch zu verhindern suchte, lange eiterten, und mit dem Eiter viel Milch oder milchartige Materie von sich gaben. Ich überlasse es Andern, zu überlegen, ob dieses der Weg zur Genesung, oder zu größerer Schwächung ist?

fließendenden Geburtsreinigung herkommen. Und da diese Zufälle sich durchgängig in den ersten zehn oder zwölf Tagen nach der Entbindung einfinden, und nachdem die Geburtsreinigung die Frauen entweder schon verlassen, oder sich in eine nicht minder schwächende milchartige Materie verwandelt hat, wobey der Puls zwar klein, aber zugleich geschwinde und zusammengezogen ist: so ergreift man, um die vermeintlich verstopfte Geburtsreinigung wieder in den Gang zu bringen, um desto eher die erwähnte verkehrte Methode; da doch im Gegentheil, ausser einer gänzlichen Enthaltung von allen sauren und leicht sauer werdenden Dingen, verbunden mit dem verständigen Gebrauche eines starken öligen Weins, vorzüglich das Eingeben des flüchtigen Laugensalzes oder des Hirschhorngeistes, nebst einer reichlichen Anwendung der Fieberrinde, und im Nothfall des Opium's, die größten und vornehmsten Mittel sind, wodurch man dieses verdrießliche Uebel in kurzer Zeit bezwingen kann.

Es ist hier weder der Ort, noch meine Absicht, die Sache durch Beyspiele zu erläutern. Auch kann ich hier, zum Besten der Geburtshelfer und Hebammen, keine Beyspiele von schwerer Quetschung, tödtlichem Blutsturze, heftiger Entzündung, Vereiterung, Umkehrung oder gänzlichem Vorfall der Gebärmutter anführen, die auf das schleunige Herausholen einer festsitzenden Nachgeburt gefolgt sind. Denn Ruysch *x*) hat dieses bereits vor mir auf

x) Am angeführten Orte.

eine überzeugende Weise gethan. Und man darf, um früherer Schriftsteller zu geschweigen, die zehn Fälle von Smellie, wo die Nachgeburt schwer abging y), nachsehen, um sich von der geschwinden Herausholung der Nachgeburt mit der Hand abschrecken zu lassen. Smellie selbst bekennt in seinem zehnten oder letzten Falle, daß er dadurch, daß er unsern Ruysch gelesen, auf bessere Gedanken gekommen sey, ob man gleich hievon in seinen allgemeinen Vorschriften nichts gewahr wird. Und kein Wunder! Er getraute sich eben so wenig, als seine Vorgänger, von der alten Bahn abzuweichen.

Liegt, wie ich mir schmeichele, bey dem bisher Gesagten die Erfahrung zum Grunde: so sieht man leicht, wie ein Irrthum den andern nach sich zieht. Es sey mir deswegen erlaubt, folgenden Grundsatz aufzustellen:

Daß die geschwinde und schmerzhafte Herausholung der Nachgeburt, und zwar sogleich nach der Geburt des Kindes (ohne daß ein Blutfluß vorhergeht, der den Geburtshelfer oder die Hebamme dazu nöthiget) eine unnatürliche, barbarische und gefährliche Verfahrungsart ist.

Diese Behauptung muß ich durch Gründe, welche Vernunft, Natur und Erfahrung an die Hand geben, umständlicher beweisen.

Zuvörderst muß ich von dem Nutzen der Nach-

y) Drey und zwanzigste Sammlung, Seite 201. und 207.

geburt etwas sagen. Denn es scheint, daß Manche keinen richtigen Begriff davon haben.

Die Nachgeburt sitzet bey den Frauen, vermittelst sehr vieler haarähnlicher Milchäderchen, auf und in den Vertiefungen und Zellen der Gebärmutter. Hingegen bey den Kühen, Schaafen und andern Thieren ist sie mit sehr vielen, ja zuweilen mit sechzig oder mehreren Buckeln und Strängen sehr tief in eben so vielen Höhlen (Cotyledones) der Gebärmutter sehr fest eingeschlossen, woraus sie dennoch die freye Wirkung der Natur von selbst herauszubringen weiß.

Wenn man bey geschlachteten Schaafen diese Bukkel sachte losmacht und drückt, so kommt immer eine feine zarte Milch heraus, die zur Ernährung der Frucht dient, und ein deutlicher Beweis ist, daß der Frucht von der Mutter kein Blut, sondern ein schon zubereiteter Milchstoff mitgetheilt wird. Die Frucht macht also ihr eigenes Blut. Etwas Aehnliches thut das Hühnchen in dem Ey.

Unterdessen erhellet hieraus zugleich, daß kein unmittelbarer Uebergang des Blutes von der Mutter zu der Frucht, und von dieser zu jener Statt findet, wie sich Einige verkehrter Weise eingebildet haben; eine Vorstellung, welche die Quelle vieler Irrthümer ist. Die Thiere ziehen durch milchsaugende Gefäßchen ihre Nahrung und ihr Gedeihen aus der Gebärmutter, wie die Wurzeln und Saamen der Pflanzen aus der Erde. Die Wurzeln und Saamen verhalten sich thätig, die Erde leidend.

Nach der Geburt des Kindes bleibet die Nachgeburt noch einige Zeit in der Gebärmutter festsitzen, füllt einiger Maßen den Platz aus, den vorher das Kind eingenommen hatte, und erhält also, nach Maßgabe ihrer Größe, die Gebärmutter ausgedehnt. Hierdurch giebt sie den verlängerten und erweiterten Blutgefäßen der Gebärmutter Gelegenheit, daß sie, in dem Maße, wie sie sich langsam zusammenziehen, ihr Blut bequem und auf eine natürliche Weise in die Adern überführen, und dem Herzen wieder zukommen lassen können, ohne, daß sie sich, wie bey dem plötzlichen Herausholen der Nachgeburt, ergiessen, und einen nicht nur unnöthigen, sondern auch schädlichen Blutfluß verursachen.

Die Nachgeburt dient also dazu, daß sie, als ein eigenartiger weicher Körper, oder als eine Kompresse, die geschwollenen Blutgefäße zusammendrückt, und einen großen Blutverlust verhütet; zugleich auch zu einem weichen, bequemen und natürlichen Kissen, worauf sich die Gebärmutter zusammenziehen und schließen kann, um sich von ihr in der Folge eben so, wie von der Frucht, durch ihre eigene und angeborne Kraft zu befreyen.

Grundlos ist die Furcht, daß, wenn die Nachgeburt nach der Geburt des Kindes in der Gebärmutter sitzen bliebe, die letztere sogleich ihren Mund zuschließen, und die erstere hernach verfaulen, und viele Beschwerden, ja sogar den Tod, herbeyführen möchte.

Ich habe oft Nachgeburten gesehen, die viele

Tage, selbst Wochen, nach der Geburt des Kindes abgegangen, die oval, blutlos, gelblich, und so fest, wie ein bolliger Meerrettig, und fast geruchlos waren. Vielleicht sind die sogenannten Mondkälber (Holl. Zuigers; Molae), deren Einige erwähnen, Nachgeburten, die ganz oder theilweise zurückgeblieben sind.

Bey den meisten unzeitigen Geburten oder Fehlgeburten, die mehrentheils im zweyten oder dritten Monate der Schwangerschaft sich ereignen, wird durchgehends zuerst die Frucht, es sey sichtbar, oder in Blut gehüllt, ausgetrieben, und nach einigen Tagen, Wochen oder Monaten die Nachgeburt, und zwar meistens ohne den geringsten Gestank oder Fäulniß. Dieses thut die eigenthümliche Wirkung der Natur, dieses ist die angeborne Kraft der Gebärmutter.

Hier können Hand und Finger, die als eine vergebliche Nothhülfe gebraucht werden, schwerlich etwas ausrichten, ausgenommen, wenn wirkliche Gefahr, das ist, eine schwere Verblutung, vorhanden ist. Alsdenn kann eine krumme oder sogenannte Polypenzange, um den Mund der Gebärmutter zu erweitern, und um zugleich die losgegangene Nachgeburt zu fassen, zuweilen von wesentlichem Nutzen seyn. Aber hier ist Gefahr, und zu vermuthen, daß die Nachgeburt ganz los, und die Natur nicht vermögend ist, sie durch eine dicke Oeffnung auszutreiben.

Denn es ist ein unwandelbares Naturgesetz, daß,

je weiter eine Frau von dem Termin der Entbindung entfernt ist, verhältnißmäßig desto gröſser und fester die Nachgeburt an der Gebärmutter befestiget ist. Dieses lehren alle Fehlgeburten. Auch kann in diesem Falle die zu groſse Nachgeburt durch eine so enge Oeffnung nicht mit Sicherheit herausgeholt werden, und man muß dieses der Natur und krampfstillenden Mitteln überlassen. Die Natur treibet sie fast immer zur rechten Zeit von selbst aus.

In einigen, übrigens natürlichen Fällen, wo man durch eine beklagenswerthe Unwissenheit das Geburtsgeschäft zu früh und zu übereilt in den Gang gebracht hat, sitzet die Nachgeburt nach der Geburt des Kindes noch ausserordentlich fest in und an der innern Haut der Gebärmutter, und man setzt, wenn man sie durch die sogenannte Hand der Kunst auf der Stelle herausholt, diese Frauen einer schrecklichen Verblutung und vielen andern Beschwerden aus.

Ferner bemerkt man bey einigen schwachen und sehr reizbaren Frauen, die durch die bloſse Wirkung der Natur recht leicht entbunden wurden, daß, sobald die Hebamme ihre Hand in die Gebärmutter bringt, um die Nachgeburt heraus zu holen, sie in Ohnmachten oder Zuckungen gerathen, und daß, nachdem man sie ein wenig hat ruhen lassen, sie von selbst abgeht. Ruysch sagt mit Recht: daß zu viel Betriebsamkeit manchmal Schaden thut z).

Es giebt ein anderes viel gröſseres, doch weniger bekanntes Uebel, welches zuweilen auf eine geschwin-

z) Am angeführten Orte, Seite 1024.

de Entbindung, und auf das schleunige Herausholen der Nachgeburt folgt, und vorzüglich bey solchen Frauen, die eine besondere Schlaffheit oder Kraftlosigkeit in der Gebärmutter haben, oder die viel Kindeswasser, oder mehr als ein Kind getragen hatten. Bey diesen Frauen behält die Gebärmutter zuweilen, ohne daß sie sich schließen kann, und ohne daß sie sich, wie gewöhnlich, wie eine harte Kugel über dem Schambeine anfühlen läßt, die Gestalt eines tiefen und offnen Beckens *), welches sehr bald voll Blut läuft, ohne sich von aussen merklich zu erkennen zu geben. Hierauf folgen Schweiß, Ohnmachten, Zuckungen, und in zwey bis drey Stunden ein unerwarteter Tod, und oft so, daß die wahre Ursache davon nicht eingesehen wird.

Wer weiß, wie viele Frauen auf diese Art zu Grunde gehen! Glücklich die, wo, bey einer solchen atonia uteri, die Nachgeburt noch einige Zeit festsitzen bleibet, ohne daß viel daran gezogen, oder die Gebärmutter umgekehrt wird! Und ob es gleich hier der Ort und meine Absicht nicht ist, gegen dieses gefährliche Uebel Hülfsmittel namhaft zu machen:

*) Ontvangbar, wie es in der Urschrift heißt. Die Bataven nennen einen Ontvangbar ein napfförmiges Gefäß, welches z. B. unter ein Oelfaß gesetzt wird, um das, was beym Abzapfen der darin enthaltenen Flüssigkeit, oder auch nach dem Abzapfen eines Theils derselben, verloren gehen könnte, aufzufassen (zu ontvangen). Beym Oel pflegt es von Kupfer zu seyn. Diese werden jedoch nicht bey eßbarem Oel gebraucht.

Anm. d. Uebers.

so kann ich doch nicht unterlassen, mit einem Worte zu sagen, daß ein Stück weicher Schwamm, oder im Nothfall feine Leinewand, mit Brantewein oder Essig getränkt, und dann, und wann in die Höhle der Gebärmutter so gebracht, daß dieser Theil davon berührt wird, meiner geringen Erfahrung zufolge das kräftigste Mittel ist, um die unthätige Gebärmutter schleunig in Thätigkeit zu bringen, zur Zusammenziehung und Schließung zu veranlassen, und den gewissen Tod abzuwenden.

Zur Bestätigung dessen, was ich gesagt habe, will ich, wegen der Wichtigkeit der Sache, doch einen Fall anführen.

Bey einer gesunden Frau, die sehr leicht durch die Natur von einem Kinde war entbunden worden, wurde durch Menschenkunst die Nachgeburt herausgeholt, und die Kindbetterin zu Bette gebracht. Sie ward blaß, ohnmächtig, sprachlos. Ihr Arzt, dem wahrscheinlich die Ursache unbekannt war, gab ihr ein stärkendes Tränkchen. Zwey Stunden darauf war sie todt. Als man die Frau entkleidete, und in den Sarg legte, floß so viel Blut aus, daß man nicht nöthig hatte zu fragen: Hat sich diese Frau zu Tode geblutet? Und wie oft trägt sich dieser Fall nicht zu!

Auch ist es ein großes Unglück, wenn, ohne daß man weiß, ob mehr als ein Kind vorhanden ist, an der Nabelschnur des erstgebornen Kindes stark gezogen wird.

Alle erfahrne Geburtshelfer geben einstimmig zu (und das verdient Aufmerksamkeit), daß, bey einer natürlichen Geburt, von ihrer Seite mehr Arbeit und Kunst erfordert werde, um die Nachgeburt, als, um das Kind heraus zu holen. Auch geben sie zu, daß mehr Frauen nach oder durch die Herausholung der Nachgeburt mit der Hand, als selbst durch die natürliche Geburt des Kindes, hinweggerafft werden, oder wenigstens lange kränkeln. Dieses ist, wie mich dünkt, zugleich ein wichtiger Grund, dieses Geschäfte der Natur zu überlassen.

Ich nehme hier durchgängig an, daß die Nachgeburt fest sitzt, und noch gar nicht, oder zum Theil von der Gebärmutter losgegangen ist. Das aber versteht sich von selbst, daß man, bey allen gefährlichen Blutflüssen, die Frauen augenblicklich von der Nachgeburt befreyen muß. Indessen wiederhole ich, daß, wo sie, ohne daß ein merklicher Blutverlust dabey ist, fest sitzt, man ihre Entbindung, um der angeführten Ursachen willen, ganz der Natur überlassen muß.

Alle geburtshülfliche Schriftsteller bezeigen auch vor dem Abkratzen der Nachgeburt einige Furcht; denn sie rathen, man solle zuvor die Nägel an den Fingern abschneiden. Zuweilen sieht man auch die Nachgeburt auf einer Schüssel liegen, wo man die Quetschungen, welche durch die Hebamme darin gemacht worden, wahrnehmen kann. Ruysch erwähnt dieses Umstandes, und giebt auch eine Abbil-

von einem, auf diese Art gequetschten Grunde der Gebärmutter *a*).

Und warum sollte man auch dieses Geschäfte nicht der Natur überlassen dürfen? Die Gebärmutter enthält nicht nur in ihrem inwendigen Grunde einige zirkelförmige Muskelfasern, um dieses gute Werk verrichten zu können, wie Ruysch gezeigt, und Alexander Monro, und Andere, ebenfalls gesehen haben, sondern die ganze Gebärmutter selbst ist ein dicker, starker, vielvermögender Muskel *), vollkommen geschickt, und von der ewigen Weisheit dazu bestimmt, um das ihr zugetheilte Geschäfte aus eigenen Kräften, freywillig, und ohne irgend eine mensch-

a) Am angef. Orte im 3ten Theile, Seite 1106. und 1111. Fig. 128.

*) Van der Haar hat unstreitig viel vor sich, um die ganze Gebärmutter einen Muskel nennen zu können. So viel man auch darüber gestritten hat, ob sie diesen Namen verdiene, so sehr auch Manche blos dafür gewesen sind, daß gewisse Muskelfasern (wie die hier angeführten cirkelförmigen) in dieselbe eingewebt seyen, ohne sie deswegen geradezu, und ihrer ganzen Substanz nach, einen Muskel zu nennen: warum sollte man dieses nicht thun dürfen? Muß die Natur Alles nach den Regeln, die wir festgesetzt haben, thun? Kann sie nicht einem zeltigen, schwammigen, sehr dehnbaren Eingeweide, dergleichen die Gebärmutter ist, die Kraft eines Muskels verleihen, ohne ihm seinen Bau zu schenken? Daß die Natur das Erste gethan hat, beweisen die Verrichtungen der Gebärmutter. Man gönne ihr also immer die Ehre, ein Muskel zu heißen; denn das ist sie, ihrer Wirkung nach; ihr Bau mag übrigens beschaffen seyn, wie er will. Anm. d. Uebers.

liche Kunst (einige Fälle ausgenommen) zu vollbringen.

Daß sie ein kräftiger Muskel sey, wissen wenigstens alle Geburtshelfer. Denn, warum würden sie oft so stark über Stumpfheit, Gefühllosigkeit und völlige Kraftlosigkeit in ihren Händen klagen, die nicht nur durch den Muttermund, sondern auch durch die Gebärmutter selbst, wenn sie die Wendung der Kinder machen, hervorgebracht wird? Sie hat bereits ein großes Kind, welches oft zehn bis zwölf Pfund wiegt, durch eigene Kraft ausgetrieben; warum sollte man ihr nicht die Austreibung einer kleinen und weichen Nachgeburt, von eben so viel Unzen, anvertrauen?

Diese und viele andere Gründe sind, denke ich, so klar und einleuchtend, daß ich mich fast schäme, noch ein Wort darüber zu sagen.

Ja, wenn ich es wagen darf, zu sagen, ich sehe eine Zeit voraus, wo besser unterrichtete Geburtshelfer klagen werden, daß auch die Nachgeburt, durch das viele und frühzeitige Pressen auf die Gebärmutter, zu früh ausgetrieben wird; daß man dadurch Gelegenheit giebt, daß die Höhle der Gebärmutter, weil sie noch nicht genug geschlossen ist, zu einem ausgehöhlten Gefäße wird, welches dazu dient, Blut aufzufangen, und es in großer Menge wieder von sich zu geben; und daß hierdurch eine langwierige Schwachheit entsteht. Und dieses Alles geschieht, wenn die Nachgeburt zu früh mit der Hand herausgeholt wird.

Aus diesem Grunde rathe ich bey allen gewöhnlichen Entbindungen, man solle dem heilsamen Bestreben der Natur etwas zu Hülfe kommen, und in dieser Absicht unmittelbar nach der Geburt und der Abbindung der Nabelschnur, besonders, wenn zwey oder mehr Kinder, oder viel Wasser in der Gebärmutter vorhanden war, den ganzen Leib mit einem vielfach zusammen gelegten Tischtuche oder kleinen Bettuche bedecken, und mit einem breiten Bande unterstützen und schließen, um so den ausgedehnten Bauchmuskeln und der Gebärmutter nachzuhelfen, damit sie sich leicht und geschwinde zusammenziehen und schließen, und den Rest der Entbindung, nämlich die Nachgeburt, durch eine oder mehrere neue Anstrengungen austreiben könne.

Wenn nun (nachdem man die Nabelschnur gebunden, mit einem Läppchen umwickelt, und an dem Schließbande befestiget hat) in einigen Stunden die Nachgeburt nicht von selbst herausschießet, und man über diese sogenannte neue Lehre etwas unruhig wird, dann kann und darf man dann und wann einmal gelinde an der Nabelschnur ziehen, auch wohl die eine Hand auf den Bauch der Kindbetterin legen, um ihn vermittelst eines sanften Druckes zu reiben. Bemerket man alsdenn, daß die Frau anfängt etwas Blut zu verlieren (ein Zeichen, daß die Nachgeburt ganz oder zum Theil los ist, und fortgeschafft werden muß), dann kann man die Finger der andern Hand in den Gebärmuttermund bringen, die losge-

gangene Nachgeburt sich bemühen zu fassen und heraus zu nehmen. Wird man jedoch gewahr, daß sie noch an der Gebärmutter festsitzet, und daß der Blutabgang geringe ist, so muß man sie, besonders bey schwächlichen Frauen, getrost sitzen lassen, aber dabey diese gelinde Behandlung von Zeit zu Zeit ohne Uebereilung fortsetzen. Auf diese Art wird die Nachgeburt gewiß in einigen Stunden, und zwar ohne großen Blutverlust, zum Vorschein kommen *).

Die Kindbetterinnen müssen das erwähnte breite Schließband nicht um den obern, sondern um den untern Theil des Unterleibes viele Tage anbehalten, und es muß zweymal des Tages angezogen und

*) Ich bin oft, einige Stunden weit zu Frauen geholt worden, die in der vergangenen Nacht durch die Natur sehr leicht von einem Kinde waren entbunden worden, wo aber die Hebamme die Nachgeburt nicht herausbringen konnte, oder sich nicht daran wagte. Dieses setzte die Frauen, die zugegen waren, in eine solche Verlegenheit, daß die Kindbetterin, aus eiteler Furcht, zuweilen Ohnmachten bekam, und in der That in Gefahr gerieth. Bey meiner Ankunft fand ich, daß die Nachgeburt bereits durch die Natur ausgeleert war. In andern Fällen gab ich den Rath, den Bauch der Kindbetterin auf die oben erwähnte Art gut zu schließen, und ihr dann und wann ein erquikkendes Tränkchen mit flüssigem Laudanum zu geben. Eine solche Arzney ist besonders dann nothwendig, wenn vorher, um die Nachgeburt heraus zu holen, schon einige Gewalt gebraucht worden war. Uebrigens zweifele ich gar sehr, daß ohne vorhergängige gewaltthätige Behandlung, jemals eine Frau blos daran gestorben ist, daß man die Nachgeburt in der Gebärmutter sitzen ließ.

verengert werden. Hierdurch wird die ganze Gebärmutter sich leicht zusammenziehen; die Frauen werden weniger Blut verlieren; der Stuhlgang wird nach unten, und der Trieb der Milch nach oben erleichtert; der ganze Leib wird vor vielen Runzeln und Falten, und vor einer allgemeinen Erschlaffung der Eingeweide bewahrt.

Noch mehr! Ich habe oft Frauen gesehen, die, durch das langwierige Pressen und Ansichhalten des Athems, unter der Geburtsarbeit eine wahre oder falsche Lungenentzündung bekommen hatten, und die nach der Geburt des Kindes durchaus nicht im Stande waren, das Geringste auszuwerfen. Und wer weiß, wie Viele daran sterben! Auch diese Frauen werden durch das beschriebene Schließband in den Stand gesetzt, ihre Lunge durch Räuspern und Aufhusten zu reinigen, und zu ihrer Genesung zu gelangen. Ich kann daher diese einfache Behandlung, und besonders bey schwächlichen Frauen, mit dem berühmten J. de Gorter *b*) nicht genug empfehlen.

Alles, was ich bisher vorgetragen habe, könnte ich durch Beyspiele bestätigen. Allein ich will lieber eine Schwierigkeit und Einwendung, die mir sehr wichtig zu seyn scheint, zu heben und zu beantworten suchen.

J. Denys erzählt, er sey vier Stunden nach der Entbindung zu einer Kindbetterin gerufen wor-

b) Over den Sluitband by Kraamvrouwen (über das Schließband bey Kindbetterinnen).

den, um die Nachgeburt, wovon die Nabelschnur abgerissen war, heraus zu holen.

Diese Frau schien nicht zu bluten, wenigstens sagt der Verfasser nichts davon. Er steckte seine Hand in den Mund der Gebärmutter, und fand diese so groß, breit und schlaff, daß er sie für die Nachgeburt hielt. Sobald er aber seinen Irrthum gewahr wurde, drang er mit seiner Hand in den vordern *) Theil der Gebärmutter. Doch, er fühlte hier keine Nachgeburt, sondern entdeckte, zu seiner größten Verwunderung eine kleine Oeffnung. Als er in diese mit einiger Mühe seinen Finger steckte, kam Blut herausgeschossen. Und, weil er glaubte, daß vielleicht die Nachgeburt schon unvermerkt abgegangen sey, so befürchtete er, diese Oeffnung möchte sich in dem Grunde der Gebärmutter befinden, um desto mehr, da er in oder hinter derselben einige weiche Theile bemerkte, wovon er besorgte, es möchten die Därme seyn. Doch, nach einiger Ueberlegung, und vieler angewandten Mühe, brachte er endlich zwey Finger und den Daumen durch diese Oeffnung in einen zweyten Sack der Gebärmutter, aus welchem er die ganze Nachgeburt, nicht ohne heftigen Schmerz von Seiten der Frau, und nicht ohne große Ermüdung von seiner Seite, herausholte. Die Frau genas glücklich.

Hierauf sagt der Verfasser: „Wenn er diese

*) Van der Haar hat, wie man sieht, das Beywort vordere da gesetzt, wo man sonst der hintere zu brauchen pflegt.

Anm. d. Uebers.

„Nachgeburt nicht mit der Hand herausgeholt hätte, „würden weder Natur, noch Arzneykunst im Stande „gewesen seyn, sie auszutreiben, und es hätte der „Tod darauf folgen müssen (c)."

Der berühmte Levret d) erzählt auch zwey solche Fälle von einer, in einem besondern Sacke eingeschlossenen Nachgeburt, und glaubet, nachdem er viele, dem Ansehen nach wichtige, im Grunde aber nicht überzeugende Räsonnements beygebracht hat, mit Denys bewiesen zu haben: „daß es der Na„tur unmöglich sey, eine solche Nachgeburt auszu„treiben, sondern daß sie mit der Hand herausgeholt „werden müsse." Ferner beruft er sich auf Simson, Peu und Heister. Doch unglücklicher Weise scheint er unsern Ruysch, der schon vor einem halben Jahrhunderte von der Sache gesprochen, und sechszehen Erfahrungen darüber beygebracht hat, nicht gekannt zu haben *).

c) Ampt der Vroedemeesters (Amt der Geburtshelfer), Seite 31. fgg.

d) Suite des Observations sur les Accouchemens laborieux, pag. 125.

*) Wenn ein Kind geboren ist, und die Nachgeburt als ein unthätiger, todter Theil an der Gebärmutter festsitzen bleibet: so ziehen sich die muskelartigen Fasern der Gebärmutter von Zeit zu Zeit zusammen, umschließen und umfassen die Nachgeburt, und denjenigen Theil der Nabelschnur, welcher aus derselben hervorgeht oder darin eingepflanzt ist, gleichsam in einem besondern Sacke, woran der Hals und der Mund der Gebärmutter nur in so fern Antheil haben, als die Nabelschnur durch dieselben geht. Die ganze Gebärmutter gleicht alsdenn einem Uringlase,

Mit Denys's Falle im Gedächtnisse, wurde ich zu zwey Frauen gerufen, wovon die eine den Morgen, und die andere den Tag vorher, zwar von ihnur daß ihr Hals etwas enger ist, so daß man ihren Boden über dem Schambein wie einen festen, runden Klumpen fühlen kann. Die muskelartigen und elastischen Fasern der Gebärmutter ziehen sich geschwinder oder langsamer zusammen, und drängen oder pressen die Nachgeburt durch den Hals und den Mund der Gebärmutter heraus. Erst dann kann man sagen, daß die Frau ganz entbunden ist.

Hieraus sieht man leicht, daß die Nachgeburt allezeit mehr oder weniger in einem besondern, jedoch von dem Muttermunde verschiedenen Sacke, nämlich in dem Halse der Gebärmutter, eingeschlossen ist. Und dieses ist gerade der Fall, wenn sie nach der Geburt des Kindes eine Zeitlang festsitzen bleibet, welches Ruysch contractio uteri spasmotica, und Levret Placenta enkistée nennt. Diese krampfhafte Zusammenziehung ist eben so natürlich, und der Gebärmutter so eigen, um sich von der Nachgeburt zu entledigen, als dem Mastdarme und der Urinblase, sich von unnützen Stoffen zu befreyen, und muß also, wofern kein Blutsturz damit verbunden ist, nicht als eine Krankheit, die unsere kunstmäßige Hülfe erfodert, sondern als ein heilsames Bestreben der Natur angesehen werden.

Der große Unterschied und der längere oder kürzere Aufenthalt der Nachgeburt in der Gebärmutter, hängt gemeiniglich davon ab, ob sie sich gerade in dem Boden, oder bloß an einer der Seiten der Gebärmutter angesetzt hat, und daselbst mehr als gewöhnlich festsitzet. Denn man wird leicht begreifen, daß, je weiter sie von dem Boden der Gebärmutter entfernt ist, und in einem Seitentheile ihren Sitz hat, desto mehr Zeit und Kraft dazu erfordert werden, um sie durch den Hals und den Mund der Gebärmutter auszutreiben. Auch läßt sich eben so leicht begreifen, daß in diesem Falle ein gutes, den ganzen Leib unter-

ren Kindern, aber nicht von der Nachgeburt waren entbunden worden. Bey beyden fand ich zwar die Nabelschnur sehr ausgedehnt, aber doch ganz. Ich brachte meine Hand längs derselben in die Gebärmutter, und fand, daß die Nabelschnur in einer kleinen Oeffnung sehr eingeklemmt war.

Nach Denys's Vorgange bohrte ich mit meinen Fingern bis in einen zweyten Sack der Gebärmutter, in welchem die Nachgeburt eingeklemmt war. Doch, da ich, ob ich gleich die Hand mehrmals abwechselte, auf diese Weise diese Frauen nicht entbinden konnte, so mußten sie, auf den Knieen liegend, sich vorwärts beugen *), worauf ich, hinter ihnen sitzend, stützendes Band der Natur zur Erreichung ihrer guten Absichten sehr behülflich seyn kann.

*) Die Methode, den Frauen, so daß sie auf den Knieen liegen und sich vorwärts beugen, der Geburtshelfer aber hinter ihnen sitzet, beyzustehen, scheint nicht sehr gemein zu seyn, und wird vermuthlich zu selten angewendet.

Ich bin oft zu Frauen gerufen worden, wo ein Arm des Kindes bereits einen oder mehrere Tage geboren, das Wasser ganz weggelaufen, das Kind in der Gebärmutter eingeklemmt, und die Schulter des Kindes in dem kleinen Becken gewaltig gepreßt war. Alle Geburtshelfer wissen, wie beschwerlich solche Kinder sich wenden und bey den Füßen holen lassen. Und in diesem Falle klagen sie fast alle über den gewaltigen Druck der Muskeln der Gebärmutter, über die Schwere dieses Drucks auf ihren Händen, und über die Stumpfheit und Unempfindlichkeit der letztern; ja sie können zuweilen nur mit der äussersten Anstrengung ihren Zweck erreichen.

In einem solchen Falle habe ich mir die Sache ungemein er-

meine Hand auf eine, für mich sehr beschwerliche, und für die Frauen schmerzhafte Weise durch diese Verengerung bis in den sogenannten zweyten Sack der Gebärmutter brachte, und nicht ohne Vergießung vielen Schweißes die Nachgeburt herausholte.

Diese zwey Frauen genasen langsam, aber glücklich.

Doch, ungeachtet diese beyde Frauen robust waren, und sich wohl befanden, und vor der Herausholung der Nachgeburt kaum ein Tropfen Blut von ihnen abging: so kam es mir doch in die Gedanken, daß dieses Herausholen in andern Fällen leicht von schlimmen Folgen seyn könne; und ich beschloß von Stund an, und nachdem ich die Werke des berühmten Ruysch

leichtern können, wenn ich diese Frauen auf ihren Knien oder Füßen ruhen, und sich vorwärts bücken ließ, mich dann hinter sie setzte, oder hinter ihnen stand, meine Hand und den Unterarm sehr leicht in die Gebärmutter hinein, und auf diese Art die Füßchen des Kindes herausbrachte. In dieser Stellung senket sich das Kind und die Gebärmutter gemeiniglich aus dem kleinen Becken nach dem Nabel der Gebärenden, und giebt der arbeitenden Hand Spielraum. Ausserdem aber muß, wenn die Frau auf dem Rücken liegt, die Hand des Geburtshelfers sich unter der Last des Kindes und den drückenden Eingeweiden der Mutter hindurcharbeiten, da hingegen der Geburtshelfer oder die Hebamme, wenn sie hinter der vorwärts gebückten Kindbetterin sitzen, mit der Hand nicht unter, sondern über dem Kinde auf eine sehr bequeme Weise die Füße suchen, und herausziehen können.

Von dieser Verfahrungsart habe ich auch in verschiedenen andern Fällen viel Nutzen gehabt.

gelesen hatte, als mir drey ähnliche Fälle vorkamen, dieses Geschäfte ganz der Natur zu überlassen; und es geschah nur bey einem Falle, daß die Nachgeburt bis zum dritten Tage zurück blieb, wo sie mit dem Stuhlgange zugleich abging. Bey den zwey andern trieb die Natur die Nachgeburt gleichfalls von selbst aus.

Diese drey Frauen behielten ihre Kräfte, verloren wenig Blut, und wurden geschwinde gesund, eine ausgenommen, die viel Milch hatte, aber nicht im Stande war, zu säugen, und dadurch eine Milchversetzung nach einem Beine bekam, die sich ebenfalls durch abführende Mittel, Reibungen und Einsalbungen mit seifenartigen Dingen, bald heben ließ.

Diese drey Beyspiele beweisen gegen Denys und Levret, daß die Natur, selbst ohne besondere Hülfe der Heilkunst, die Nachgeburt aus einem abgesonderten Sacke der Gebärmutter austreiben kann. Ruysch nennt das Herausholen der eingeklemmten Nachgeburt eine tödtliche Gewaltthätigkeit an der Gebärmutter. „Die Kindbetterin, sagt er, wird „unausbleiblich und plötzlich daran sterben.“ Die Frauen jedoch, die Denys, Levret und ich behandelten, sind geschwinde genesen. Der schleunige Blutverlust, der auf das schmerzhafte Herausholen der Nachgeburt folgt, beugt wahrscheinlich der Entzündung und ihren Folgen vor: gleichwohl aber muß ich gestehen, daß es keine löbliche Handelsweise ist. Ruysch sagt in der Folge noch: „Man glaube meiner aufrichtigen Versicherung, daß ich unter sech-

„zehn Frauen, bey denen der Mutterkuchen zurück„geblieben war, funfzehen angetroffen habe, wo er „durch die Natur selbst ausgetrieben wurde" e).

Was mich betrifft, so glaube ich wohl, daß dergleichen Fälle von eingeklemmten Nachgeburten öfter vorkommen würden, wenn man diese nicht sogleich nach der Geburt des Kindes, unter einem großen Blutverluste, mit der Hand herausholte. Aber ich kann mich nicht enthalten, hierbey zu fragen: Ist dieses ein Vortheil oder Nachtheil für das menschliche Geschlecht? Treibet die gute Natur solche starke und so fest eingeklemmte Nachgeburten so gut, wie das Kind, und mit so viel weniger Schmerz, von selbst heraus, und zwar mit Ersparung von Blut und Kräften für die Frau, was wird sie nicht thun, und was thut sie nicht täglich in geringern Fällen, ohne daß wir auf ihre Wirkung merken?

Allein es ist eine bekannte Sache, daß, wenn das Vermögen, d. i. das Geld, sich bey einem sogenannten gesitteten Volke vermehrt, dann auch leider! der Hochmuth, die Pracht, die Verschwendung und alle Ausschweifungen des Leichtsinns zunehmen. Dann legt man den Wirkungen der Natur einen geringen Werth bey; dann glaubt man, die letztere müsse durch die Kunst unterstützt und verbessert werden; und dann ist es auch keine ungewöhnliche Erscheinung, daß eine kundige und erfahrne Hebamme bey einer natürlichen Entbindung nicht für zureichend gehalten wird, und ihre Stelle durch einen Geburtshelfer ersetzt wer-

e) Am angef. Orte, Seite 1025. fgg.

den muß. Gleichwohl lehren Natur und Erfahrung, daß von hundert Kindern neun und neunzig von selbst geboren werden. Und in Ansehung der Nachgeburt ist jenes Benehmen noch viel häufiger.

Ich weiß aus glaubwürdigen Berichten, daß, vor dreyssig und mehrern Jahren, in dem hochgelegenen Theile der Meyerey Herzogenbusch verschiedene volkreiche Dörfer und Gehöfte keine Hebammen hatten, und daß eine Bauerfrau der andern bey ihrer Entbindung beyzustehen suchte, d. i. das natürlich geborne Kind empfing, die Nabelschnur an zwey Stellen band, und dazwischen abschnitt; daß sie den, an der Nachgeburt sitzenden Theil mit einem Bändchen über dem Knie der Kindbetterin festbanden, und es nicht leicht wagten, daran zu ziehen, sondern die Nachgeburt eben so, wie das Kind, von selbst liessen geboren werden. Und doch wußte man kein Beyspiel, daß dieses eine nachtheilige Folge gehabt hatte, aber wohl, daß die Nachgeburt durchgängig einige Stunden, oder auch wohl einmal einen ganzen Tag, nach der Geburt des Kindes von selbst folgte. Diese Frauen verloren wenig Blut, genasen geschwinde, und verrichteten nach einigen Tagen ihre gewöhnlichen Geschäfte.

Mein Zeit- und Kunstgenoß, der sel. Plevier *f*), erzählt, daß Didier zu Paris ihm gesagt habe, seine Landesleute, die Provençalen, verführen eben so. Und, darf man den Reisebeschrei-

f) Gezuiverte Vroedkunst (gereinigte Hebammenkunst), Seite 175. fgg.

bern glauben, so gehen die ostindischen und westindischen Frauen auf dieselbe kultivirte Weise zu Werke.

Louise Bourgeoise, die berühmte und brave Hebamme der Königin von Frankreich, Maria von Medicis, sagt g): „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich unter zweytausend Kindbetterinnen nur zwey Nachgeburten habe aus der Gebärmutter holen dürfen.“ Weiterhin klagt sie über das Herausholen der Nachgeburt mit der Hand, und sagt: „Ich werde sie niemals herausholen, es müßten mich denn drey Nothfälle dazu zwingen, nämlich Blutsturz, Zuckungen, und Vertrocknung der Nachgeburt nach Fiebern.“

Es ist auch merkwürdig, daß, ungeachtet man sieht, daß die Natur bey allen bekannten Thieren, sie mögen ein oder mehrere Junge werfen, allezeit die Nachgeburt in wenig Stunden von selbst austreibet, man doch bey den Frauen hartnäckig fortfährt zu verlangen, man solle sie, mit oder ohne Gewalt, sogleich nach der Geburt des Kindes herausholen. Denn, wenn bey den Frauen kein Blutfluß vorhergeht, so ist bey ihnen eben so wenig, als bey den Thieren, ein dringender Grund zu diesem Verfahren vorhanden; mögen doch Zeit, schändliche Gewohnheit, und, was noch weiter geht, ein sogenannter guter Erfolg, die Sache zu rechtfertigen scheinen. Allein es ist und bleibt allezeit und in allen Fällen eine unerschütterliche Regel: Man muß der Wirkung der Natur nicht voreilen, sondern ihr folgen.

g) Anfang und Eingang aller Menschen.

Für die Wahrheit dieses Satzes in chirurgischen Sachen, habe ich anderswo einleuchtende Beweise aufgestellt *h*).

Als Ruysch, der Freund Gottes und der Menschen, seine Abhandlung gegen das Herausholen der Nachgeburt der Frauen schrieb, war er neunzig Jahr alt. Vier Jahre lang hatte er die Geburtshülfe selbst ausgeübt, und man pflegte ihn in der volkreichen Stadt Amsterdam zu den meisten Kindbetterinnen zu rufen. Dabey betrug er sich gegen die geringste Hebamme freundlich, ob er gleich ihr Lehrmeister war. Dieser rechtschaffene Mann, Ruysch, sage ich, bezeuget: „daß ihm seit mehr als funfzig „Jahren keine einzige Kindbetterin vorgekommen sey, „die an dem Zurückbleiben der Nachgeburt gestorben „wäre, es müßte denn seyn, daß man vorher sehr „gewalsam auf den Mutterkuchen gewirkt hatte. „Zwar ist es mir begegnet (sagt er), daß sie dieselbe einige Tage, Wochen, selbst Monate lang, bey „sich behielten, aber sie wurden sie doch noch loß; „worauf man wohl Achtung geben muß *i*)."

In einem Zeitraume von zwey und sechzig Jahren, wo er viele Leichen zergliedert hatte, ist ihm nie eine Frau vorgekommen, die einen verfaulten Mutterkuchen in der Gebärmutter gehabt hätte *k*).

h) In den Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappy der Weetenschappen, XII. Deel, S. 291. Man sehe auch den ersten Band der gegenwärtigen Abhandlungen, und darunter die fünfte.

i) Am angef. Orte, S. 1104.

k) Ebendas., S. 1105.

„Zweymal (sagt er) habe ich an einem Tage ge„sehen, daß, weil man zu stark an der Schnur der „Nachgeburt gezogen hatte, die umgekehrte Gebär„mutter wie ein großer Klumpen Fleisch aus dem „Körper der Frauen herausgehangen hat.“ Und hiervon sind mehrere Beyspiele bekannt. Ruysch gesteht auch, daß dieses durch ein allzustarkes Pressen der Kindbetterin, ohne daß man an der Nabelschnur gezogen habe, geschehen sey *l*). — Woraus zugleich erhellet, daß alles Drücken, Pressen, Niesen, Husten, Blasen, Brechen, u. s. w. was doch beynahe von jedem in der Absicht gerathen wird, um die Nachgeburt auszutreiben, sehr verderblich ist.

Die Geburt eines Kindes ist mehrentheils natürlich, und man möchte sie wohl, in Rücksicht auf die Nachgeburt, eine Vorgeburt nennen. Denn jene erfordert, um geboren zu werden, noch einige Zeit, und sie hat auch einen Nabel oder eine Schnur, damit man, wenn sie los ist, gelind daran ziehen, und die Wirkung der Natur unterstützen könne.

Um destomehr muß man sich wundern, daß alle europäische Völker so sehr darauf bestehen, diesen Theil sogleich nach der Geburt des Kindes herauszuholen, ihn öffentlich sehen zu lassen, und gleichsam vor den gegenwärtigen unwissenden Frauen damit zu prunken. Ja man muß sich destomehr darüber wundern, da viele Frauen auch bey einer natürlichen Entbindung sehr viel leiden, und, dadurch äußerst

l) Am angef. Orte, S. 1033. und 1109.

abgemattet, den Augenblick darauf sich einer neuen, schmerzhaften, und oft gefährlichen Operation und ihren Folgen unterziehen müssen: einer Operation, die, wenn man der Gebärmutter einige Zeit der Ruhe gönnte, um sich gehörig zusammen zu ziehen, ganz unnöthig seyn würde.

So ist es keinem Sachkundigen unbekannt, daß, wenn man den Blasenstein unmittelbar darauf, nachdem man den Schnitt gethan hat, herausholt, oft der Tod darauf folgt; ferner, daß P. Franco gelehrt hat, man müsse, nachdem der Schnitt geschehen, den Stein nicht eher herausholen, als bis er durch das Ausfließen des Urins, und durch das langsame Zusammenziehen der Blase nahe an die gemachte Wunde gebracht, und die letztere bereits zum Eitern gekommen sey, das ist, fünf bis sechs Tage nach dem Schnitt. Dieser so heilsame Rath, den man zwey Jahrhunderte lang hintangesetzt hatte, wird gegenwärtig von dem berühmten Louis zu Paris, und von Andern mit einem ungemein glücklichen Erfolge in Ausübung gebracht *m*).

Hieraus erhellet aufs allerdeutlichste: daß zwey wichtige Operationen, geschwinde hinter einander

m) Siehe Camper's Brief in den Vaderlandsche Letteroeffningen, Theil VI. Stück 11; van Gesscher's Heelkundige Mengelstoffen, Seite 70. ꝛc. vorzüglich den schönen Fall von Ten Haaff, in den Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappen der Weetenschappen, Theil XIX. Stück 1. Seite 427.

gethan, gefährlich, in gehörigen Zwischenräumen aber vorgenommen, heilsam werden.

Diese, schon vor einiger Zeit entworfenen Bemerkungen könnte ich noch mit vielen vermehren. Doch das schöne Werk, welches der erfahrne Geburtshelfer zu Harlingen, de Reus, unter dem Titel eines ausführlichen Unterrichts in der Geburtshülfe (Naauwkeurig onderwys in de Vroedkunde), herausgegeben hat, dessen zweyte Auflage mit einer Vorrede des Professors Camper versehen, und mit einem Anhange über die Entbindung der Nachgeburt (vermeerderd met een Aanhangsel over de verlossing nageboorte) vermehrt, mir von dem Herrn Dr. Verster geliehen worden ist, macht es unnöthig, indem man darin die nämliche Materie, obgleich auf eine etwas verschiedene Weise, abgehandelt findet.

Da die wichtigen Wahrheiten, wovon wir handeln, und die wir vertheidigen, beynahe die Hälfte des menschlichen Geschlechts, unsere Frauen und Freundinnen betreffen: so verdienen unsere Aeußerungen mit den Aussprüchen des berühmten Ruysch verglichen zu werden.

Indessen sey es mir erlaubt, meine Bemerkungen mit den Worten zu beschließen, womit Camper seine empfehlende Vorrede zu dem angezeigten Buche geendigt hat:

„Es ist mein eifriger Wunsch, daß diese „heilsame Lehre (die Verwerfung des geschwin- „den Herausholens der Nachgeburt), die hier „mit so viel Deutlichkeit aus einander gesetzt „ist, endlich einen so allgemeinen Beyfall fin- „den möge, daß sie nicht nur angenommen, „sondern auch dergestalt empfohlen wird, daß „kein Wundarzt, um seinen guten Namen zu „behaupten, jemals mehr nöthig habe, der „der Natur Gewalt anzuthun †)."

†) Nachdem ich diese Abhandlung vor einigen Jahren herausgegeben hatte, erfuhr ich, daß der scharfsinnige Dr. C. Terne, Lector und Geburtshelfer der Stadt Leyden, die Gewohnheit hatte, in den Vorlesungen, die er den Hebammen hielt, diese Vorrede ganz vorzulesen, und sie ernstlich zu empfehlen. (Siehe seine Lucina, Seite 149.) Seitdem habe ich mit Vergnügen bemerkt, daß seine und die Schüler anderer Geburtshelfer, ja selbst alte und erfahrne Hebammen, diese Methode befolgen. Möchte dieses doch überall der Fall seyn! Ein kundiger Geburtshelfer, der mehr als tausend Frauen in der Geburt beygestanden hatte, sagte mir unlängst, daß das Lesen meiner Abhandlung sein Gemüth sehr aufgeheitert habe; denn er sey durch das Herausholen der Nachgeburt mit der Hand fast immer mehr bekümmert worden, als durch die natürliche Geburt der Kinder *).

*) Eine Bestätigung der von dem Verfasser in dieser Abhandlung vorgetragenen Lehren, betreffend die Schädlichkeit eines zu frühzeitigen Herausholens der Nachgeburt, findet man unter andern in dem ersten Theile folgender Sammlung: Joh. Carl Gehler's kleine Schriften, die Entbindungskunst betreffend. Aus dem Lateinischen. Mit Zusätzen von Carl Gottlob Kühn. Leipzig, 1798. 8. Zwey Theile. In dem ersten befinden sich zwey Abhandlungen mit der Ueberschrift: Von der Herausschaffung der Nachgeburt durch die Gebärmutter.

Anm. d. Uebers.

Zwölfte Abhandlung.

Nachricht von vier schwammigen, ein Pfund schweren Gewächsen und Geschwülsten der Nase, die glücklich abgenommen wurden. Nebst einer Abbildung.

Ob man gleich, und nicht mit Unrecht, der Meinung ist, daß eine kurze Beschreibung und Abbildung von einigen monströsen schwammigen Gewächsen und Geschwülsten an der Nase, die leicht und glücklich weggenommen werden können, zur Verbesserung und Erweiterung der vortrefflichen Wundarzneykunst nicht viel beytragen können: so gereicht es ihr doch zur Ehre, daß sie ein so verunstaltendes und zugleich so lästiges Uebel ausrottet, und einen menschenfreundlichen Mann, der ein Abscheu der Seinigen, und aus dem gesellschaftlichen Leben verbannt ist, davon befreyt, und ihn der menschlichen Gesellschaft wieder giebt.

Die preiswürdige königliche Akademie der Wundarzneykunst zu Paris *n*) schämte sich nicht, zwey solche Fälle, die vielleicht einzig in ihrer Art sind, und die ihr von Ciradier und Theulot mitgetheilt waren, nebst vier Abbildungen in ihrem unschätzbaren Werke aufzunehmen. Ich schäme mich also auch nicht, ihnen einen dritten beyzufügen, be-

n) Siehe ihre Mémoires, Tom. III. pag. 511.

sonders, da diese wenigen Beyspiele dazu dienen können, Andere eben so, wie es mit mir der Fall gewesen ist, aufzumuntern, daß sie die Anzahl derselben zum Besten des menschlichen Geschlechts durch Heilungen vermehren.

Ein Herr von drey und siebenzig Jahren bekam vor vielen Jahren vier schwammige Gewächse, von der Größe einer Erbse, auf und zur Seite der Nase, und diese vergrößerten sich nach und nach dergestalt, daß die eine Geschwulst, die, wenn man sie nach oben zusammendrückte, die Größe einer geballten Faust hatte, nicht nur den ganzen Mund bedeckte, sondern auch noch zwey Zoll über das Kinn herabhing. Die Wurzel dieser Geschwulst nahm beynahe den ganzen rechten Nasenflügel ein. Neben dieser, doch auf der linken Seite der Nase, hing eine zweyte, von der Größe eines Hühnereyes. Hinter diesen Geschwülsten saßen, nahe an der Oberlippe, zu beyden Seiten zwey andere, von dem Umfange einer großen Haselnuß, die aber größtentheils durch die zwey andern bedeckt wurden.

Aus der beygefügten Abbildung, die kurz vor der Operation nach dem Leben gemacht worden, kann man sich, obgleich die kleinen Geschwülste nicht ganz zu sehen sind, den besten Begriff von diesem Falle machen.

Diese Geschwülste juckten, und waren daher, wie man noch an der größten sehen kann, mit den

Nägeln aufgekratzt, außerdem aber ganz schmerzlos; beym Anfühlen weich, allezeit kalt, mit vielen blauen Adern besetzt, und, im Verhältnisse ihrer erstaunenden Größe, ungemein leicht. Wenn der Kranke einige Nahrung zu sich nahm, mußten sie allezeit mit der Hand in die Höhe gehoben werden, weil sie die Nasenlöcher und den Mund größtentheils verschlossen. Es war daher das Athemholen, besonders beym Gehen, sehr beschwerlich, und der Kranke hatte ein widriges Ansehen.

Obgleich Ciradier und Theulot bey ihren Kranken nur immer nach Verlauf von einigen Tagen jedesmal eine von den Geschwülsten abnahmen, so beschloß ich doch, dieses bey meinem Kranken auf einmal zu thun, um desto bessere Gelegenheit zu haben, die Nase zu drücken, die Blutung zu stillen, und durch ein Paar Heftpflaster den blutstillenden Verband festzuhalten.

Um bey einem Theile, der sich schwer drücken und verbinden läßt, weniger Blutung zu haben, beschloß ich, diese Geschwülste nicht mit dem Messer, sondern mit der Scheere wegzuschneiden, überzeugt, daß der größere Schmerz, der durch die Scheere verursacht wird, dadurch, daß man gegen die Blutung weniger Druck anbringen darf, reichlich vergütet werden würde.

Ich schnitt also auf der rechten Seite zuerst die kleinste Geschwulst, die ganz hinten an der Nase saß, mit der Scheere hinweg. Nachdem ich ein Stückchen feinen trockenen Schwamm darauf gelegt, und

dasselbe einige Augenblicke mit den Fingern gedrückt hatte, war das Bluten gestillt, und ich schnitt auf die nämliche Art die zweyte und größte Geschwulst auf der nämlichen Seite weg. Fünf kleine Schlagäderchen bluteten sehr stark; dieses hörte aber, nachdem ich sie mit feinem Schwamm bedeckt, und gedrückt hatte, sogleich auf. Hierauf schnitt ich die zwey andern auf der linken Seite ab, und bedeckte die Oeffnungen mit Stückchen Schwamm, welche wiederum das Bluten stillten, worauf ich nur auf einige Stunden ein Paar Heftpflaster anbrachte, und einen einfachen Verband anlegte.

Am dritten, vierten und sechsten Tage nahm ich die Stückchen Schwamm weg, und bedeckte die allgemeinen Oeffnungen mit gezupftem Linnen. Hierauf bestrich ich die Wieken und auch die Nase mit einer der unschuldigsten Salben, dem Unguent. Althaeae simpl.

Funfzehen Tage darauf war der Kranke so weit hergestellt, daß er nach Hause reisete, und so schön geheilt war, daß ihn seine Familie kaum wieder erkannte.

Eine Stunde nach der Operatiou ließ ich die Geschwülste, nachdem sie ausgeblutet hatten, wiegen. Die größte wog nur fünf und zwanzig, und alle zusammen dreyssig und ein halbes Loth, so daß sie, wie sie noch an der Nase saßen, sicher ein Civilpfund schwer gewesen sind.

Männer, (selten Frauen) die schwammige Na-

senflügel haben, sind diesen Auswüchsen unterworfen; und, wenn diese nicht gezerrt, oder mit fetten, reizenden Dingen behandelt werden, sind sie fast nie bösartig.

Wenn sie noch klein sind, können sie durch häufiges Berühren mit Salzgeist (Spirit. salis marin.) schnell vertrieben werden. Unlängst sah ich eine in der Gestalt einer kleinen Feige, die damit bestrichen wurde.

Dreyzehente Abhandlung.

Freye Gedanken und Bemerkungen über das nicht Ansteckende einer Ruhr in Herzogenbusch, in den Jahren 1781 und 1783.

Es ist der allgemeine Glaube, und die Meinung der meisten Schriftsteller, daß die rothe Ruhr eine ansteckende Krankheit sey, und eben so, wie die Pest, die Kinderblattern, u. s. w. von einem Menschen zum andern übergehe. Daher alle die zweckwidrigen, verderblichen Vorkehrungen, wenn diese Krankheit herrscht; Abscheu und Ekel vor seinen liebsten Freunden; Furcht vor Reisenden; Stillestand von Handel und Wandel, und was dergleichen mehr ist; alles, wie jedermann weiß, traurige Folgen jener Vorkehrungen.

Doch, es sey mir erlaubt zu fragen: Wer hat bis jetzt unwiderleglich bewiesen, daß diese Krank-

heit wirklich und in der That ansteckend ist? Es ist wohl wahr, wenn eine Krankheit an gewissen Orten allgemein, oder in gewissen Häusern herrschend ist, wo Viele zugleich krank sind und sterben: so ist dieses ein deutlicher Beweis, daß diese Menschen oft unter dem Einflusse der nämlichen innerlichen oder äußerlichen Ursache stehen; aber es beweiset nicht immer, daß Einer durch den Andern angesteckt worden ist.

Denn, wenn dieser Schluß richtig wäre, so könnte man mit demselben Rechte alle allgemein herrschende Krankheiten, und vorzüglich das nordische Katarrhalfieber von dem Jahre 1782, ansteckend nennen. Aber, wie viele verschiedene Arten von allgemeinen Krankheiten giebt es nicht, die aus der Luft ihren Ursprung nehmen und gefährlich sind, und die doch niemals verdienen, mit dem schrecklichen Namen der ansteckenden belegt zu werden!

Daß indessen die Pest, die Kinderblattern, die Krätze, u. s. w. auch zugleich und immer ansteckend sind, und sich von einem Körper auf den andern fortpflanzen, wenn der Angesteckte den Gesunden seinem Körper, Kleidern nach, u. s. w. berührt, ist unleugbar, und durch unbezweifelte Erfahrungen dargethan. Allein, wo sind diese Beweise in Ansehung der Ruhr? *)

*) Daß die Pest, die Kinderblattern, die Krätze, u. s. w. sich einimpfen lassen, ist bekannt, aber keinesweges, so viel ich weiß, die rothe Ruhr. Wie viel Zeit verfließe, ehe das natürliche oder eingeimpfte Pestgift ausbricht, weiß ich nicht: allein

Als im Jahr 1781. ein Bataillon von Oranien-Friesland aus Mastricht, wo die Ruhr herrschte, nach Herzogenbusch zur Besatzung kam, und einige Soldaten diese Krankheit mitgebracht hatten, brach kurz darauf die Ruhr in Herzogenbusch aus, wo sie

durch viele, hinlänglich bewiesene Beyspiele glaube ich wohl unterrichtet zu seyn, daß die natürliche Ansteckung der Kinderblattern nicht eher, als in drey Wochen, zum Vorschein komme, da hingegen die Ansteckung durch Einimpfung, wie allgemein bekannt ist, in der Hälfte dieser Zeit, das ist, vor dem zwölften Tage, sich zeigt. Ob auch hierin ein großer Vorzug der geimpften vor den natürlichen Pocken bestehe, getraue ich mir nicht zu entscheiden; wenigstens verdient, wie mich dünkt, diese Erscheinung die Aufmerksamkeit der Gelehrten. Die wenigen, von mir beobachteten Personen, die von tollen Hunden gebissen waren, und wo das Gift gefaßt hatte, sind zwischen dem funfzigsten und sechzigsten Tage wüthend geworden. Von acht Menschen, die von demselben tollen Hunde gebissen wurden, starben nur zwey an der Tollheit; die übrigen sechs, und noch dazu diejenigen, welche am ärgsten gebissen waren, und die nichts dagegen brauchten, blieben gesund.

Wie viel Dunkelheit ruht nicht über den meisten, und selbst den gemeinsten Krankheiten! Als in den verflossenen Jahren 1795 und 1796 die Ruhr längs den holländischen Küsten herrschte, und viele Menschen wegraffte, nannten die kundigsten Aerzte diese Krankheit mit Recht einen Rhevmatismus der Därme, der nicht ansteckend wäre. Andere waren dessen ungeachtet der Meinung, man müsse diese Krankheit bey Einigen für ansteckend halten. Da hätten wir denn also eine rothe Ruhr, die zugleich ansteckend und nicht ansteckend ist. Allein, wer hat so etwas jemals von andern ansteckenden Krankheiten, von der Pest, den Kinderblattern, u. s. w. gehört? Sind diese jemals nichtansteckend?

vielleicht seit funfzig Jahren nicht geherrscht hatte. Dieses verbreitete ganz natürlich viel Schrecken unter der guten Bürgerschaft, und wenn man der Mehrheit hätte glauben sollen, so war es völlig ausgemacht, daß diese Krankheit daselbst bloß durch Ansteckung entstanden war.

Indessen zeigte sich im Jahr 1783, nach einem gelinden Winter, und einem sehr heißen Sommer (worauf man wohl merken muß), wieder die nämliche Ruhr, ohne daß jemand sagen konnte, von wo sie hergebracht worden sey. Und dieses ist auch der Fall mit den meisten Städten und Plätzen, wo diese Krankheit geherrscht hat, oder noch herrscht.

Ich muß hier diese Krankheit, nebst andern, die vor ihr vorhergingen, oder sie begleiteten, in der Kürze beschreiben, und Folgendes darüber anmerken.

Einige Wochen, oder vielmehr die ganze erste Hälfte des Sommers zuvor, ehe in den genannten beyden Jahren die Ruhr in Herzogenbusch sich zeigte, klagten zuweilen drey oder mehr Menschen in einem Hause über ein gewaltiges Jucken in der Haut, mit oder ohne Ausschlag, welches von Einigen für Krätze gehalten, von mir aber einer, in der atmosphärischen Luft verbreiteten Materie, oder einem, durch die große Hitze verdünnten und mit dem Blute vermischten galligen Stoffe zugeschrieben wurde; Umstände, die denn auch machten, daß ich, bey der fortdauernden Hitze, noch mehr schwere Krankheiten befürchtete, welche in der That erfolgten.

Die meisten von diesen Kranken, die ich selbst behandelte, genasen durch gelinde kühlende Abführmittel, und durch ein häufiges Trinken des Imperialwassers *), wodurch sie einen gelinden, durch die Kunst erregten Durchfall bekamen. Und obgleich dieser Ausschlag und das Jucken bey Einigen lange anhielten, so weiß ich doch von den Vierzig bis Funfzig, die ich gesehen habe, keinen, der hernach einen gut- oder bösartigen Durchfall bekommen hätte.

Während dieses Juckens und Ausschlages bekamen Andere (gewiß aus der nämlichen innerlichen Ursache) auf einige wenige Tage einen gelinden, gutartigen, doch häufigen Durchfall (Diarrhoea), der durch die gute Natur selbst, als die größte Aerztin, zu Stande gebracht, für die Meisten heilsam, und nur für Schwache und Kinder nachtheilig wurde. Ich und eine meiner Mägde bekamen in diesem Jahre gleichfalls diese gutartige Ausleerung. Bey einigen Wenigen war dieselbe mit Brechen vergesellschaftet. Und obgleich diese gutartige Diarrhöe vor der bösartigen (der Ruhr) vorherging, zu gleicher Zeit herrschte, die nämliche Ursache zu haben schien, und, im Ganzen genommen, nur durch die Gelindigkeit sich von der letztern unterschied, in der Zahl der Stuhlgänge aber sie weit übertraf: so nannte sie doch

*) Das Imperialwasser ist eine Auflösung von einer Unze Weinsteinrahm in drey Flaschen (72 Unzen) kochenden reinen Wassers, worein man eine, in Scheiben zerschnittene Citrone thut, und so viel Zucker, daß es ein wohlschmeckendes Getränk wird. Anmerk. d. Uebers.

niemand ansteckend, vielleicht, weil niemand daran starb.

Vor und während der wahren Ruhr (die jedoch, in Rücksicht auf die vierzehn Tausend starke Seelenzahl von Herzogenbusch, nicht bedeutend war) herrschten auch zugleich, doch in weit größerer Anzahl, Gallenfieber, die nicht immer von der nämlichen Art, und ohnfehlbar wohl aus der nämlichen innerlichen oder äußerlichen Ursache entstanden waren, aber, nach der Verschiedenheit der Subjekte, so wie es bey der Ruhr geschah, verschiedene Wirkungen hervorbrachten. Und obgleich diese Fieber vier bis sechs Mal mehr Menschen, als die Ruhr, wegrafften, nannte doch niemand die erstern ansteckend, worüber man sich wundern muß; auch schien sich niemand davor zu fürchten; indes vor dem Namen Ruhr fast jeder bebte.

Außer vielen andern Beobachtungen, die ich hier nicht nöthig habe anzuführen, ist vielleicht folgende einer besondern Aufmerksamkeit werth.

In van Arckels Stiftungshause allhier bekamen von ein und vierzig Wahnsinnigen acht die Ruhr, ob sie gleich von den übrigen weit abgesondert waren, und drey davon starben, indes alle Hausbediente vollkommen gesund blieben. Wenn nun die Luft oder der Dunstkreis diese Krankheit nicht hervorbringt, sondern sie, wie die Pest, von einem Menschen zum andern fortgepflanzt werden muß, so muß ich mir nochmals die Freyheit nehmen, zu fragen: Auf welche Weise sind diese Civilgefangenen angesteckt wor-

den? Beweisen die obenerwähnten Hautkrankheiten, die häufigen gelinden Durchfälle, die große Anzahl von Fieberkranken, die zu gleicher Zeit, doch in geringerer Anzahl, herrschende Ruhr, die selbst bey abgesonderten Gefangenen sich zeigte, nicht aufs allerstärkste, daß diese letzte Krankheit so gut, als die drey ersten, nicht vermittelst einer vermeintlichen Ansteckung durch Fortpflanzung von Einem zum Andern, sondern durch die nämlichen, oder ähnliche, in den Körpern selbst erzeugte Ursachen, hervorgebracht worden ist?

Von allen den Aerzten, Geistlichen, und andern Personen, die, in diesem Zeitraume von zwey Jahren, sehr viele, mit der Ruhr behaftete Menschen besucht und behandelt; selbst von denen, welche die Kranken gepflegt, oder bey ihnen geschlafen haben, ist kaum einer von der Ruhr befallen worden; und das müßte doch geschehen seyn, wenn die erste oder innerliche Ursache dieser Krankheit auf ihre Körper gewirkt hätte. Und wer würde gleichwohl in einem solchen Falle nicht gesagt haben: Der und der ist da und da angesteckt worden?

Hieraus schließe ich also, daß diese und dergleichen Ausdrücke nichts weniger, als Beweise sind, ob sie gleich täglich gebraucht werden, um das Vorurtheil in seinem Ansehen zu erhalten.

Wäre die Ruhr wirklich so ansteckend, wie man glaubet, so müßte ihre Ansteckungsmaterie natürlich in die beyden vornehmsten Handelsstädte unsers Landes, Amsterdam und Rotterdam, und von da

weit und breit sich fortpflanzen. Ist nun aber das Gegentheil durch die Erfahrung bestätigt, ja geschieht es oft sogar (wie selbst noch in diesem Jahre), daß Reisende, die von Orten kamen, wo die Ruhr herrschte, in diesen Städten diese Krankheit bekamen und kurirt wurden: wer hat da gehört, daß durch sie oder durch ihre Aerzte die Ruhr daselbst fortgepflanzt worden ist?

Und kein Wunder! die specifische, mit Ruhrstoff behaftete Luft, es sey nun, daß sie etwas Arsenikalisches *), oder einen rheumatischen Stoff enthält, oder mit unsichtbaren Thierchen, Milben (Acari), oder ihren Eyern geschwängert ist, die die Galle gleichsam entzünden, und die Därme reizen; dieselbe unbekannte und krankmachende Luft, sage ich, die auf das höhere Geldersche, und anderwärts, auf die Menschen und ihre Nahrung gefallen ist, hat das niedrigere Holland nicht betroffen, und trifft es auch selten. Und dieses ist, wenn ich nicht

*) Da der Verfasser an andern Stellen dieser Abhandlungen Beweise von chemischen Kenntnissen gegeben hat, so muß man sich wundern, daß er hier von einer arsenikalischen Beschaffenheit der atmosphärischen Luft gesprochen hat. Wofern er diesen Ausdruck im eigentlichen Sinne des Wortes genommen hat, so daß die Atmosphäre mit wirklich arsenikalischen Theilen geschwängert seyn soll, uud nicht etwa uneigentlich, so daß etwas Arsenikalisches so viel heißen soll, als etwas, das, wie der Arsenik, sehr flüchtig, fein, durchdringend, fressend, äußerst heftig in seiner Wirkung ist: so hat er wohl etwas Unbewiesenes gesagt, und in dem letzten Falle sich sehr dunkel ausgedrückt.

Anm. d. Uebers.

irre, die Ursache, warum daselbst die sogenannte Ansteckung, die von Einem zu dem Andern übergeht, nicht Statt gefunden hat, und nicht Statt finden konnte *).

Kommen zu einer solchen Zeit Fremde und Reisende in einen solchen Luftstrich, so werden sie angesteckt; und ist ihre Natur nicht so fest, daß sie im Stande ist, durch ihre Gegenwirkung die Ansteckung wieder zu vertilgen (welches doch bey den meisten der Fall ist): so nehmen sie dieselbe mit nach Hause, wo sie bald ausbricht, doch, wie viele Beyspiele beweisen, ohne sich daselbst, wie man vorgiebt, fortzupflanzen.

Allein, wenn der zuletzt angenommene Wohnort, wie nicht selten geschieht, unter dem nämlichen ruhrerregenden Luftstriche liegt (denn die Erfahrung lehrt, daß dergleichen Luftstriche sich durchgängig sehr weit, und vermuthlich, je öfter sie wieder kommen, desto weiter verbreiten): so wird diese Krankheit auch an diesem Orte allgemein. So kann es denn, wenn sich an dem nach Hause gekommenen Reisenden die

*) Auf den innerlichen Gebrauch der Coloquinthen, oder auf den äußerlichen und innerlichen Gebrauch von Queckſilbermitteln, folgt nicht selten ein heftiger, blutiger, ja tödtlicher Durchfall, der von der gewöhnlichen Ruhr in keinem Stücke, was Zeichen und Zufälle betrifft, unterschieden ist: und wie sollte jemand, dem die Ursache davon bekannt ist, diese Ruhr ansteckend nennen, oder sie mit brechenmachenden und abführenden Mitteln, ohne Mohnsaft, behandeln können? Siehe meine Genees- en Heelkundige Waeerneemingen (hinter dem Versuche über das Gehirn), zweyte Ausgabe, Art. 119.

ersten Spuren davon zeigen, das Ansehen haben, und wohl gar deutlich in die Augen zu fallen scheinen, als ob er diese Krankheit an diesem oder jenem Orte, und zwar durch Ansteckung, sich geholt, und an seinen Wohnplatz gebracht habe.

Beliebt nun jemand diese krankmachende Luft in Ansehung derer, die dadurch krank werden, ansteckend zu nennen: so werde ich und niemand etwas dagegen haben; sie ist es in der That. Aber hieraus folgt nicht, daß diejenigen, welche dadurch angesteckt worden, die Ansteckung auf Andere, die sie nicht durch die Luft bekommen haben, fortpflanzen.

Ich will die Sache durch ein Beyspiel erläutern. Die Luft in unserm Seeland ist für Viele, die sie nicht gewohnt sind, in heißen, trocknen Sommern ansteckend, und besonders in Ansehung dessen, daß sie hartnäckige Fieber erzeugt. Allein diese Fieberkranken stecken Andere, es sey in- oder außerhalb jener Provinz, nicht an. Und wie viel und mancherley krankmachende Luftarten könnte ich, ohne einmal der Frühjahrs- und Herbstkrankheiten zu erwähnen, namhaft machen!

Allein, daß die Pest, die Kinderblattern, und mehrere andere Krankheiten, so wie ich oben sagte, nicht durch die Luft, sondern durch wirklichen Umgang mit angesteckten Menschen, durch deren Kleider und durch Annehmung des krankmachenden Stoffes, ansteckend sind, und von Einem zu dem Andern übergehen, erhellet unter andern sehr deutlich aus der bekannten Einimpfung. Und daß diese Krank-

helten sich auf keine andere Weise, auch nicht durch die Luft, verbreiten (wie unglücklicherweise selbst von Gelehrten noch häufig geglaubt wird), sieht man aus folgender Thatsache, die ich aus vielen andern nur auszuwählen, und als einen überzeugenden Beweis anzuführen brauche.

Als im Jahr 1720 die Pest durch ein Schiff mit Waaren aus Afrika nach Marseille gebracht wurde, wüthete daselbst diese Krankheit dergestalt, daß sie in funfzig Tagen, das ist, vom dritten July bis zum ein und zwanzigsten August, oder von ihrem Anfange bis zum Ende, sieben und achtzig tausend sechs hundert und sechs und sechzig Menschen wegraffte. Dr. Chicoyneau, der von dem Hofe dahin geschickt wurde, schätzt die Zahl der Todten auf hundert tausend, und auf mehr als den dritten Theil der Einwohner des Gebiets von Marseille. An die zwanzig tausend genasen.

Daß diese Pest, nach der Athenischen, die fürchterlichste gewesen ist, die je gewüthet hat, bezeugen die Geschichtbücher. Und nie hat ein Mensch oder Fürst der Menschheit eine so große Wohlthat erwiesen, als damals der Herzog von Orleans. Dieser Fürst ließ einen Cordon von Soldaten ziehen, der das ganze Gebiet von Marseille umzingelte, und alle Gemeinschaft der Menschen und Güter abschnitt. Und hierdurch blieb damals ganz Europa von der Pest verschont; so wie auch einige Klöster in- und ausserhalb der Stadt, die man bey Zeiten geschlossen hatte.

Hieraus sieht man, wie mich dünkt, sehr deutlich, daß dieser Cordon zwar die Gemeinschaft von Menschen und Gütern verhindert, aber der Luft und dem Winde keine andere Richtung gegeben hat. Daß jedoch die Luft das Pestgift nicht verbreitet *), und daß es auch durch Feuer, oder Rauch- und Riechwerk nicht, wie die fabelhafte Arzneykunde will, verbessert wird, erhellet unter andern aus folgender Thatsache.

Als im Jahr 1665 die Pest in London herrschte, ergriffen der Hof und zwey Drittel der Einwohner die Flucht; und doch starben in wenigen Monaten acht und sechzig tausend fünf hundert und sechs und neunzig; zuweilen tausend an einem Tage. Allein, ein Umstand, der alle Aufmerksamkeit verdient, ist, daß, nachdem man drey Tage und drey Nächte hindurch, um die Luft zu reinigen, erstaunend große Feuer hatte brennen lassen, dann gerade vier tausend

*) Dieses will van der Haar vermuthlich nur von der Luft in größern Entfernungen verstanden wissen. Denn in kleinern Entfernungen, worin ein Pestkranker und Gesunder sich mit einander dergestalt befinden, daß noch keine Berührung möglich ist, ist die Luft allerdings das Vehikel, wodurch das Pestgift von jenem auf diesen übergeführt wird. Wenn dieses nicht wäre, so könnte das Mittel, dessen sich die Morgenländer in dieser Absicht bey der Pest bedienen, von keinem Nutzen seyn. Sie brauchen nämlich, wenn ein Gesunder mit seinem kranken Nachbar auf dem Söller des Hauses reden will, die Vorsicht, daß der Gesunde eine solche Stellung annimmt, daß er sich ausserhalb des Luftzuges, der von dem Kranken herkommt, befindet. Anm. d. Uebers.

Menschen auf einmal starben; ein Beweis, daß die Luft durch die Feuer nicht war verbessert worden.

Weislich handeln daher itzt alle Mächte, daß sie alle Gemeinschaft mit Kranken, oder ihren Gütern, die durch Berührung anstecken, abschneiden. Allein die Thore gegen Krankheiten verschließen, die aus der Beschaffenheit der Luft, von heißem Wetter und darauf folgenden kalten Nächten entstehen, und nicht anstecken, so wie die Ruhr, ist fruchtlos.

Hierin liegt nicht nur etwas Tröstliches für alle Menschen, sondern auch vorzüglich eine Ermunterung, daß man diejenigen, welche an dieser Krankheit darnieder liegen, nicht verlassen solle, welches leider! nur allzuoft geschieht, und wovon ich die allertraurigsten Beyspiele anführen könnte, sondern daß man ihnen vielmehr ganz furchtlos und eifrig beystehe, ja selbst die Todten, vor denen man sich ebenfalls zu fürchten scheint, ganz unbesorgt begrabe. Verschiedene Männer haben, ohne die geringste Furcht oder Folgen, die Eingeweide solcher Leichen mehrmahls untersucht.

Ausserdem aber entspringt, meines Erachtens, hieraus noch ein anderer, äusserst wichtiger Vortheil. Es haben nämlich diejenigen, welche dergleichen Witterungen erleben, oder in hohen Gegenden wohnen, und daher vor andern für die Ruhr empfänglich sind, es in ihrer Gewalt, um derselben zuvor zu kommen, eine, überall hinlänglich bekannte nüchterne, magere Lebensordnung zu beobachten; dabey Wein oder Essig mäßig zu gebrauchen, ingleichen,

um die Ausdünstung zu befördern, die wollenen Hemden und Strümpfe öfters zu wechseln, vor allen Dingen aber ein- zwey- oder mehrmal in der Woche eine kühlende, gelinde, gallausführende Laxanz aus Rhabarber, mit ein- oder zweymal so viel Cremor tartari, zu nehmen. Denn ich glaube, daß eine frühzeitige und wiederholte Ausleerung von galligen Stoffen, verbunden mit einer magern Diät, das vornehmste, oder wohl gar einzige Mittel ist, um nicht allein jener Ausleerung, wenn sie herrschend wird, ihre Wuth zu benehmen, sondern auch, wenn es früh genug allgemein gebraucht würde, sie ganz zu verhüten.

So viel ist gewiß, ich habe nicht nur in diesem Jahre, sondern auch vor zwey Jahren, als meine zwey Mägde sehr krank an der Ruhr waren, diese gelinde vorbeugende Methode befolgt, und sie Andern empfohlen. Auch habe ich mehrmals bemerkt, daß Manche einige Tage vorher, ehe sie in die wahre Ruhr verfielen, an Verstopfung des Leibes litten. Bey diesen, glaube ich, würde man, wenn man, zur Unterstützung der Natur, frühzeitig ausleerende Mittel angewendet hätte, die Krankheit sehr gemildert, vielleicht auch gar verhütet haben *).

Doch, daß die rothe Ruhr mehr, als viele andere, eine häßliche, schmuzige, stinkende Krankheit

*) Zu eben der Zeit, als die Ruhr hier herrschte, herrschte sie auch stark auf einem volkreichen Dorfe, Namens Oosterwyk, welches drey Stunden von Herzogenbusch liegt. Es wohnen daselbst über hundert, meist arme Juden, die im Lande

sey, ist bekannt. Und dieses hat ohnfehlbar, wenn sie herrschte, auch mit Gelegenheit geben können, sie für ansteckend zu erklären. Ferner wird niemand leugnen können, daß Unreinigkeiten und Gestank aller Art Kränklichkeit und Krankheit hervorbringe; eben so wenig, als, daß sie uns geschwinder und stärker für die erste gelegenheitliche Ursache der Ruhr empfänglich machen, und auch Anlaß geben, daß sich oft Faulfieber zu der Ruhr gesellen.

Dieses ist, meines Bedünkens, die wahre Ursache, warum die Ruhr in Gefängnissen, so wie es in diesem Jahre an verschiedenen Orten der Fall gewesen ist, wegen der bereits verdorbenen Luft, sich eher, und mehr, als in andern Häusern, einfindet.

Dieses ist auch oft in heißen Sommern mit kalten Nächten in zahlreichen Lagern der Armeen, und auf Schiffen, der Fall.

Darum hat Gott selbst für das Israelitische Heer (5. Mos. 23, 12.) *), in Rücksicht auf die überall herumlaufen, und selbst auch unreinlich sind. Keiner von ihnen ist von der Ruhr befallen worden. Die nämliche Beobachtung hat Herr Degner zu Nymegen gemacht. Man schreibet dieses dem häufigen Genusse von eingelegten Gurken, von Zwiebeln und Laucharten zu.

Als meine Mägde die Ruhr hatten, habe ich des Mittags und Abends neuen Hering mit Zwiebeln gegessen, und dieses auch meinen Freunden empfohlen.

*) Diese Stelle lautet in Luthers Uebersetzung also: Und du sollst aussen vor dem Lager einen Ort haben, dahin du zur Noth hinausgehest. Anm. d. Uebers.

Reinlichkeit, Sorge getragen. Und als er, in spätern Zeiten, Juda und Israel drohte, oder wirklich strafte, drückte er sich also aus (Amos 4, 10.): Ich ließ den Stank von eurem Heerlager in eure Nasen gehen. Dieses will jedoch nicht so viel sagen, als ob der Gestank der Ruhrkranken gerade die Ruhr selbst verursache.

Auch das ist merkwürdig, daß alle ansteckende Krankheiten sich nie auf eine gewisse Jahreszeit einschränken, doch gemeiniglich in Hitze und Kälte fortdauern. Bey der Ruhr findet so ziemlich allezeit das Gegentheil Statt. Sie fängt in der Mitte oder gleich nach der Mitte eines heißen Sommers an, und hört mit dem Winter auf. Daher ist das bekannte Sprichwort entstanden: De hitte verwekt, en de krude verdryft den rooden loop (die Hitze bringt, und die Kälte vertreibt die rothe Ruhr).

Doch es ist keinesweges meine Absicht, mich hier in Abschweifungen einzulassen, oder das zu wiederholen, was Andere bereits vor mir gesagt haben. Mein lauterer Zweck war (indem ich es größern Männern oder gelehrten Gesellschaften mit Unterwerfung und Liebe überlasse, über diese meine wenigen Zeilen zu entscheiden, oder sie zur Vollendung zu bringen), wo möglich zu veranlassen, daß Obrigkeiten, Geistliche, mit einem Worte, jeder Mensch, etwas freyer über diese Krankheit denke, und diesem nach handele; und ich freue mich, daß es mir mit einem vorläufigen Berichte bereits geglückt ist.

Habe ich Unrecht, so wird es mich schmerzen, und dann habe ich wahrlich zu viel gesagt. Habe ich aber die Wahrheit auch nur einigermaßen auf meiner Seite, so habe ich genug gethan.

Ich bitte Gott, er möge das Licht aus der Finsterniß leuchten lassen!

Vierzehente Abhandlung.

Kurze Bemerkungen über den sogenannten Schleimgries.

Wenn jemand einen weissen, gelblichen, trüben und etwas stinkenden Harn läßt, der nach dem Erkalten eine gute Portion weißlichen, gelblichen, graulichen Schleim auf dem Boden des Glases absetzet, der wie ein dicker Rotz sich daran festhängt: so pflegen viele Aerzte dieses Uebel einen wahren Schleimgries zu nennen.

Doch, weil dieses Harnlassen mit einigem Schmerze, mit Pressen, krampfhaften Zusammenziehungen ꝛc. verbunden ist, nennen Einige dieses Uebel einen Krampf oder tenesmus vesicae. Und weil ferner der Schleim, der in diesem Harne gefunden wird, in seiner Schwere und Farbe zuweilen dem Eiter gleicht, so nennen ihn Andere Eiter, und sagen, es komme aus einer Vereiterung der Urinblase. Ja! es ist mir einige Mal vorgekom-

men, daß Aerzte in der Meinung standen, diese Kranken seyen mit dem Blasenstein behaftet, und mich ersuchten, sie in dieser Absicht zu sondiren.

Einige pflegen diesen widernatürlichen Harnabgang einer vermehrten Absonderung desjenigen natürlichen Schleims zuzuschreiben, der im gesunden Zustande gewöhnlich die Harnwerkzeuge gegen die Schärfe des Urins beschützet; und dies ist, meines Erachtens, die lautere Wahrheit. Was aber hievon die erste und vornehmste Ursache sey, und warum dieser Schleim so häufig abgehe, ist eine Frage, die, so viel ich weiß, noch niemand genugthuend beantwortet hat.

Meinen Erfahrungen zufolge haben fast alle Kranke, die mit einem merklichen Hindernisse oder mit einer Verengerung in dem hintern Theile der Harnröhre behaftet sind, es mögen nun diese in fleischigen Auswüchsen (Carunculae), oder lieber in einer besondern Verengerung oder unvollkommenen Zusammenziehung bestehen, allezeit eine große Menge rotzähnlichen Schleim in ihrem Harne, und ich glaube, daß dieser Schleim ein eigenthümliches Kennzeichen davon ist.

Die Ursachen dieser kränklichen Beschaffenheit sind, meines Bedünkens, folgende.

Männer, deren Harnröhre verenget ist (dieses Uebel entstehe aus einer Ursache, aus welcher es wolle), lassen ihren Urin fast immer mit mehr oder weniger Beschwerde, mit kleinen krampfhaften Pressungen, und mit einem oder mehreren dünnen, krum-

men oder geraden Strahlen, indes der Harnabgang gewöhnlich sehr lange dauert, und auf eine verdrießliche Art beendigt wird.

Man weiß, daß der sogenannte harnaustreibende Muskel ein Antagonist des Schließmuskels der Blase ist, der durch seine zusammenziehende Kraft den Körper derselben verenget, und zugleich ihren Hals und Schließmuskel öffnet, und daß dadurch der Harn auf dem gewöhnlichen und natürlichen Wege ausgetrieben wird *).

*) Man kann, meines Erachtens, von diesem Uebel und von dem Mechanismus der Harnblase sich keinen vollständigen Begriff machen, wenn man nicht mit dem Bau und der Wirkung dieses Muskels einiger Maßen bekannt ist. Ich will daher aus den besten Schriftstellern, die über die Gestalt und den Bau dieses Theils, obgleich mit einiger Abweichung, geschrieben, und ihre Gedanken geäußert haben, einen kurzen Auszug liefern.

Die Entdecker dieses Muskels, oder vielmehr dieser Muskelhaut, sind Eustach und Falloppia. Diese haben bemerkt, daß der Lauf der Fäden in dieser Haut nicht allezeit regelmäßig, und von den vordern oder obern Theile der Blase über ihren Boden bis zum hintern oder untern Theile derselben gerichtet ist, wie Bohn, Morgagni, und besonders Nutty und Parsons behauptet und sie abgebildet haben; sondern, daß dieser Muskel aus dicken und beynahe fleischigen Fäden besteht, die größtentheils in die Länge und Queere, aber zum Theil auch etwas schräge über die ganze Blase ihre Richtung nehmen, damit die Blase sich von allen Seiten zusammenziehen, und den Harn im Sitzen, Stehen oder Liegen leicht könnte ausfließen lassen.

Der große Morgagni indessen hat späterhin erkannt, daß

Wenn nun die Harnröhre durch einen krankhaften Zustand gutentheils verenget und verstopft ist, so kann der erwähnte Austreiber des Harns ihn unmöglich so, wie es sich gehörte, herausdrücken. Und da, durch eine langwierige Einklemmung, die zusammenziehende Kraft dieses Muskels selbst geschwächt, und für einen Augenblick gleichsam gelähmt wird: so hört endlich ihre austreibende Bewegung auf, worauf der Schließmuskel sich sogleich wieder zusammenzieht. Deswegen werden die meisten Kranken dieser Art über das langwierige Harnen ungeduldig, und hören eher damit auf, als die Blase sich ausgeleert hat. Die Folge davon ist, daß die Bla-

diese Haut einfach sey, und ihre Fäden nicht allezeit und bey allen Menschen in der nämlichen Richtung laufen, sondern bald geradeaus, bald in die Queere, bald schräge, und zuweilen auch bogenförmig die Blase bedecken. Und so hat sie auch der vortreffliche Albin sehr schön abgebildet.

Der berühmte Camper sagt, alle diese Fäden seyen so geordnet, daß sie, indem sie sich alle zusammenziehen, der Harnblase die Gestalt eines Dreyecks geben; indes le Dran einen andern Lauf von Faserbündeln beschreibet und abbildet, die jedoch am häufigsten und dicksten auf dem Boden der Blase gefunden werden, und von da sich nach ihrem vordern und hintern Theile verbreiten. Indessen kommen unter diesen Fleischfäden wieder andere hervor, die sich in verschiedenen Richtungen, und so, daß sie einander durchkreuzen, nach den Seitentheilen der Blase verbreiten. Diese Seitentheile haben weniger Unterstützung und Festigkeit, und laufen daher leichter und nachtheiliger Gefahr, ausgedehnt zu werden, so wie sich dieses, bey einer Urinverhaltung, an dem Schmerze und der Geschwulst über den beyden Leisten erkennen läßt.

se fast nie ganz ausgeleert wird, sondern, daß allezeit ein Theil alten Urins darin zurückbleibet, der durch die Wärme scharf wird, den neu hinzukommenden Urin ansteckt, und hernach die Blase und ihre Drüsen reizet, ja endlich zuweilen macht, daß sie auf eine ungewöhnliche Weise entzündet, vereitert, verdickt, verhärtet, oder in einen andern krankhaften Zustand versetzt wird.

Um nun die Blase gegen diese Schärfe und Reizungen des Harns zu schützen, scheidet die wohlthätige Natur, als die größte Aerztin, immerfort aus ihren kleinen Drüsen in dem Umfange und der Höhlung der ausgespannten Blase eine überflüßige Menge rotzähnlichen Schleimes ab, um, so viel möglich, die Reizungen des Harns zu verhindern.

Zuweilen geschieht es aber auch, daß einige Tropfen Harn hinter oder zwischen den sogenannten Carunculae und dem Halse der Blase sitzen bleiben, welche die Harnröhre und die Blase beständig reizen, und die letztere zu einer starken Zusammenziehung veranlassen, wodurch der Harn beständig herausgepreßt, und die drüsige Haut der Blase zu der Ergießung einer Menge Schleims (gerade, wie bey dem Husten in der Luftröhre und der Lunge geschieht) gezwungen wird, welcher Schleim alsdenn, mit dem Harn vermischt, abgeht, aber, nach dem Erkalten, sich wieder davon trennt.

Daher kommt es, daß von einigen dieser Kranken täglich eine große Menge Schleim abgeht, ohne daß sie jedoch merkliche Schmerzen oder krampfhafte

Pressungen leiden, oder sonst über eine Beschwerde klagen; und daß hingegen andere, wenn dieses Uebel auf die letztbeschriebene Weise beschaffen, und auf einen höhern Grad gestiegen ist, zuweilen die heftigsten Schmerzen und Pressungen ausstehen müssen.

Hieraus erhellet zugleich, daß der gedachte überflüßige Schleimabgang und die krampfhaften Schmerzen in der Harnblase keinesweges die Krankheit selbst, sondern nur ein Zufall, und die Folge eines andern Uebels, nämlich der Verengerung der Harnröhre, sind.

Je größer indessen das Hinderniß in der Harnblase ist, und in je größerer Menge der Harn jedesmal in der Blase, zurückbleibet, eine desto größere Menge Schleim geht auch jedesmal mit dem Urin ab.

Daher kommt es auch, daß die Kranken, die zuweilen an einer gänzlichen Harnverhaltung und an dem tropfenweisen Harnen leiden, so erstaunend viel Schleim mit dem Urin weglassen.

Ich habe nicht nöthig anzuführen, daß oft bey manchen Menschen bloß durch diese Ursachen verdrießliche Vereiterungen, Hohlgeschwüre, oder der heiße Brand an dem Hodensacke und dem Mittelfleische entstehen; ferner, daß andere dadurch in eine völlige Harnverhaltung verfallen, die nicht selten lebensgefährlich wird; und endlich, daß einige, von denen täglich einige Unzen solchen Schleims mit dem Harne abgehen, gewaltig abmagern, und endlich wie ausgezehrt sterben.

Kundige Männer wissen auch, daß einige Kran-

ke, die einen fleischigen Auswuchs, oder eine Verengerung der Harnröhre nahe am Blasenhalse haben, oder wo das Veru montanum eine falsche Lage hat, oder schwammig geschwollen ist, oder die ausführenden Röhrchen der Saamenbläschen so geschwollen sind (welches oft eine vollkommene, aber heilbare Unfruchtbarkeit verursacht), daß diese, sage ich, wenn sie ihre Zeugungsfeuchtigkeit von sich geben wollen, dieselbe entweder gar nicht, oder nur wie Speichel vorn durch die Ruthe ausleeren, oft aber nur von hinten in die Blase fließen lassen, wo sie sich hernach mit dem Urin und dem gedachten Schleim dergestalt vermischt, daß sie kaum von demselben unterschieden, und allein aus der großen Menge erkannt werden kann.

Auch davon will ich nichts sagen, daß Manche die Gewohnheit haben, diesen vermeintlichen Schleimgries mit lindernden, erweichenden, öligen und schleimmachenden Mitteln, zum Beyspiel: mit Mandelöl, Altheewurzel und Altheesyrup, arabischem Gummi, Kalkwasser, u. s. w. zu behandeln; und daß hingegen Andere gegen dieses Uebel stärkende und zusammenziehende Mittel, als: Fieberrinde, Zimmt, Vitriolsäure und Vitriolelixir, rohen Alaun, Tinctura anodyna, und vorzüglich den reichlichen Gebrauch der Terra Catechu, oder die gegenwärtig von Einigen so sehr gepriesene Bärentraube, u. s. w. empfehlen.

Ich könnte Alles dieses mit verschiedenen in die

Augen fallenden Beyspielen beweisen; allein ich halte es für unnöthig.

Unterdessen will ich hiermit nicht so viel sagen, als ob alle Kranke, bey denen viel Schleim mit dem Urin abgeht, allezeit und in allen Fällen allein an einer verengerten und fast verschlossenen Harnröhre leiden: nein! Denn bey Menschen, die mit dem Blasenstein oder einem anhaltenden scharfen und heissen Urrin (Strangurie) behaftet sind, wodurch die Wände der Blase wund gemacht, und zu krampfhaften Zusammenziehungen veranlaßt werden, geht oft mit dem Urin eine Menge rotzähnlichen Schleims ab. Auch gebe ich sehr gern zu, daß nicht nur manche Männer, sondern auch sogar einige Frauen, die ein rothes, aufgedunsenes, oder mit Pusteln besetztes Gesicht, und ganz und gar kein Hinderniß in der Harnröhre haben, an wiederkehrenden blinden Hämorrhoiden der Harnblase leiden, und periodischen, mit dem Urin abgehenden Schleimausleerungen unterworfen sind.

Es ist mir jedoch wahrscheinlich, daß die wiederholten Anfälle von Hämorrhoiden, die den Blasenhals inwendig befallen: oft eine vorhergehende Ursache von der Verengerung der Harnröhre, und in der Folge von einem beständigen Schleimabgange werden können, worauf nicht selten blutiger Harn, Vereiterung in der Harnblase, und der Abgang eines wahren Eiters erfolgen. Und, wenn ich nicht irre, so sind es gerade die letztern oder ähnliche Zufälle, die durch die gedachten innerlichen Mittel zuwei-

len so glücklich bekämpft, oder gelindert werden können.

Obgleich die Gegenwart der Blasenhämorrhoiden nicht kenntlich ist, und sich nicht durch sichtbare Zeichen entdecken läßt; so habe ich doch allen Grund, zu vermuthen, daß dieses Uebel viel häufiger, als man denkt, vorkommt. Ich habe sie mehrmals bey Frauen in der Mutterscheide entdeckt; und bey einem Manne, der eine völlige Harnverhaltung hatte, habe ich einmal den merkwürdigen Fall gehabt, daß, als ich ihm den Urin durch den Katheter abzapfen wollte, das Blut auf eine so heftige Weise aus dem Werkzeuge lief, daß ich es, ohne bis in die Blase gekommen zu seyn, wieder herausnehmen mußte. Unmittelbar auf das Blut folgte, wie von selbst, ein reichlicher Harnabgang; woraus ich billig schließe, daß ich eine Hämorrhoidalgeschwulst in dem Blasenhalse durchbohrt hatte.

Nach kleinern Blutausleerungen, die bisweilen nach einem vergeblichen Sondiren bey Harnverhaltungen erfolgten, habe ich mehrmals beynahe denselben guten Ausschlag gesehen. Ja! ich bin der Meinung, daß das Blutharnen oft allein von zerrissenen Hämorrhoiden der Harnblase herkommt. Und es ist bemerkenswerth, daß vor und nach einer Ausleerung der letztern Art der Urin durchgehends mit einem dikken roßartigen Schleime, so wie man zuweilen bey blinden Hämorrhoiden wahrnimmt, beladen ist.

Ich glaube jedoch sicher behaupten zu können, daß bey allen Kranken, die ein merkliches Hinderniß

in dem hintern Theile der Harnröhre, oder nahe am Blasenhalse haben, und deshalb die Harnblase nicht völlig ausleeren können, allezeit mit dem Urin mehr oder weniger roßartiger Schleim abgeht; und daß dieses die wahre Ursache zu seyn scheint, warum es mehr Männer als Frauen giebt, die diesen Abgang haben, ingleichen, warum dieses Uebel oft fälschlich für einen sogenanten Schleimgries gehalten, und als ein solcher behandelt wird.

Daß dieses letzte Uebel nicht selten sey, lehren die Fälle, die man oft davon wahrnimmt, und die sich durch das Sondiren, oder dadurch, daß man die Kranken harnen sieht, erkennen lassen. Es ist erst kürzlich geschehen, daß ich drey solche Kranke zugleich in der Kürze hatte, indes ich zu derselben Zeit eines vierten wegen zu Rathe gezogen wurde.

Männer, die diese Verengerung der Harnröhre haben, können sich oft dadurch eine große Hülfe verschaffen, daß sie jedesmal, wenn sie Urin lassen, die Harnröhre vorn einige Minuten lang mit den Fingern zudrücken, um dieselbe durch den Harn selbst etwas zu erweitern. Durch eine fortgesetzte Anwendung dieses Mittels wird auch in der Folge der Gebrauch der Kerzen erleichtert. Doch beydes erfordert Geduld und Aufmerksamkeit.

So unmöglich es aber der Heilkunde ist, dieses Uebel durch innerliche Mittel zu heben: so sicher kann diese Absicht durch die Wundarzneykunst erreicht

werden, indem man einen anhaltenden und vorsichtigen Gebrauch von erweiternden und eitermachenden Kerzchen, die alle Tage in die Harnröhre gesteckt werden, macht. Doch ist hier weder der Ort, noch meine Absicht, von dem herrlichen Nutzen und dem Gebrauche dieser Kerzchen (Bougies) zu sprechen. Ungeübtere können sich darüber in den Schriften eines Daran, Sharp, André und Goulard Raths erholen.

Doch das kann ich zum Beschluß nicht umhin zu erinnern, daß, so lange man bey dem Gebrauche der Kerzchen nicht ungehindert durch die Ruthe, und bis in die Blase kommen kann, auch gemeiniglich der Schleimabgang mehr oder weniger fortdauert, hernach aber sich sehr vermindert, und endlich ganz aufhört. Auch muß man in der Folge das Kerzchen auf eine oder zwey Stunden wieder einbringen.

Ich hoffe und wünsche sehnlichst, daß diese wenigen Seiten zur Bestätigung der Wahrheit des bekannten Ausspruchs dienen mögen: Kennt man einmal die Natur und Ursache einer Krankheit, so ist sie schon halb geheilt.

Funfzehente Abhandlung.

Bemerkungen über die Entzündungs- oder sogenannte Speckhaut auf dem, aus einer Ader gelassenen Blute.

Es ist gewiß in der Ausübung der Heilkunde von großem Nutzen, zu wissen, ob das, von den Kranken abgezapfte Blut entzündet sey, oder nicht.

Es ist hier jedoch nicht meine Absicht, zu zeigen, was die Entzündungshaut sey, oder wie sie in dem Körper sich erzeuge, oder ausser demselben nach ihren Arten unterschieden werde, sondern allein, wie und wenn sie sich auf dem abgezapften Blute offenbaren kann.

Man nennt das Blut entzündet, wenn es, in einem Gefäße aufgefangen und kalt geworden, mit einer weissen, blauen oder grünlichen, dicken, zähen, speckartigen Haut oder Kruste bedeckt ist, und in einer dünnen, gelblich grünen Molke schwimmt.

Nun ist ausgemacht, (und dieses werden wir sicher durch unleugbare Experimente beweisen) daß in der That tagtäglich ein solches entzündetes Blut, welches in allen Stücken dieselben Eigenschaft besitzet, weggelassen wird, ohne daß es jedoch diese Eigenschaften blicken läßt, oder dafür angesehen, oder erkannt wird.

Wenn nun dieses wahr ist, (wie wir sogleich sehen werden) so glaube ich, daß man sich sowohl in seinen Urtheilen über das weggelassene Blut, als auch in Ansehung der daraus herzuleitenden Vorhersagung und Heilmethode, oft sehr betrügt.

Man erlaube mir, um dieses zu beweisen, nur zwey bis drey Zeugen anzuführen, welche die übrigen reichlich aufwiegen.

Der große Sydenham o) versichert, er habe beobachtet, daß, wenn das Blut nicht schnell genug, oder nicht mit einem vollkommenen Strahl aus einer geöffneten Ader sprang, sondern senkrecht längs der Haut, obgleich ziemlich stark, herunter lief, alsdenn keine krustenartige Haut darauf gefunden wurde; auch hatten seine Kranken in einem solchen Falle nicht die Besserung davon gespürt, als wenn es in einem vollen Strome gelaufen war, und eine solche Haut bekommen hatte. Doch, was ihn am meisten wunderte, war, daß, wenn auch das Blut aus einer hinlänglichen Oeffnung und mit einem vollkommenen Strahl gelaufen war, aber mit dem Finger umgerührt wurde, eine solche krustenartige Haut sich ebenfalls nicht bildete. Ferner gesteht er offenherzig, die Ursache von allen diesen Erscheinungen sey ihm unbekannt, u. s. w.

Der berühmte van Swieten, von dem ich diese Sydenhamsche Stelle entlehnt habe, läßt unmittelbar darauf diese Worte folgen: „Es scheint „also der Ursprung dieser krustenartigen Haut, die

o) De Pleuritide, pag. 333. sqq.

„sich auf dem, aus einer Ader gelassenen Blute zei„get, noch eine sehr dunkele Sache zu seyn *p*).“ Und, nachdem er mancherley Hypothetisches sowohl über die innerliche Ursache, als über die äusserliche Erscheinung dieser Kruste beygebracht hat, beschließt er dieses Thema auf folgende Art: „In den schwer„sten Entzündungskrankheiten hat sich zuweilen eine „solche (Entzündungs-) Kruste in (oder auf) dem „Blute nicht gezeigt, welches doch allezeit für eine „schlimme Vorbedeutung gehalten wird.“

Ja, der scharfsinnige Baglivi befiehlt ausdrücklich, man solle bey dem Seitenstich mit Blutlassen aufhören, wenn man auf dem zweyten Blute keine Entzündungshaut wahrnimmt, weil man sonst, wie er sagt, den Kranken ums Leben bringe *q*).

Der Grund, den Baglivi, und nach ihm van Swieten, hatten, sich so auszudrücken, scheint vornämlich dieser zu seyn, daß, weil bey einer allgemeinen Entzündung der krustenerzeugende Theil des Blutes mit der ganzen Masse desselben vermischt ist, er nothwendig auf dem abgelassenen Blute zum Vorschein kommen muß, daß aber bey einer partiellen Entzündung, z. B. der Lunge u. s. w. der ganze krustenartige Theil sich in dem entzündeten Eingeweide abscheiden, ablagern und verhalten, und sich also auf dem weggelassenen Blute nicht zeigen kann. In diesem Falle halten sie das Ab-

p) Commentar. ad H. Boerhaave Aphorism. §. 384.

q) Praxeos medic. Lib. I. de Pleuritide, Cap. IX. p. 37.

zapfen des bereits verdünnten Blutes für schädlich r).

Ausserdem aber, daß, wie ich in der Folge zeigen werde, diese Zeichen betrüglich seyn können, glaube ich auch, daß dieses einen weitgekommenen Krankheitszustand, der vielmehr spanische Fliegenpflaster, als Blutlassen erfordert, zu erkennen giebt. Hierzu kommt, daß ich Ursache habe, zu zweifeln, ob jemals während einer heftigen örtlichen Entzündung das ganze Blut dergestalt von dieser Kruste frey wird, oder werden kann. Ueberdem gebe ich zu bedenken, ob nicht öfters eine heftige rosenartige Entzündung fälschlich für eine wahre gehalten wird? Und wem ist es unbekannt, daß auf eine gefährliche rosenartige Entzündung der Kehle, der Eingeweide ꝛc. der Tod folgt? bey welcher doch das Blut allezeit eher dünne und aufgelöset, als mit einer Entzündungshaut bedeckt ist.

Doch, so sehr auch das Blut entzündet seyn mag, glaube ich doch, daß, wenn die besondern Zeichen und Zufälle es nicht erfordern, man nicht nur ein wiederhoktes Blutlassen vermeiden, sondern auch durch das Nichterscheinen einer solchen Kruste auf dem Blute (wie oft durch einen Irrthum geschieht) sich nicht muß täuschen lassen.

r) Baglivi am angef. Orte.

Van Swieten Commentar. ad §. 827. Tom. II. p. 727. vorzüglich aber dessen von mir übersetzte Abhandlung über die Krankheiten einer Armee (Verhandeling over de Legerziekten), sechste Ausgabe, Seite 21. fgg.

Ich hoffe indessen, es wird mir es niemand übel nehmen, wenn ich behaupte, daß diese mit Recht berühmten Männer nicht scheinen eingesehen zu haben, daß die Ursache des Erscheinens oder Nichterscheinens dieser Kruste auf einem wirklich entzündeten Blute nicht in- sondern ausserhalb des Körpers zu suchen ist. Das unvorsichtige Schütteln und Rühren mit dem Finger in diesem Blute beweiset dieses ganz deutlich; ingleichen, daß die Kruste, oder der zähe, hauterzeugende Theil wirklich in dem Blute vorhanden ist, das Blut mag springend, oder tropfenweise ausfliessen, nur daß sie sich in dem letzten Falle nicht oben auf gesetzt hat, sondern mit dem ganzen Blutklumpen vermengt, und darin verborgen geblieben ist.

Wenn diese Behauptungen, so wie ich deutlich zu beweisen hoffe, wahr sind, welche Gründe sollten sich denken lassen, daß die Kranken, bey übrigens gleichen Umständen, die Kruste mochte auf oder in dem Blute sitzen, in dem letzten Falle nicht so gut, als in dem ersten, eine gleichmäßige Erleichterung sollten bekommen haben? Ich, für meinen Theil, bezeuge, daß ich das nicht einsehen kann, und glaube, daß es allein in der Einbildung besteht.

Zufällige Erfahrungen, Beobachtungen, und darauf gefolgte Experimente, haben mich gelehrt, daß, bey dem Auffangen und Bewahren des, aus der Ader gelassenen Blutes, der geringste Umstand (worauf man wohl Achtung geben muß) eine wesentliche Veränderung in der äusserlichen oder sichtbaren Beschaffenheit des Blutes hervorbringt.

Ich muß deswegen im Voraus erinnern, daß es zuweilen geschehen kann, daß man bey diesen Versuchen ein ganz entgegengesetztes Resultat von dem erhält, welches man erwartete. Der verschiedene Lauf des Blutes, die verschiedene Dicke, Weite und Kälte des Gefäßes, worin es in verschiedenen Entfernungen aufgefangen, und der Ort, wo es aufbewahrt wird, und dergleichen mehr, sind oft so viele Ursachen, die nicht allein dem Gelingen dieser Versuche hinderlich seyn, sondern auch unerwartete und betrügliche Erscheinungen veranlassen können.

Ich hoffe daher, daß sich niemand, wenn er diese Versuche wiederholt, und sie, auf den ersten Anschein, seiner Erwartung nicht entsprechen, dadurch wird abschrecken lassen, indem ein wiederholtes Experimentiren beweisen wird, daß das, was mehrentheils, wenn auch nicht immer, sich zuträgt, als das Gewöhnliche und Natürliche angesehen werden muß *).

*) Daß ein etwas anders ausfolendes Resultat, wovon wir die eigentliche Ursache nicht immer einsehen, uns oft betrüge, habe ich bey diesen Versuchen öfters wahrgenommen. Zum Beyspiel: Zwey Obertassen, mit Blut gefüllt, wovon die eine dünne, und vorher in der Hand unvermerkt warm geworden, die andere aber dicke und ganz kalt war: oder drey sich völlig gleiche Obertassen an ein Fenster gesetzt, wovon eine mehr, als die andere, dem Winde, der Zugluft, oder der Sonnenwärme, u. s. w. blos gestellt war, haben mich verschiedene und unerwartete Wirkungen auf das Blut sehen lassen.

Im Ganzen genommen getraue ich mir aber doch zu behaupten, daß die Kälte ein Mittel ist, wodurch man allezeit verhin-

Es wird jeder leicht begreifen, daß gesundes Blut, welches eine Wärme von vier und neunzig bis sechs und neunzig Grad nach Fahrenheit besitzt, eine erstaunende Veränderung untergeht, wenn es plötzlich der atmosphärischen Luft, und zwar in einem Gefäße, das oft funfzig, ja bisweilen siebenzig oder achtzig Grad kälter ist, ausgesetzt wird; und es ist bekannt, daß entzündetes Blut noch einige Grade wärmer ist. Je größer und plötzlicher diese Veränderung ist, desto größer und plötzlicher muß die sichtbare Wirkung derselben auf das entzündete Blut seyn.

Ich spreche hier allein und ausschließlich von entzündetem Blute, und will bloß solche Versuche mittheilen, die mit diesem angestellt worden sind.

Erster Versuch.

Wenn man dieses Blut, es sey, daß es mit einem starken Strahle springt, oder senkrecht an der Haut herunterläuft, in einem weiten, flachen und sehr kalten Gefäße, z. B. in einer Schüssel, auf-

fodern kann, daß ein wirklich entzündetes Blut eine speckartige Kruste bekomme. Hingegen kenne ich kein Mittel, keinen Kunstgriff, womit man auf einem gesunden, oder nicht entzündeten Blute eine Kruste hervorbringen könnte.

Ferner ist es mir wahrscheinlich, daß die entzündeten oder krusteerzeugenden Theilchen eine eigene Art von Gallerte sind, die durch die Wärme flüssig, durch die Kälte aber dicke und hart wird. Das Blutwasser hingegen ist eyweisartiger Natur, und wird durch Feuer, kochendes Wasser, alkoholisirten Weingeist, u. s. w. dick, fest und hart.

fängt, und sogleich in eine sehr kalte Luft bringt: so wird es fast nie seine gewöhnliche weisse oder speckartige Kruste zeigen; es wird hingegen fest und durchgängig sehr zäh seyn, sehr wenig oder gar kein Blutwasser absetzen, und sowohl von aussen auf seiner Oberfläche, als auch inwendig eine rothe oder hochrothe Farbe haben.

Zweyter Versuch.

Fängt man aber das nämliche Blut (Nr. I.) in einem minder flachen oder kalten Gefäße, oder in einer etwas weniger kalten Luft auf, doch so, daß sein Strahl allezeit auf die nämliche Stelle, d. i. in die Mitte des Gefäßes, welche Stelle dadurch etwas warm wird, niederfällt, dann wird das Blut in seinem Umkreise größtentheils dieselbe Beschaffenheit und Farbe bekommen, wie Nr. I; allein in der Mitte, auf der länger warm gebliebenen Stelle, wird sich eine kleinere oder größere, weisse, bläuliche oder grünliche Haut, oder speckige Kruste sehen lassen. Läßt man aber die zwey oder drey letzten Unzen dieses Blutes auf zwey oder drey unterschiedene Stellen des ersten, bereits etwas gelieferten Blutes laufen, dann wird man sehr oft zwey bis drey krustenartige Flecke darauf sehen.

Dritter Versuch.

Fängt man aber das nämliche Blut (Nr. I. und II.), so daß es mit einem starken Strome läuft, in einem tiefern und engern Gefäße, welches vorher

blutlau gemacht worden, auf, und läßt es in einer Wärme von vierzig, funfzig bis sechzig Grad, ohne es im geringsten zu schütteln oder umzurühren, stille stehen und kalt werden, dann wird in Zeit von einer bis zwey Stunden fast immer auf seiner Oberfläche eine weisse, dicke, etwas gekräuselte *) speckige Kruste zum Vorschein kommen, die, wie eine Insel, in einer großen Menge dünnen, hellen, gelblichgrünen Blutwassers schwimmt.

Blut, worauf sich eine Entzündungskruste bilden soll, muß langsam verkühlen. Die plötzliche Kälte, und die daraus entstehende geschwinde Gerinnung vereinigt die Kügelchen des rothen Blutes und des gelben Blutwassers dergestalt mit einander, daß sie eine festere Beschaffenheit, und, durch das Zurückprallen der Lichtstrahlen, eine röthere Farbe annehmen; indes die gallert- und krusterzeugenden Theilchen, die zwar leichter und zäher, als das rothe Blut, aber mit demselben vermengt sind, verhindert werden, in die Höhe zu steigen, und sich abgeschieden darzustellen.

Es könnte jemand den Zweifel aufwerfen, ob man wohl zu den Versuchen I, II und III, ob sie

*) Ich habe das Eigenthümliche des Beywortes gekräuselt (omgekruld), in der Uebersetzung nicht ganz verloren gehen lassen. Van der Haar bedient sich zuweilen solcher besondern Beywörter. Vielleicht hat er Unebenheiten, die aus Luftbläschen bestehen, darunter verstanden. Wahrscheinlicher aber einen einwärts gebogenen Rand, verbunden mit einer kleinen, nach der Mitte zulaufenden Vertiefung.

Anm. d. Uebers.

gleich mehrmals wiederholt worden, immer dieselbe Art von entzündetem Blute genommen habe.

Um diesen Zweifel zu widerlegen, muß ich sagen, daß ich meine Versuche mit dem Blute eines und desselben Kranken, zu einer und der nämlichen Zeit, oder wenigstens in der nämlichen Krankheit, angestellt habe. Der folgende Versuch diene zum ersten Beyspiele.

Vierter Versuch.

Bey einem heftigen hitzigen Rheumatismus oder wahren Seitenstechen ꝛc. habe ich die zwey ersten Aderlässe am Arme, und den dritten am Fuße, in einer Luft, die kalt war, oder noch unter dem Gefrierpunkte stand, gemacht.

Ich nahm (und habe dieses öfters gethan) drey sich gleiche Obertassen, deren jede zwey Unzen Blut faßte. Eine davon ließ ich kaum drey Zoll von dem blutenden Gefäße halten, und fing so das Blut, welches mit einem vollkommenen Strahl lief, auf. Die zweyte ließ ich gleichfalls, jedoch in einer Entfernung von achtzehn Zoll, voll laufen; und die dritte in einem Zwischenraume von ungefähr zwey bis drey Fuß von dem Arme *). Hierauf that ich noch ungefähr

*) Der berühmte T. Schwenke hat schon längst in seinem schönen Werke: Haematologia, oder Verhandeling van het Bloed, S. 266. bemerkt: „Daß das (aufgefangene) Blut in „Ansehung der kürzern oder weitern Entfernung von der Ader „verschieden ausfällt, und daß folglich bey allen solchen Versuchen eine genaue Aufmerksamkeit und Vorsicht beobachtet werden muß.“

acht Uuzen Blut in einen großen, kalten Spühlnapf von englischem Steingut.

Das erste Blut war am folgenden Tage heftig entzündet, oben gekräuselt *), und schwamm in einer Menge Blutwasser. In der zweyten Tasse war der Kruste und des Blutwassers weniger. Die dritte hatte kaum eine dünne, bleiche, krustenartige Haut, und, verhältnißmäßig, auch weniger Blutwasser. Das vierte Blut, welches ich mit Vorbedacht gegen und längs dem Rande des Spühlnapfes hatte laufen, und auf diese Art plötzlich kalt werden lassen, war auf seiner Oberfläche hochroth, und hatte kaum einen Eßlöffel voll gelblichgrünes Blutwasser, ohne die mindesten sichtbaren Merkmale von Entzündung.

Hierauf kehrte ich diese vier Klumpen Blut auf einem Speiseteller um, und schnitt sie mitten durch. Hier erschien das erste Blut, bis zur Kruste hin, am schwärzesten, weichsten und unzusammenhängendsten (brokkeligste), welches sich bey den beyden, die in der Ordnung folgten, stufenweise verminderte. Bey dem letzten oder vierten Blute aber hatte die Kälte des Spühlnapfes, und der Umstand, daß die Kruste unten in der Masse geblieben war, gemacht, daß das Blut eine so harte und feste Substanz geworden war, als wäre es gutgekochte Gallerte von Johannisbeeren; auch hatte es fast durch und durch eine hellrothe Farbe, und nicht das geringste Merkmal

*) Omgekruld. Siehe Seite 252.

Anm. d. Uebers.

von Entzündung oder von einer krustenartigen Haut an sich.

Ich muß hierbey noch bemerken, daß, wenn man dieses letzte Blut, welches am Rande des Spühlnapfes, oder aus einer kleinen Oeffnung gelaufen ist, in einer gemäßigten oder etwas warmen Luft aufbewahrt, und verhindert, daß die gallertartigen oder krusteerzeugenden Theilchen sich nicht zu sehr verdicken können, jedoch so, daß sie mit den Theilen des Blutkuchens oder des Blutwassers vereinigt bleiben, oder sich nur zum Theil auf der Oberfläche des Kuchens zeigen, daß man alsdenn dieses Blut keineswegs fest, noch hellroth, sondern größtentheils gallertartig oder schleimig, und von einer dunkelern rothen Farbe findet. Und kein Wunder! Gallerte mit Molke oder Wasser vermischt, liefert eine schleimige Substanz.

Fünfter Versuch.

Bey dem zweyten Aderlasse nahm ich dieselben Obertassen, setzte sie auf einen Speiseteller, und hielt sie nahe an den Arm. In die erste ließ ich nur eine halbe, in die zweyte eine ganze, und in die dritte zwey volle Unzen Blut laufen. Die letzte Tasse, die wegen der Menge des Blutes länger warm geblieben war, hatte (und hat, wenn nichts versehen wird, allezeit) verhältnißmäßig die dickste Kruste und das meiste Blutwasser. Uebrigens verhielt sich dieses Blut, und das, welches wieder in dem Spühlnapfe

von Steingut war aufgefangen worden, fast in allem, wie das vorhergehende Nr. IV.

Sechster Versuch.

Bey dem dritten Aderlasse, am Fuße, bediente ich mich wieder der nämlichen Obertassen, wovon die erste ungefähr funfzig, und die letzte oder dritte muthmaßlich gute hundert Grad Wärme hatte. Die zweyte, zwischen diesen beyden, war ganz kalt. Nachdem alle drey voll gelaufen waren, wurden sie gezeichnet, und bis zum folgenden Tage an einen kühlen Ort gestellt.

Das Resultat war, daß das letzte Blut merklich, das erste viel weniger, und das zweyte nur sehr wenig entzündet zu seyn schien.

Ich könnte diese Versuche noch vervielfältigen, wenn ich nicht der Meinung wäre, daß sie überzeugend beweisen, daß das Erscheinen oder Nichterscheinen der Speckhaut bey einem wirklich entzündeten Blute vorzüglich von dem langsamen oder schleunigen Erkalten desselben abhängt. Und so muß man es sich unfehlbar auch erklären, wie es zugeht, daß das Blut, wenn es an der Haut herunter, oder mit einem dünnen Strahle in einer kalten Luft und in ein Gefäß läuft, umgerührt oder geschüttelt wird, fast niemals, wenigstens nicht verhältnißmäßig, eine krustenartige Haut zum Vorschein bringt.

Man erlaube mir, vor vielen andern noch einen einzigen Beweis, der vielleicht noch treffender seyn wird, anzuführen.

Siebenter Versuch.

Man lasse im Winter von jemanden, dessen Blut wirklich entzündet ist, in einen großen Spühlnapf von Steingut, der aus einem offenen und kalten Platze kommt, (dergleichen täglich geschieht) zehn bis zwölf Unzen Blut laufen, und setze es sogleich an einen hinlänglich kalten Ort. Dieses Blut wird, es sey stark oder langsam gelaufen, aller Wahrscheinlichkeit nach seine speckige Kruste ganz und gar nicht, oder wenigstens nicht nach Beschaffenheit der Umstände, zeigen. Aber man setze diesen Spühlnapf nach dem Aderlassen in einer Entfernung von einigen Zollen ans Feuer, wo ihm eine Wärme von funfzig bis sechzig Grad mitgetheilt wird, und man wird bald sehen, daß das Blut an dieser Stelle, und allein an dieser Seite, sich von dem Blutwasser trennt, und eine Rinde bekommt, indes dasselbe an der kalten Seite des Spühlnapfes fest anhängt, ohne Wasser bleibet, und eine hellrothe Farbe hat. Man kehre diesen Klumpen auf einem Speiseteller um, und schneide ihn mitten durch: so wird man wiederum sehen, daß er an der entzündeten oder krustenartigen Seite bis zur Kruste schwärzlich, weich, an der entgegengesetzten Seite aber roth, zäh, und durchgängig von einer festern Beschaffenheit ist.

So überflüssig es auch scheinen möchte, aus diesen wenigen Versuchen und Bemerkungen fernere Folgerungen herzuleiten, so kann ich doch nicht umhin, zu erinnern, daß, ob es gleich eine bekannte

Sache ist, daß in kalten Ländern, und bey uns in kalten Jahreszeiten, viel mehr Entzündungskrankheiten herrschen, als in warmen *), ich doch glaube wahrgenommen zu haben, daß man bey uns auf dem Blute die Entzündungshaut weit häufiger im Som-

*) Dieses möchte wohl nicht so unbedingt wahr seyn. Ich kann Italien als einen Beweis vom Gegentheil anführen. Als ich mich in den Jahren 1793 und 1794, vom Oktober bis zu Ende des Juny, in Pavia aufhielt, wo der Winter gerade sehr gelinde war, hatten wir in dem dasigen großen Hospital viele Entzündungskrankheiten, wovon die meisten Lungenentzündungen waren. Freilich kamen diese Krankheiten in den Jahreszeiten am häufigsten vor, wo es, im Verhältniß mit dem dasigen warmen Klima, am kältesten war, oder kalte und warme Witterung öfter mit einander abwechselten, oder wenn auf warme Tage kalte Nächte folgten: allein, wenn das wahr wäre, was van der Haar hier behauptet, und was auch gemeiniglich angenommen wird, so müßten selbst in den kältern Jahreszeiten in und um Pavia damals nicht so viele Entzündungskrankheiten geherrscht haben, weil das Klima im Mailändischen viel wärmer, als z. B. in der batavischen Republik, wenn auch nicht so warm, als in den südlichen Theilen von Italien, ist.

Die Sache läuft wohl darauf hinaus, daß es hier nicht auf ein absolut kälteres oder wärmeres Klima ankommt, sondern darauf, ob Wärme und Kälte öfter oder seltener, plötzlicher oder in sanftern Uebergängen, mit einander abwechseln. Dieses gilt insbesondere auch von feuchten, kalten Nächten, die auf heiße Tage folgen. Und kann nicht ein heißes Klima, auch ohne die Mitwirkung dieser Abwechselung, als solches Gelegenheit zur Entstehung von Entzündungskrankheiten geben? Gehört vielleicht die, in Ost- und Westindien so häufige Leberentzündung hieher? Anm. d. Uebers.

mer (weil da das abgezapfte Blut langsamer kalt wird), als im Winter, wo das Blut durch die Kälte hellroth und fest wird, entstehen sieht. Ja! ich bin der Meinung, daß man im Sommer ein wirklich entzündetes Blut, welches nicht die geringste Haut blicken läßt, mehrentheils an seiner dunkeln Farbe, an seiner weichen, zähen oder schleimigen Beschaffenheit, im Winter aber an der hellern Röthe, ungemeinen Festigkeit und geringen Absonderung von Blutwasser, welches in dem zähen oder krusteerzeugenden Theile, wie in kleinen Höhlen, sitzen bleibet, erkennen kann.

Daher kommt es vielleicht, daß viele Aerzte, wenn sie auf dem Blute ihrer Kranken keine Entzündungshaut sehen, ingleichen, wenn Durst und Hitze in dem Augenblicke nicht groß, der Harn nicht roth, und der Puls zwar geschwinde, aber nicht sehr hart ist, sie sehr oft, obgleich mit Unrecht, ihre Meinung ändern. Denn, ob sie gleich den Tag vorher, und zwar mit gutem Grunde, vermutheten, daß ihr Kranker an einer Entzündungskrankheit leide: so denken sie itzt gar leicht, daß es eine rhevmatische, oder eine andere Krankheit, und zwar von rosenartiger Natur, sey.

So kann auch folgender Irrthum Statt finden. Man kann dadurch, daß das Blut bei dem ersten Aderlasse dem Scheine nach wenig oder gar nicht, bei dem zweiten aber und bei dem dritten oder vierten sehr heftig entzündet ist, oder es gar nicht zu seyn scheint, gar leicht auf die Vermuthung gebracht wer-

den, daß der krusteerzeugende Theil sich auf einen besondern Ort, z. B. auf die Lunge, die Leber, u. s. w. geworfen habe.

Wer sieht nicht, was für einen nachtheiligen Einfluß dieses auf die Beurtheilung der gewöhnlichen Zeichen, auf die Vorhersagung und die Heilmethode hat?

Auch davon, denke ich, habe ich nicht erst nöthig, etwas zu sagen, daß, obgleich diese Versuche vorzüglich zur Untersuchung des entzündeten Blutes und mit demselben angestellt worden sind, sie doch auch bei jedem andern Blute dazu dienen können, um die Abweichungen in der Farbe, der Festigkeit, der Weichheit, der größern oder geringern Menge des Blutwassers, u. s. w. auszumitteln. Auch kann man hieraus zugleich sehen, daß die Wahrheit nicht in vielen, weit hergeholten Worten, sondern in der Einfachheit, als dem Siegel der Wahrheit, zu suchen und zu finden ist.

Sechszehente Abhandlung.

Bemerkungen über die angemessenste Nahrung neugeborner Kinder.

Im Jahr 1778 gab die königliche Akademie der schönen Wissenschaften und Künste zu Bourdeaux eine Preisfrage über die angemessenste Nahrung der neugebornen Kinder und Findlinge auf, die vor dem fünf und zwanzigsten August 1781. beantwortet werden sollte. Der Preis war zweyhundert Livres. Doch, da die Antworten nicht genugthuend ausgefallen waren, beschloß diese angesehene Gesellschaft aus Menschenliebe, diesen Preis noch einmal für das Jahr 1785 anzubieten.

Die Frage hat in der That ein unschätzbares Interesse, und ist es doppelt werth, von Allen, die mit neugebornen Kindern zu thun haben, verstanden und beherzigt zu werden.

Jedermann weiß, daß es leider! unsern Frauen nicht selten an Milch fehlt, um ihre Säuglinge ernähren zu können. Jeder weiß auch, daß diese Milch, ob sie gleich eine sehr feine, zarte, dünne Feuchtigkeit ist, und nur wenig Käse und Butter enthält, doch die allernatürlichste und einfachste Nahrung ist. Die säugenden Thiere lehren und beweisen dieses ebenfalls. Nicht minder ist es bekannt,

daß diese Geschöpfe in ihrem ersten Alter durchaus keine andere Nahrung genießen oder vertragen können. Ein Füllen, ein Kalb, ein Ferkel, ein Lamm, eine Katze, ein Hund, kann und will die gewöhnlichen Brodbreye, welche jungen Kindern durchgehends gegeben werden, nicht genießen; auch würde man sie ihnen nicht anders, als mit Gefahr, aufdringen.

Doch ach! das elende Menschenkind, der arme Säugling scheint allein, durch den Hunger getrieben, dazu verdammt zu seyn, eine Nahrung zu genießen, wogegen die ganze Natur einen Abscheu hat, und woran der arme Tropf sich nicht anders, als mit Gefahr seines Lebens, gewöhnen kann.

Ferner ist es bekannt genug, daß unsere gewöhnliche Kinderbreye aus Mehl, Krume von Weizenbrod oder Zwieback, mit Wasser oder Kuhmilch vermischt oder gekocht, bestehen, und mehr oder weniger dick und klebrig sind. Doch dieser Brey, der für neugeborne Kinder und ihre zarten Eingeweide unverdaulich ist, geräth durch die natürliche Wärme des Körpers bald in Gährung, Aufblähung und Versäuerung. Daher alle die traurigen Zufälle, worüber man so oft klagen hört, und woran so viele unschuldige Kinder, indem sie sich geschwinde, oder, wenn sie stark sind, langsam abzehren, mit einem dicken windsüchtigen Unterleibe sterben. Doch es ist hier weder der Ort, noch meine Absicht, von den Krankheiten der Kinder zu sprechen, sondern nur einen kleinen und ganz einfachen Aufsatz über die an-

gemessenste Nahrung neugeborner Kinder mitzutheilen.

Bey Frauen, denen es an der milcherzeugenden Kraft ganz oder zum Theil gebricht, muß die allezeit mangelhafte Kunst der Menschen die Natur so viel möglich einigermaßen nachzuahmen suchen. Ich sage, einigermaßen nachzuahmen; denn, ohne die kräftige Mitwirkung der Natur Milch zu bereiten, ist unmöglich.

Es müssen daher unsere Bemühungen dahin gerichtet seyn, daß wir eine feine, zarte Feuchtigkeit und Nahrung ausfindig machen, die, so mangelhaft sie auch seyn mag, doch der Muttermilch so nahe wie möglich kommt. Ziegen- und Schaafmilch würden ihr, ihrer Dünnheit wegen, am nächsten kommen: allein, weil diese Thiere bloß von Gras und Pflanzentheilen leben, so wird diese Milch in dem Magen der kleinen Kinder bald sauer, und erregt, wie bekannt genug ist, Uebelkeiten; eine Verderbniß, welcher die Milch solcher Frauen, die etwas Fleisch und Eyer genießen, nicht so sehr ausgesetzt ist. Kuhmilch ist deswegen, weil sie zu viel Butter und Käse enthält, für junge und zarte Kinder zu schwer; und, verdünnt man sie mit Gerstenwasser, so nimmt sie eine scharfe Säure an.

Die beste Nahrung für neugeborne Kinder, die der Muttermilch am nächsten kommt, besteht, meiner Einsicht und Erfahrung nach, ganz einfältig in Folgendem.

Man nimmt einen trockenen friesischen Zwieback *), oder eben so viel hart gebackene Kruste von französischem Brodte **) thut ihn, nachdem man ihn fein zerrieben hat, in vier und zwanzig Unzen

*) Man hat überall in der batavischen Republik, außer dem wohlschmeckendern runden Zwieback (Tafel-biscuit), wozu Weizenmehl, Eyer, Milch und Butter genommen werden, auch Küchen- oder Wasserzwieback (Keuken-biscuit), in welchem die Eyer und die Butter fehlen. Der Küchenzwieback (der seinen Namen davon erhalten hat, weil er, klein gerieben, zur Bereitung der Speisen so gebraucht wird, wie in Deutschland die geriebene Semmel, ist gewöhnlich scharf und trocken gebacken, und quillt, in einer Flüssigkeit eingeweicht, sehr gut auf. Ein solcher ist der friesische, den der Verfasser hier empfiehlt.

Man sieht leicht, worauf es, auch nach van der Haar's Idee; bey einem, für kleine Kinder unschädlichen Zwieback hauptsächlich ankommt, daß nämlich der Teig ganz einfach aus Weizenmehl und Wasser, und allenfalls etwas Milch, bereitet, und dann recht gut ausgebacken werde. Diese Eigenschaften besitzet der holländische Küchenzwieback; und es wäre zu wünschen, daß er in Deutschland so gemein wäre, als in der batavischen Republik, wo er, von Besserunterrichteten, auch wirklich zur Nahrung kleiner Kinder nicht selten angewendet wird.

Anm. d. Uebers.

**) Französisch Brod ist so viel, als Weizenbrod, im Gegensatz des aus gröblich gemalenem Roggen gebackenen Brodtes (einer Art Bompernickel), dem eigentlich einheimischen Brode der Bataven. Aermere nähren sich allein von letzterem, Wohlhabendere aber pflegen auf eine, mit Butter bestrichene Schnitte Weizenbrod eine Scheibe von diesem Roggenbrode, nnd wohl oben darauf einen Streifen Käse zu legen, und diese Schichten zusammen zu essen. Anm. d. Uebers.

Regenwasser, und läßt ihn eine Viertelstunde kochen. Hierauf gießet man die Feuchtigkeit durch ein kleines Haarsieb, oder durch ein Stück Nesseltuch in einen irdenen Topf. Ist es Winter, oder man bewahrt diese Feuchtigkeit an einem kühlen Orte, oder im Keller, so gerinnt sie etwas zu einer dünnen Gallerte. Ist sie aber lau geworden, so gleicht sie an Dünnheit dem Wasser und der Milch, und sie kann, selbst im Sommer, ohne im geringsten zu verderben, viele Tage lang aufbewahrt werden, so daß sie einen angenehmen Geschmack behält.

Zwey bis drey Eßlöffel voll von diesem Zwieback- oder Brodwasser, mit einem Eßlöffel Milch und ein wenig Zucker gemengt, liefert eine wohlschmeckende, nährende und leicht verdauliche Nahrung für neugeborne Kinder, und kommt, meines Bedünkens, der Frauenmilch am nächsten. Man kann die angegebene Quantität, oder etwas mehr, doch nicht zu viel auf einmal, alle zwey bis drey Stunden aus einem Trinkkännchen (welches mit einem Röhrchen versehen ist, um es dem Kinde in den Mund zu geben), trinken lassen, oder theelöffelweise eingeben.

In dem Verhältnisse, wie neugeborne Kinder wachsen und älter werden, kann man die Menge dieser Feuchtigkeit, oder auch die Milch, vermehren. Und wenn, bey dem Gebrauche dieser Feuchtigkeit, mit Ausschluß aller andern Nahrung, zarte und empfindliche Kinder dessen ungeachtet mit Säure und mit einem grünen Stuhlgange geplagt sind: so muß

man ihnen alle vier und zwanzig Stunden den Dotter von einem rohen Hühnerey, mit ein wenig Zucker geklopft, in kleinen Portionen, und von Zeit zu Zeit, wenn sie am meisten schreien, eingeben. Das letztere nehmen sie durchgängig gern, es stillt ihre Klagen, beruhigt und nährt sie; und ist, zufolge vieler Erfahrungen, die ich gemacht habe, eine natürliche thierische Seife, die, wenn man sie bey Kindern, die an Säure leiden, unter ihren Brey mischt, allen andern künstlichen Seifen vorzuziehen ist.

Ich könnte mich über die Vortheile dieser einfachen Nahrung neugeborner Kinder noch viel weiter ausbreiten, und sie durch eine Menge der einleuchtendsten Beyspiele bestätigen. Allein der Kürze wegen, begnüge ich mich, nur einen Fall zu erzählen, und der wird vielleicht hinlänglich seyn, um diese oder jene Mutter, die es lesen mögte, davon zu überzeugen.

Vor einigen Jahren machte ich ausserhalb Herzogenbusch bey einem Prediger, der mein Freund ist, zufälliger Weise einen Besuch. Ich fand, daß seine Frau, die vor einigen Wochen von zwey starken Kindern war entbunden worden, sehr abgemagert war, und zugleich an einer großen Vereiterung in der einen Brust litt. In der andern hatte sie etwas schlecht beschaffene Milch, und folglich für ihre hungrigen Säuglinge, die mit der Säure sehr geplagt waren, kaum etwas, womit sie säugen sollte. Die vorher muntern und wohlgebildeten Gesichter dieser zwey Kinder glichen itzt den Affen. Die Augen und

die Wangen waren eingefallen, indes die Stirne, die Wangenknochen, die Nase, besonders aber das Kinn, gewaltig hervorragten. Sie schrieen beynahe immer, wenn sie keinen dicken Brey oder den Löffel nicht im Munde hatten. Sie hatten einen langen Hals, und waren so mager, daß man die großen Halsschlagadern konnte schlagen sehen. Das Athemholen war geschwinde, und der Bauch so dick, daß er hoch über der Brust hervorstand. Die Arme, die Beine, besonders aber die langen Finger, glichen dicken und dünnen Schwefelhölzern.

Durch die Gewalt, womit die Eingeweide der Brust und des Unterleibes angestrengt wurden, um die Schwere und Menge der dicken Brod- und Mehlbreye nur halb zu verdauen, geschah es, daß diese Kinder ausserordentlich keuchten, und sobald sie eine Menge halb verdauten Brodtes und geronnener saurer Milch durch den Stuhlgang losgeworden waren, schrie der Mund wieder um neue Nahrung. Und so wechselten Einpfropfen und Abgehen immerfort mit einander ab. Ja, ich bin überzeugt, daß, wenn man bey schwachen Kindern so verfahren wäre, sie es nicht bis zu dem Alter gebracht hätten, und daß, wenn man bey diesen Kindern so fortgefahren hätte, sie bald gestorben seyn würden.

Mein erster Rath war, den Breytopf auf die Seite zu schaffen, und sogleich ein Paar Eydotter mit einem Eßlöffel voll gemeinen Syrups zu vermischen, und hiervon den schreienden Kindern beständig etwas Weniges in den Mund zu geben, welches sie

für sich allein, oder mit Zwiebackwasser gemengt, sehr begierig genossen. Hierauf ging einige wenige Tage hinter einander eine erstaunende Menge dicken sauren Unraths ab, wodurch der Leib sich senkte, die Säure, der große Hunger, der geschwinde Puls, und das Athemholen ꝛc. abnahmen. Mit einem Worte, Alles lief so gut ab, daß die alte Kinderwärterin, und die Frauen im Dorfe, die mit der sogenannten kraftlosen Nahrung für solche hungrige Kinder sehr unzufrieden waren, nicht wenig betroffen darüber wurden. Kein Wunder!

Diese Kinder wuchsen so gut, daß sie noch itzt recht gesund und stark sind.

Ich kann diesen kleinen Aufsatz, der vielleicht geschickt ist, Andere anzufeuern, um sich um den Preis zu bewerben, nicht schließen, ohne die Versicherung beyzufügen, daß unendlich mehr Kinder durch zu viele und schädliche Nahrung, als durch die große Pest der Kinderblattern hingerafft werden.

Dieses war ohnfehlbar auch die Ursache, wodurch die berühmten Academisten zu Bourdeaux angetrieben wurden, die menschenfreundliche Frage, die ich am Eingange dieses Aufsatzes anführte, unter Anbietung eines so ansehnlichen Preises, aufzugeben, und sie in dem Angesichte von ganz Europa für das Jahr 1785 zu wiederholen.

Siebenzehente Abhandlung.

Etwas über erbliche oder angeborne Krankheiten und Gebrechen.

Man nennt erbliche, oder besser, angeborne Krankheiten oder Gebrechen solche, welche die Kinder, auf eine sichtbare oder unsichtbare Weise, aus Mutterleibe mit auf die Welt bringen.

Von den sichtbaren können einige, als Wasserkopf, Bauchwassersucht, Spaltung des Rückgrades, Hasenscharte, Klumpfüße, Brüche (Herniae), Hinken, verschiedene Arten von Geschwülsten, Hautflecken, u. s. w. durch die Hand des Wundarztes und Arztes, ganz oder zum Theil, verbessert werden; doch bey den meisten läßt sich keine wesentliche Veränderung bewirken.

Einige davon entstehen unstreitig aus einer gelinden, anhaltend drückenden Ursache, die in- oder ausserhalb der Gebärmutter Statt findet. Wenigstens sieht man die meisten Klumpfüße bey Knaben, weniger bey Mädchen, und zwar bey solchen Kindern, die bey ihrer Geburt sehr stark, und zwanzig bis zwey und zwanzig Zoll lang sind *). Andere

*) Mit unserm Professor J. Bon habe ich eine wohlgebildete Frau gekannt, die viele wohlgebildete Kinder hatte, in der letzten Schwangerschaft aber einen starken Blutfluß bekam, und einige Monate darauf von einer Tochter, welcher die Därme

scheinen durchaus von einer besondern Beschaffenheit der festen Theile oder der Gefäße von Seiten des Va-

zum Leibe heraus hingen, entbunden wurde. Nach einiger Zeit bemerkten wir, daß das Kind eine Sackwassersucht des Eyerstocks hatte, welches auch durch die Leichenöffnung bestätigt wurde. Der Druck, den diese Geschwulst verursachte, ist wahrscheinlich die Ursache des Blutflusses gewesen. Der gedachte Professor, mein fast funfzigjähriger Freund, besitzt unter andern eine kleine, einen Zoll lange Frucht, deren Hinterkopf zwischen zwey Buckeln in der Nachgeburt eingeklemmt ist, und die eine abscheuliche doppelte Hasenscharte hat. Wer die eigentliche Ursache solcher Erscheinungen wissen will, der muß sich an solche Männer wenden, die von allen natürlichen, und auch widernatürlichen Begebenheiten Rechenschaft geben können.

Um jedoch zu zeigen, was eine beschränkte oder zusammengedrängte Lage zuweilen für Unordnungen in der Bildung des thierischen Körpers (der Pflanzen nicht zu gedenken) hervor zu bringen vermag: so kann ich, auf wiederholte Beobachtungen gestützt, versichern, daß, wenn ein, durch einen Hahn befruchtetes Hühnerey, welches sieben Loth oder noch mehr wiegt, und zwey Dotter oder zwey vollkommene Eyer enthält, und nach der Bebrütung zwey Hühnchen faßt, die letztern, aus Mangel an Raum, zusammenwachsen, aber nur selten lebendig aus der Schale kommen.

Ich habe zwey solche lebendige Hühnchen gesehen, wovon das eine gleichsam mit dem Körper des andern zusammengeschmolzen war, und die vier Pfoten hatten, wovon zwey mit ihren Zehen nach dem Kopfe, zwey aber nach dem Schwanze zu standen. Der große Camper, der ein Werk über die Monstrositäten geschrieben, welches noch nicht an das Licht gekommen ist, und wovon er mir die Kupfertafeln bereits vor vielen Jahren geschenkt hat, bezeigte mir über diese und ähnliche Beobachtungen sein Vergnügen.

ters oder der Mutter, oder auch auf beyden Seiten zugleich, welche der Frucht mitgetheilt wird, abzuhängen. Unter vielen andern will ich nur wenige Beweise davon beybringen.

Ich kenne eine hinkende Mutter, die sieben Kinder, Knaben und Mädchen hat, wovon fünf in der Gesichtsbildung der Mutter gleichen, und auch alle fünf mehr oder weniger hinken; die zwey andern aber, deren Augen, Haar und Angesicht dem Vater gleichen, hinken nicht.

Ein Mann, der einen angebornen Darmbruch hatte, zeugte fünf Kinder, wovon zwey Knaben und ein Mädchen, die dem Vater ähnlich waren, alle drey Brüche hatten; ein Knabe und ein Mädchen, die in Augen, Haar und Gesicht ꝛc. der Mutter ähnlich waren, wußten nichts davon. Eine schielende Mutter, und zwey ihr gleichende Töchter, sind schielend geboren.

Ich könnte eine Menge ähnlicher Fälle, oder die nur andere Gebrechen betreffen, anführen: allein, da sie so allgemein sind, und jedem aufmerksamen Manne in die Augen fallen, so übergehe ich sie.

Indessen kommt es mir etwas sonderbar vor, daß manche Gelehrte die erblichen oder angebornen Krankheiten ganz, oder zum Theil leugnen. Wo jedoch, meines Erachtens, so viel Thatsachen sprechen, bedarf es keiner Worte. Jeder sieht wenigstens aus den angeführten Beyspielen, daß diese äusserlichen Gebrechen nicht durch eine vermeintliche ansteckende Feuchtigkeit, sondern durch eine eigenartige Beschaf-

fenheit der Gefäße, oder der festen Theile, von dem Vater oder der Mutter auf die Kinder wesentlich fortgepflanzt werden können, und wirklich fortgepflanzt werden. Und, da äusserliche Zeichen und Gleichheiten in Ansehung des Gesichts, der Augen, der Nase, der Haare ꝛc. bey vielen Kindern oft so vollkommen mit ihren Aeltern übereinstimmen, warum sollten wir nicht muthmaßen dürfen, daß diese äusserliche Uebereinstimmung auch bey innern Theilen, Eingeweiden, Gefäßen, Drüsen, u. s. w. Statt finde? Und daß folglich Stärke, Schwäche, Krankheiten, Gebrechen ꝛc. der Kinder, ja selbst ihre Geistesfähigkeiten mehrentheils davon abhängen können?

Verständige Hausväter und Hausmütter beobachten das Nämliche bey ihrem Vieh, und lassen es nicht zu, daß das schwache, gebrechliche oder unbrauchbare sich fortpflanze. Das Nämliche thut man bey dem Geflügel. Schwarze Hühner legen die meisten und größten Eyer. Das weisseste Vieh scheint gemeiniglich das schwächste zu seyn.

Haben diese meine Muthmaßungen (wie ich Ursache habe zu glauben,) einigen Grund, nämlich, daß Kinder, sowohl in Ansehung des Baues ihrer Eingeweide, als auch in Ansehung äusserlicher physiognomischer Aehnlichkeiten und Manieren, mit dem Baue des Vaters oder der Mutter so oft übereinkommen: so bin ich der Meinung, daß man die erblichen oder angebornen Krankheiten nicht in den Flüssigkeiten (wie, meines Bedünkens, zu häufig geschieht), sondern in den festen Theilen, besonders in den Saug-

adern, ſuchen und finden muß; wiewohl es wahr und ſehr natürlich iſt, daß die fehlerhafte Beſchaffenheit der Gefäße und Drüſen macht, daß die flüſſigen Theile ebenfalls eine fehlerhafte Beſchaffenheit annehmen; wobey ein vernünftiger Arzt es ſich nicht ſowohl muß angelegen ſeyn laſſen, die Säfte zu verbeſſern, als die Gefäße zu ſtärken, oder vielmehr, beydes zugleich zu bewirken.

Eine vieljährige Aufmerkſamkeit veranlaßte mich oft bey ſkrophulöſen Krankheiten, bey Flechten, Ausſprung, Drüſengeſchwülſten, u. ſ. w., daß ich meinen Blick von den Kindern auf die Aeltern richtete, und den Vater oder die Mutter, die den Kindern am ähnlichſten waren, fragte: Ob ſie in ihrer Jugend, oder auch noch, mit dergleichen Uebeln behaftet geweſen ſeyen? Und ich habe mich ſelten betrogen. Hellblaue, große, weite Augen, ſchwärende Augenlieder, u. ſ. w. ja noch kleinere Dinge, lehren oft etwas Großes.

Ich habe oben geſagt, daß eine hinkende Mutter ſieben Kinder gebahr, wovon fünf hinken. Ein alter Herr, der einen gewaltig ſtinkenden Athem hatte, und der ſeit mehr als dreyßig Jahren ſehr viel ſtinkendes Eiter auswarf, zeugte, während dieſer Zufälle, drey Söhne und vier Töchter, wovon die ſechs jüngſten, alle in einem Alter von dreyßig Jahren, an der Lungenſchwindſucht geſtorben ſind. Dieſe waren ſchöne, blühende Menſchen, bey denen man öfters eine ſchwache Lunge findet. Die älteſte Tochter aber, die mehr der Mutter gleicht, und nicht ſo

wohlgebildet ist, ist gegenwärtig über sechzig Jahre alt.

Mehrere Fälle, die eben so auffallend, ja noch auffallender sind, übergehe ich der Kürze wegen.

Einige halten die Skrophelkrankheit und die Auszehrung für zwey ansteckende Krankheiten, die von einem Körper auf einen andern, der ganz frey davon und gesund wäre, übergehen könnte. Ich bin ganz und gar nicht dieser Meynung, wie ich schon anderswo bewiesen habe *t*), welches ich hier nicht zu wiederholen brauche. Indessen sind es zwey Krankheiten, die sich nur gar zu oft zu einander gesellen. Und ich sehe die Knoten und Eitersäcke in der Lunge als skrophulöse Geschwülste an, und glaube, daß viele sogenannte ansteckende und angeborne Krankheiten nicht genug und gehörig von einander unterschieden werden. Auf das Verschwinden oder Abnehmen der Skrophel- oder Drüsenkrankheiten folgt zuweilen die Auszehrung; und durch die Erscheinung und Vereiterung der ersten wird die letzte nicht selten beträchtlich gemildert, ja wohl gar scheinbar geheilt. Beyde entstehen auch aus unserer eigenen Natur. Dieses ist aber bey den ansteckenden Krankheiten nicht der Fall, indem sie durch etwas Fremdes aus einem Körper in den andern fortgepflanzt werden. Und in dieser Rücksicht, und in einem allgemeinen Sinne, kann

t) In meiner Genees- en Heelkundige Waarneemingen, Art. 16. Seite 31. Zweyte Ausgabe.

man die ansteckenden Krankheiten wohl erblich, aber keinesweges angeboren nennen. Wenn ich mich daher des Wortes erblich bediene, so muß man voraussetzen, daß ich es in dem letztern Sinne gebraucht habe.

In dem angeführten Aufsatze (in den Geneeskundige Waarneeming.) glaube ich aus unserer Hospitalpraxis genugthuend erwiesen zu haben, daß die faule Ausdünstung auszehrender Personen zwar zugleich auch gesunde Menschen krank machen kann, aber deswegen nicht, wie man wähnt, die Auszehrung selbst hervorbringt. Die faulen Ausdünstungen aller andern gemeiner Krankheiten können gleichfalls viele gesunde Menschen krank machen, werden aber deswegen nicht ansteckende Krankheiten genannt. Ansteckende Krankheiten entstehen schnell; erbliche Krankheiten langsam, und oft erst nach vielen Jahren.

Indessen führt der berühmte van Swieten, ausser mehreren andern, aus C. Benedictus ein wunderbares Beyspiel von Ansteckung durch eine an der Auszehrung kranke Frau an *u*); ein Beyspiel, worauf sich Quarin, und vielleicht auch andere, berufet, um dadurch das Ansteckende der auszehrenden Krankheiten zu beweisen, und das doch Vielen nicht sehr glaubwürdig vorkommen wird. Er sagt: „Als eine, an der Auszehrung sterbende Frau ihren „letzten Kuß auf das Kinn ihres Mannes gedrückt

u) Tom. IV. pag. 72.

„harte, blieb diese Stelle hernach kahl, obgleich um „sie herum Alles mit einem dichten Barte besetzt war.“ Dieses Beyspiel beweiset zu viel, und folglich nichts; wenigstens wird nicht gesagt, daß der Mann in die Auszehrung fiel.

Meine Meinung ist also diese: daß ein großer Theil auszehrender Krankheiten, obschon nicht alle, angeboren, erblich, aber keinesweges ansteckend sind.

Man hat mehrmals eine Frage, die in der Praxis von einigem Interesse zu seyn scheint, und einer Erörterung werth ist, aufgeworfen. Man hat nämlich gefragt: Wie es möglich sey, daß angeborne Krankheiten, Gries, Stein, Podagra, u. s. w. manchmal erst dreyßig, vierzig ꝛc. Jahre nach der Geburt zum Ausbruch kommen? Aber, gesetzt auch, daß die Art und Weise, wie dieses zugeht, nicht vollkommen erklärbar ist (und wie Vieles ist noch zu erklären!), so kann man doch die vielen Beyspiele und Thatsachen, die man davon hat, nicht leugnen.

Manche, doch nicht alle Kinder, die von einem aussätzigen Vater oder Mutter gezeugt worden, werden, zufolge der treuen Beobachtungen eines Schilling *v*), und vieler Andern, oft erst nach vielen Jahren aussätzig. Und daß der Aussatz ebenfalls angeboren, keinesweges ansteckend sey, hat der gelehrte und scharfsinnige Velingius *w*) so deutlich

v) Schilling de Lepra.

w) Velingius in seinen Mengelschriften (vermischten Schriften), im ersten, vorzüglich aber im zweiten Bande.

und gründlich dargethan, daß, in meinen Augen, die Sache völlig entschieden ist *).

Wir kehren wieder zu unserm Gegenstand zurück. Bey kleinen Kindern sind die Nieren oft in kleine Stücke oder Lappen getheilt, die sich in der Folge vereinigen, und ein Ganzes ausmachen. Bey Erwachsenen, denen der Stein geschnitten worden, und die daran gestorben sind, findet man diese Abtheilung der Nieren nicht selten wieder, so daß zu vermuthen ist, daß sie vorher ein Ganzes ausmachten. Diese Abtheilung scheint bey einigen sehr bejahrten Men-

*) Nach dem Mosaischen Polizeygesetze war derjenige, welcher einen Aussätzigen, oder etwas, worauf er gesessen hatte, anrührte, unrein. Allein diese vorbildliche oder sinnbildliche Unreinigkeit, die eine höhere Bedeutung hatte, bestand keineswegs darin, daß der, welcher einen Aussätzigen anrührte, auch aussätzig wurde. Wer einen Todten anrührte, war gleichfalls, aber nur gesetzlich, nicht körperlich, unrein. Und was Einige von dem Ansteckenden der Aussätzigen in Syrien, Palästina und Südamerika fortfahren zu sagen, beruht auf den nämlichen hypothetischen Meinungen, die wir von der Ansteckung unserer Europäischen Drüsenzehrung hegen. Don Ulloa sagt, daß die Aussätzigen zu Carthagena sich mit einander verheirathen, und daß dadurch diese Krankheit immer fortgepflanzt und unterhalten wird. — Also, nicht durch äusserliche Ansteckung, sondern durch Fortpflanzung vermittelst der Zeugung. Hippokrates behauptet, dieses auch von der sogenannten Elephantenkrankheit (Elephantiasis). —

Irre ich nicht, so spricht man gegenwärtig zu viel, und ohne Grund von ansteckenden Krankheiten, und fast nie, oder nicht gehörig, von den mannichfaltigen angebornen Krankheiten. Daher — — doch — —

schen gar nicht, bey andern mehr oder weniger, früher oder später, Statt zu finden, und bringt wahrscheinlich in der Absonderung des Urins in den Nieren einige Veränderung oder Ursache zum Gries oder Stein hervor. Und wäre dieses auch ganz ohne Grund, so lehrt doch eine traurige Erfahrung nur allzusehr, daß gerade Kinder und bejahrte Männer von Stein und Gries am meisten geplagt werden.

Sollte diese, oder eine andere ähnliche, besondere Beschaffenheit der Nieren, Gefäße und Drüsen, nicht eben so gut von den Aeltern auf die Kinder fortgeerbt werden können, als die übereinkommenden blauen, braunen Augen, die spitzige, stumpfe Nase, u. s. w.? Wenn dieses so ist, so erben die Kinder von den Aeltern keinesweges eine materielle Ursache zu Stein, Gries oder Podagra, nein! sondern ein eigenthümlich beschaffenes Gefäß- und Drüsensystem, welches sie durch die Veränderungen, die Zeit und Alter hervorbringen, dafür besonders empfänglich macht.

Ich hoffe doch, daß die hartnäckigsten Leugner der Erbkrankheiten die so häufige Uebereinstimmung der Physiognomie der Kinder mit der des Vaters oder der Mutter nicht ableugnen können oder dürfen. Aber auch dieses ist, wie mich dünkt, ein neuer Beweis, daß die erste oder wahre Ursache des Steins, des Grieses, des Podagra, des Aussatzes, u. s. w. nicht in den Säften, sondern in den festen Theilen oder den Gefäßen, so wie bey andern Erbkrankheiten, ihren Sitz hat.

Was kann man nun von sogenannten specifischen Arzneymitteln erwarten, die so oft, und mit so viel Aufhebens, angewendet werden, um die Säfte zu verbessern, ohne daß man die Gefäße, wodurch sie bearbeitet werden, geschickt dazu macht? Aber auch das letztere übersteigt gemeiniglich die Kräfte des Menschen, und ist zugleich sehr beschimpfend für solche Aerzte, welche wähnen, Stein, Gries, Podagra, u. s. w. heilen zu können, und in dieser Absicht auch immer nach neuen Mitteln haschen. Doch, ich schreibe nicht für solche Gelehrte, sondern für Unerfahrne.

Vielleicht fragt man: Wenn äusserliche oder innerliche angeborne Uebel ihren Ursprung bloß von einem besondern Drucke oder Klemmung der Frucht in der Gebärmutter nehmen, oder einem mitgetheilten, angeerbten Gefäß- und Drüsensystem, das von den Aeltern auf die Kindern übergegangen ist, ohne daß die ernährenden Flüssigkeiten Theil daran haben, zuzuschreiben sind, wie kommt es denn, daß (wie man wenigstens annimmt) oft Kinder mit der venerischen Krankheit geboren werden? Und dieses ist doch eine Sache, wovon so oft gesprochen wird, und vor der auch wohl Manche sich fürchten.

Ich will Andern ihre Erfahrungen im geringsten nicht absprechen; allein ich muß versichern, daß ich in einer Reihe von funfzig Jahren, nebst den Erfahrensten meiner Mitbrüder, so ziemlich viel gesehen habe, und doch hier das Nämliche, das ich anders-

wo bereits vor dreyssig Jahren, und noch unlängst in einer andern Abhandlung sagte, wiederhole, nämlich: Daß ich nie ein Kind, von der Geburt an bis zum zwölften oder vierzehnten Jahre, gesehen habe, an welchem sich die wahren Merkmale einer angebornen, oder auf andere Weise entstandenen ansteckenden venerischen Krankheit gezeigt hätten *).

Ich habe oft venerische Männer und Weiber mit heftigen nächtlichen Schmerzen, Knochengeschwülsten, offenen Hautgeschwüren, als ob sie von Mäusen gebissen wären, gesehen, die, indem sie an diesen Zufällen litten, vollkommen gesunde Kinder zeugten,

*) Siehe meine Aanmerkingen op van Swieten's Legerziekten; ingleichen meine Genees- en Heelkundige Waarneemingen, Art. 27. Seite 51. zweyte Ausgabe, wo ich dieses weiter ausgeführt habe.

So wenig als ich venerische Kinder gesehen habe, eben so wenig ist mir der wahre Krebs bey ihnen vorgekommen. Und doch sprechen Männer von Namen von beyden Krankheiten als von solchen, die bey Kindern sehr gemein wären. Indessen haben mich deutliche Beweise überzeugt, daß skrophulöse Uebel nur allzuoft für venerische und Krebsgeschwüre gehalten, und als solche behandelt werden; und bessern sich dieselben oder heilen sie bald nach dem Gebrauche eines gelinden Queckſilbermittels, wie es nicht selten der Fall ist, so sieht man dieses fälschlich als einen sichern Beweis von angebornem venerischen Gifte an. Und was den Krebs betrifft, so kommt er selten vor dem dreyssigsten Jahre, und niemals vor der Mannbarkeit zum Vorschein. Seit drey Jahren habe ich dreyzehen Frauen mit verborgenem oder offenem Brustkrebse gesehen, wovon sich neun in der linken, und vier in der rechten Brust befanden. Das Warum? weiß ich nicht.

welche ebenfalls gesund in das Alter der Mannbarkeit traten. Mir ist keine ansteckende Krankheit bekannt, die gemeiner wäre, als die Krätze; und ich habe die krätzigsten Mütter die gesundesten Kinder zeugen sehen, die zwar bald die Krätze bekamen, aber nur durch die äusserliche Ansteckung.

Die berühmtesten Schriftsteller über die venerische Krankheit, Hunter, Girtanner ꝛc. behaupten und beweisen zum Theil, daß das Venusgift keinesweges im Blute, oder in der Milch, in dem Saamen, dem Speichel, dem Schweiße seinen Sitz habe, sondern allein in den Lymphgefäßen. Girtanner, der viele venerische Kinder in Frankreich gesehen haben will, und der solche Zeichen und Zufälle davon angiebt, wie ich sie selbst mehrmals bey skrophulösen Kindern, die durchaus nicht venerisch waren, angetroffen habe, behauptet jedoch, sie seyen auf keine Weise in dem Schooße der Mutter, sondern bey ihrem Durchgange in der Geburt angesteckt worden. Aber auch dieses kann, meines Erachtens, nur alsdenn Statt finden, wenn gerade zu der Zeit und bey dem Durchgange durch die Geburtstheile der Mutter hautlose Stellen, eiternde Geschwüre, u. s. w. in demselben vorhanden sind, woraus die ansteckende Materie in die offene zarte Haut des Kindes dringen kann.

Doch es ist hier nicht der Ort, daß ich mich weiter auf diese Sache einlasse. Das Gesagte soll allein dazu dienen, um zu zeigen, daß die venerische Krankheit keine erbliche oder angeborne, sondern eine

ansteckende Krankheit sey, und daß die erste ihren Sitz in den festen Theilen, die andere aber in den Säften habe.

Camper, Blumenbach, und Andere, glauben in den Knochen des Kopfes fast aller bekannten Nationen einen so wesentlichen und merkbaren Unterschied gefunden zu haben, daß man die lebenden Subjekte daran erkennen, und dadurch unterscheiden könne. Ohnfehlbar wird dieses mit den übrigen festen Theilen des Körpers ebenfalls der Fall seyn. Daher auch so viele fremde, von den unsrigen abweichende Krankheiten und Gebrechen, die vom Boden, von der Luft und der Nahrung abhängen, und wesentlich angeboren sind. Arabien, Syrien, Palästina, sind von Alters her als das Vaterland des Aussatzes (melaatschheid) bekannt. Und mir ist es wahrscheinlich, daß diese Krankheit erst nach den Kreuzzügen aus jenen Ländern nach Europa übergebracht, nach und nach gelinder geworden, und sich in unsere so bekannte Drüsenkrankheit (Skropheln) verwandelt hat. Wenigstens scheint er in dem wärmsten Theile von Europa, in Italien, Spanien, Frankreich ꝛc. am meisten und längsten, aber nicht so sehr in Schweden, geherrscht zu haben.

Von der Englischen Krankheit, die durch den verderblichen Mißbrauch des warmen Thee- und Kaffeegetränks entstanden, und noch nicht zweyhundert Jahre alt ist, brauche ich nicht zu beweisen, daß sie von den Aeltern auf die Kinder fortgepflanzt wird,

und erst im zweyten oder dritten Jahre zum Ausbruch kommt.

N. Tulp x) sagt: Ein Krebsgeschwür und entzündete Augen sind ansteckend. Daß der Krebs eine ansteckende Krankheit sey, wird von Einigen angenommen, doch, so viel ich sehe, ohne Grund. Daß er, wie Andere glauben, eine angeborne Krankheit seyn sollte, ist ebenfalls sehr dunkel. Es ist wohl wahr, man hört erzählen, daß mehreren Menschen in der nämlichen Familie der Krebs soll geschnitten worden seyn: allein, da unter den sechs oder mehreren dieser sogenannten Krebskranken vermuthlich kein einziger gewesen ist, der dieses Uebel wirklich gehabt hat: so sieht man, daß man sich auf solche Erzählungen gar nicht verlassen darf.

Unter den äusserlichen angebornen Uebeln sind viele, als Haasenscharte, Klumpfüße ꝛc. die durch die viel vermögende Wundarzneykunst verbessert oder ganz weggenommen werden können (wie wir bereits oben erinnert haben): allein wer kann dieses bey innerlichen Unordnungen, und zwar mit Arzneymitteln, thun? Man sieht unter andern täglich, daß Kinder, die von einem gelben leberkranken Vater oder Mutter gezeugt sind, aller gebrauchten Arzneyen ungeachtet, früher oder später von den nämlichen Zufällen befallen werden. Und da tagtäglich viele ansteckende Krankheiten geheilt werden, und man dieses leider! von dem Krebse und von vielen angebor-

x) In seinen Geneeskundige Vermaaningen, Artik. X. Seite 523.

nen Krankheiten nicht sagen kann: so scheint es, daß der Krebs vielmehr zu den angebornen, als zu den ansteckenden Krankheiten, gehört, die jedoch erst in vielen Jahren, und nachdem die Mannbarkeit eingetreten ist, zum Ausbruch kommen. Ich habe Kinder an scirrhösen, ja an den Brüsten solcher Frauen, welche mit dem offenen Krebse behaftet waren, mit Wehmuth säugen gesehen, jedoch zu meiner Freude erlebt, daß sie in ihrer Jugend von diesem Uebel verschont blieben.

So lange es unverbesserliche Gebrechen in der Gottesgelehrsamkeit, und nicht zu enträthselnde Fälle in der Rechtsgelehrsamkeit geben wird, wird es auch in der Arzneykunst unheilbare und unerklärbare Krankheiten geben.

Daß die Kinderblattern eine ansteckende Krankheit seyen, die weder aus unserer Natur, noch aus der Luft entsteht, ist gewiß: allein das scheint mir nicht ganz zweifelhaft zu seyn, daß sie in einigen Körpern eine Umstimmung in den festen Theilen, und eine Geneigtheit zurücklassen, die dem Angebornen ähnlich ist. Wenigstens sehen wir zuweilen, daß Aeltern, die stark die Pocken gehabt haben, Kinder hervorbringen, die ebenfalls sehr von dieser Krankheit mitgenommen werden, und umgekehrt. Und wenn, z. B. der Vater schwer, und die Mutter leicht gepockt hat, so verhält sich dieses oft bey den Kindern, die in der Physiognomie einem der Aeltern am meisten gleichen, eben so; und dieses gilt sowohl von Knaben, als von Mädchen. Impfärzte, die dieses

nicht wissen, betrügen sich nur zu oft in ihrer günstigen Vorhersagung, obwohl die Einimpfung allezeit den Vorzug verdient.

Verschiedene berühmte Männer haben sich eifrig bemüht, zu zeigen, wie es mit der Befruchtung und Bildung bey Menschen und Thieren zugeht, und man hat verschiedene Theorien darüber ersonnen, die bis jetzt noch nichts entschieden haben; und ohnerachtet dieses nichts, als Hypothesen sind, haben doch Andere getrachtet darzuthun, wie äusserliche und innerliche Mißbildungen, angeborne Krankheiten und Gebrechen entstehen können. Man hat in dieser Absicht seine Zuflucht zu dem Saamen beyder Geschlechter, zu dem Keime (Germen) ꝛc. genommen, und zu zeigen gesucht, warum das eine Kind ein Knabe, das andere ein Mädchen ist; warum das eine mehr dem Vater, das andere mehr der Mutter gleicht, u. s. w. Männer, die ihre tägliche Berufsarbeit und zugleich die Schwachheit haben, in diese gewagten Aussichten in die Ewigkeit (um einen Ausdruck von Lavater zu entlehnen) zu schauen, bringen sich um viel Zeit. Und wenn auch diese Sache zur höchsten Gewißheit gebracht würde, so sehe ich noch nicht ein, was für einen Vortheil die Natur- und Heilkunde davon haben sollte.

Ob ich mich nun aber gleich in dieser Abhandlung bemüht habe, mich für jedermann kurz und deutlich auszudrücken, und meinen Vortrag durch die nöthigen Beweise zu unterstützen, so glaube ich doch, daß

noch viel Dunkelheit übrig bleibet; daß ich aber deſſen ungeachtet ganz getroſt folgende mediciniſche Folgerungen daraus herleiten kann.

I. Daß äuſſerliche oder innerliche angeborne Gebrechen und Mißſtaltungen ꝛc. keinesweges abhängen von Schrecken, andern Leidenſchaften, oder von der Wirkung einer feurigen Einbildungskraft der Mutter auf die Frucht, ſondern von verborgenen natürlichen und mechaniſchen Urſachen, wovon uns die Art und Weiſe unbekannt iſt. Salomon ſagt: „Wir „wiſſen den Weg des Windes nicht, und wie die „Gebeine in Mutterleibe bereitet werden *).“ An einer andern Stelle: „Wo viel Weisheit iſt, da iſt „viel Grämens †).“

II. Daß die angebornen äuſſerlichen Uebel drükkenden Urſachen auf die Gebärmutter oder in derſelben zugeſchrieben werden müſſen, und ſich ſogleich bey der Geburt der Kinder offenbaren.

III. Daß innerliche angeborne Gebrechen oft in der zarten Jugend zum Ausbruch kommen, andere aber erſt nach vielen Jahren ſich entwickeln.

IV. Daß gemeine Erbkrankheiten, die in der erſten Jugend oft ſehr arg ſind, zur Zeit der Mannbarkeit ſich oft verändern, vermindern, ja, dem Scheine nach, völlig heilen, im Alter aber, jedoch in einer andern Geſtalt, ſich wieder einfinden:

*) Pred. Sal. 11, 5. (nach Luther's Ueberſ.)
Anm. d. Ueberſ.

†) Pred. Sal. 1, 18. (nach derſ. Ueberſ.)
Anm. d. Ueberſ.

V. Daß angeborne Krankheiten von ansteckenden deswegen ganz vorzüglich unterschieden werden müssen, und damit nicht verwechselt werden dürfen, weil die erstern, als Drüsenzehrung (skrophulöse Auszehrung), Stein, Gries, Podagra, Aussatz, u. s. w. niemals ansteckend sind, und die letztern, so viel mir wenigstens bekannt ist, nicht angeboren werden.

VI. Daß alle ansteckende Krankheiten, Pest, Kinderblattern, Krätze, der Biß von tollen Hunden, venerische Krankheiten, u. s. w. in wenig Tagen, Wochen, oder längstens in wenigen Monaten durchgängig zum Vorschein kommen.

VII. Daß sehr wahrscheinlich gegen ansteckende Krankheiten sichere Heilmittel können und werden ausgefunden werden, so wie dieses bereits in Ansehung der venerischen Krankheit und der Krätze geschehen ist.

VIII. Daß, von allen Zeiten her, einige Aerzte, ohne den Grund des Uebels zu kennen, sich immer vergebens bemüht haben, und noch bemühen, angeborne innerliche Gebrechen der festen Theile durch Arzneymittel umzuschaffen, oder wenigstens zu verbessern. Allein wer von ihnen hat je ein angebornes häßliches Gesicht in ein schönes verwandelt? — Hier gilt keine Ausnahme.

IX. Daß man folglich bey angebornen innerlichen Erbkrankheiten seinen Kranken nicht zu viel versprechen muß. Denn, ob man gleich ihre Krankheit, in Rücksicht auf die zufällige Verderbniß oder Ausartung der Säfte, zuweilen, oder vielmehr oft,

sehr erträglich machen, und scheinbar heilen kann: so bleibet doch fast immer eine unheilbare Störung in der Mechanik des Gefäß- und Drüsensystems zurück.

X. Daß (wofern ich mich nicht in einem großen Irrthum befinde) die venerische Krankheit keine angeborne, sondern eine unreine ansteckende Krankheit sey, die noch heut zu Tage, wie vor dreyhundert Jahren, als eine, die Menschheit vernichtende Pest betrachtet, und mit Arzneyen, die gräßlicher, als die Krankheit selbst, sind, behandelt wird. Daß ich aber in meinem ganzen Leben, das ist, in einer Reihe von sieben und siebzig Jahren *), nur Einen an vernachlässigten Geschwüren im Halse, die das Schlingen verhinderten, habe sterben sehen. Alle übrige sahe ich leichter, als von einem heutzutage gewöhnlichen Winterfieber genesen.

Ich könnte diesen medicinischen Folgerungen noch mehrere und interessantere in der Kürze beyfügen: allein ich fürchte, sie würden vielleicht in unserm Zeitalter als geringfügig angesehen werden.

*) Der Verfasser ist der leidenden Menschheit im drey und achtzigsten Jahre seines Lebens entzogen worden. Siehe die Vorrede des Uebersetzers zum ersten Bande.

Achtzehente Abhandlung.

Physische und mediciniſche Erklärung der Worte des heil. Johannes in ſeinem Evangelium Kap. 19, V. 34:

Sondern der Kriegsknechte einer öffnete ſeine Seite mit einem Speer, und alsbald ging Blut und Waſſer heraus.

Ueber den buchſtäblichen Sinn dieſer Worte ſind die Meinungen der Gelehrten zahlreich, aber auch getheilt genug. Einige ſehen das Auslaufen des Blutes und Waſſers aus der durchbohrten Seite des Weltheilandes als etwas Uebernatürliches, oder als ein Wunderwerk an. Andere halten es für etwas Natürliches, und ſind der Meinung, das Blut ſey aus dem durchbohrten Herzen und deſſen großen Blutgefäßen, und das Waſſer aus dem ſogenannten Herzbeutel, oder von der Feuchtigkeit hergekommen, die gewöhnlich in der Bruſt ausdünſte, und nach dem Tode ſich anhäufe. Doch, da die Bruſt oder der Herzbeutel eher, als das Herz und deſſen große Blutgefäße, durchſtochen werden mußte: ſo würde, gegen Johannes Worte, folgen, daß zuerſt Waſſer, und dann Blut, aus der Bruſt gefloſſen ſey.

Ich gebe sehr gern zu, daß vielleicht der Evangelist keine besondere Absicht dabey hatte, daß er das Blut eher, als das Wasser nannte, weil in dem ersten Briefe des nämlichen Johannes (Kap. 5, 6.*)) diese Stelle geistlich gedeutet, und wiederholentlich das Wasser vor dem Blute genannt wird, (Man sehe nur über diese Stelle die kurze, doch treffende Anmerkung unserer vortrefflichen Glossenschreiber †) nach). Ich will mich aber auf einen Augenblick lieber an die eigentlichen Worte des Evangelisten halten (ob dieses gleich nichts zur Sache thun kann), und bemerken, daß man bey frischen, gesunden und erst kürzlich gestorbenen Körpern niemals so viel Wasser in der Brust oder in dem Herzbeutel findet, als unser Evangelist scheint zu erkennen zu geben, daß aus der Seite des Herrn Jesus geflossen sey; weswegen ich glaube, daß andere natürliche Ursachen von dieser Erscheinung können und müssen angegeben werden.

Jedermann weiß, daß das, aus einer Ader gelassene Blut, wenn es in einem Gefäße stille steht, sich von selbst in zwey Theile scheidet, nämlich in einen geronnenen Blutklumpen, und in ein dünnes Wasser.

*) Die größere Hälfte dieses Verses lautet also: „Dieser „ists, der da kommt mit Wasser und Blut, Jesus Christus: „nicht mit Wasser allein, sondern mit Wasser und Blut."
Anm. d. Uebers.

†) Man hat eine holländische Bibel in Quart, die mit vielen Randglossen versehen ist. Anm. d. Uebers.

Wer gewohnt ist, todte Körper zu zergliedern, findet allezeit, daß die linke Herzkammer, und fast alle ihre Schlagadern, durch ihre größere zusammenziehende Kraft blutleer sind; indes die rechte Herzkammer und die große Hohlader, weil sie einen geringern Widerstand darbieten, ganz mit Blut angefüllt sind.

Hat dieses Blut in der rechten Herzkammer und in der Hohlader nach dem Tode kurze Zeit stille gestanden, so scheidet es sich eben so, wie in einem Gefäße ausserhalb des Körpers, in zwey Theile, nämlich in ein dünnes Wasser, und in einen dicker geronnenen Blutklumpen.

Ist nun vor dem Tode das Blut bereits entzündlicher oder gerinnbarer Art gewesen, so wie es vielleicht bey dem Herrn Jesus, nachdem er so viel bittere Leiden, solche grausame Geisselungen, und ein beständiges, unmenschliches Herumschleppen von einem Orte zu dem andern ausgestanden hatte, natürlich der Fall seyn konnte, dann wird diese Scheidung des Blutes nicht allein größer seyn, sondern auch geschwinder vor sich gehen; und besonders, wenn ein so schwerer, doch langsamer Martertod, wie dieser, der wenigstens sechs Stunden gedauert hat, dazu kommt.

Weil der Blutklumpen schwerer, als das Wasser, ist, so sondert er sich davon ab, und senket sich herab, indes das Wasser in die Höhe steigt. Wenn man nun, ohne daß die Leiche bewegt, oder das Blutwasser gefärbt wird, in die rechte Herzkammer

oder in die Hohlader eine geräumige Oeffnung macht (wie ich aus Joh. 20, 27. *) schließe, daß hier geschehen sey): so ist sehr natürlich, daß diejenige Feuchtigkeit, welche sich zunächst an der Oeffnung befindet, zuerst und sogleich auslaufen wird, es sey Blut oder Wasser, oder beydes zugleich, doch unterscheidbar. Ist aber ein Mensch oder ein Thier nicht völlig todt, oder schnell gestorben, und noch nicht so lange todt gewesen, daß das Blut Zeit gehabt hätte, sich in einen dickern Klumpen und in Wasser zu trennen, sondern es sind vielmehr diese Theile, durch die Wärme des Körpers, noch vollkommen mit einander vereinigt, dann fließet aus der gemachten Oeffnung kein Blut oder Wasser, sondern Blut allein.

Wenn also aus der durchbohrten Seite des Seligmachers (es ist gleichviel, welche Seite man annimmt, oder ob man es selbst von beyden behauptet) Blut und Wasser kam, so war dieses, meines Erachtens, ein Beweis, daß die rechte Herzkammer, oder wenigstens die große Hohlader (ohne daß ich die Stelle bestimme) verwundet und durchbohrt war.

So ist, glaube ich, das Ausfließen der beyden Substanzen, des Blutes und des Wassers, nicht nur ein einfacher, natürlicher und sehr kräftiger Beweis gewesen, daß der große Beglücker bereits wirklich gestorben, sondern auch, daß er schon so lange

*) Es heißt daselbst: Darnach spricht (Jesus) zu Thoma: Reiche deinen Finger her, und siehe meine Hände; und reiche deine Hand her, und lege sie in meine Seite.

Anm. d. Uebers.

todt gewesen war, daß das bereits vorher geronnene Blut Zeit genug gehabt hatte, sich in Blut und Wasser scheiden und absondern zu können.

Ich denke, es wird niemand hiergegen einwenden wollen, daß in sonst gesunden Körpern und in warmen Ländern das Blut nicht so geschwinde zu gerinnen pflege. Doch, da ich bereits zu erkennen gegeben habe, daß der Heiland, vom Anfange der Kreuzigung an, schon von des Morgens um neun Uhr an angefangen hat zu sterben, und daß dieses bis des Nachmittags um drey bis vier gedauert hat: so hat, wie mich dünkt, das Blut Zeit genug dazu gehabt. Und wahrscheinlich ist noch (mehr oder weniger) eine Stunde verflossen, ehe einer von den Kriegsknechten seine Seite durchstochen hat.

Hiezu kommt, daß zur Zeit der Kreuzigung von der sechsten bis zur neunten Stunde, und folglich mitten am Tage, eine gewaltige Finsterniß sich über das ganze Land verbreitet hat. Und, ist es wahr, daß bey einer Sonnenfinsterniß, die durch ihre Finsterniß nur einen Theil der Erde bedeckt, die Luft allezeit kühler wird, so wie Beobachtungen, die man zur Zeit einer Sonnenfinsterniß mit dem Thermometer angestellt hat, es lehren: so ist mehr als wahrscheinlich, daß durch die dicke Finsterniß, die beynahe drey Stunden währte, sich eine ungewöhnliche Kälte durch das ganze Land fühlbar gemacht hat, welche vermuthlich durch die übrigen hinzukommen-

den Umstände (siehe Matth. 27, 45. 51. *)) vermehrt wurde.

Endlich ist noch zu bemerken, daß die Gekreuzigten nackend an einem Pfahl, zwischen Himmel und Erde, und einige Fuß hoch über dem Erdboden, hingen.

Alle diese Umstände sind, wenn ich nicht irre, hinlängliche Gründe, wodurch sich die Zeit und die Möglichkeit der Gerinnung des Blutes beweisen lassen.

So stelle ich mir nun vor, daß man da, wo so deutliche und natürliche Erscheinungen sind, nicht nöthig hat, mit einigen großen Gottesgelehrten seine Zuflucht zu einem Wunderwerke zu nehmen; ingleichen, daß in diesem allgemeinen Phänomene zugleich ein vollkommener und kräftiger Beweis gegen solche starke, oder vielmehr schwache Geister liegt, die, vielleicht zu ihrem Unglück, sich einbilden, der Weltheiland könne so, daß er noch lebendig war, vom Kreuze genommen, und in die Grabstätte gelegt worden seyn.

Ich hoffe nicht, daß ich durch diese physische und logische Erklärung dem herrlichen Leiden des Herrn Jesus, als des Christus, dem ich allezeit meine An-

*) Der 45ste Vers lautet also: Und von der sechsten Stunde an ward eine Finsterniß über das ganze Land, bis zu der neunten Stunde. Der 51ste: Und siehe da, der Vorhang im Tempel zerriß in zwey Stück, von oben an bis unten aus.

Anm. d. Uebers.

betung zu beweisen wünsche, im geringsten Eintrag gethan habe. Ich will auch niemanden meine Meinung aufdringen, und ich werde der Erste seyn, der sie verändert, sobald man mich eines Bessern belehrt.

Neunzehente Abhandlung.

Nähere Erklärung jener Worte Joh. 19, 34. in einem Briefe an Herrn F. J. de Fremery, Professor und Prediger zu Herzogenbusch.

Sie erhalten hierbey den Auszug aus den Scripta medico-biblica von Eschenbach, Professor der Arzneykunde zu Rostock, betreffend die Durchstechung von Christus Seite, nach Joh. 19, 34. mit Danksagung zurück. Der Aufsatz ist mit viel Beurtheilung und Gelehrsamkeit, und in einer guten Ordnung abgefaßt, und enthält eine ausführliche Beantwortung der vier folgenden Fragen:

1. Ob die rechte oder linke Seite des Seligmachers ist durchbohrt worden?
2. An welcher Stelle die Seite verwundet wurde?
3. Ob sich die Verwundung bloß auf die äusserlichen Bedeckungen eingeschränkt, oder auch auf die innerlichen Theile erstreckt hat?
4. Endlich, wie es zuging, daß aus der gemachten Wunde Blut und Wasser floß?

Die Beantwortung der drey ersten Fragen enthält eine sehr genaue und gelehrte Untersuchung, die ganz das Gepräge der Wahrheit an sich trägt, und ist das Schönste, was ich jemals über diesen Gegenstand gelesen habe, wobey jedoch das Christenthum, und das mit Recht, nicht sehr interessirt ist. Ich bleibe also auch am liebsten bey seiner vierten Anwort stehen, worin er zu beweisen sucht, daß das Auslaufen von Blut und Wasser aus des Heilands Seite etwas Uebernatürliches oder ein Wunderwerk gewesen sey.

Vor ein und zwanzig Jahren habe ich über diesen Gegenstand eine kleine Abhandlung *y*) herausgegeben, worin ich aus physischen Gründen glaube dargethan zu haben, daß das Ausfließen des Wassers aus Christus Seite nach seinem Tode einen der stärksten Beweise für seinen Tod abgiebt. Seitdem haben mir, ausser Eschenbach, verschiedene Andere die nämlichen Einwendungen gegen meine Behauptung gemacht, und ich gestehe sehr gern, daß ich mir sie selbst in meiner Abhandlung hätte machen, und sie so beantworten sollen, wie ich es itzt, auf Ihr Ersuchen, zu thun für meine Pflicht halte.

Meine eben erwähnte Abhandlung, die ins Deutsche übersetzt worden, hat vielleicht dem Professor Eschenbach Gelegenheit gegeben, bey dem Wunderbaren zu beharren, und seine neuen Einwen-

y) Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappy der Weetenschappen, VI. Deel, 2de Stuk, Seite 923. fgg. Siehe auch die vorhergehende vier und zwanzigste Abhandlung.

dungen vorzubringen, um das Wunderthätige dadurch zu beweisen.

Nachdem er mit vernünftigen und sehr festen Gründen gezeigt hat, daß so viel Wasser, als der Evangelist scheint zu erkennen zu geben, daß aus des Heilands Seite geflossen sey, bey keinem gesunden Körper (dergleichen der des Herrn Jesus war, bey dem weder Sünde, noch Krankheit Statt finden konnte) weder aus der Brusthöhle, noch aus dem Herzbeutel, noch aus dem Herzen, noch aus dem Brustkanal (ductus thoracicus), noch aus irgend einem andern besondern natürlichen Kanal für Flüssigkeiten, kommen könne, schliesset er hieraus, daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Blut natürlich, das Wasser aber auf eine übernatürliche Weise aus dem aufsteigenden Stamme der Hohlader geflossen sey.

Das Wunderthätige oder Uebernatürliche dieses Blutes und Wassers, das aus dem nämlichen Gefäße kommt, beruht bey ihm auf folgender allgemeinen, jedoch unsichern Voraussetzung. Er sagt nämlich: „Die anatomische Erfahrung lehrt uns, daß „das Blut in den Adern bey allen Leichen, besonders „unmittelbar nach dem Tode, völlig flüssig, ohne „alle Verderbniß oder Zersetzung seiner Bestandtheile, „befunden wird.“ Hieraus leitet er gegen das, was ich, in Ansehung der Scheidung des Blutes und des Wassers in dem Herzen oder in der großen Hohlader, behauptet habe, die Folgerung her, daß in dem Umstande, daß kurz nach dem Tode des Herrn

Jesus aus dessen durchstochenen Seite Blut und Wasser lief, etwas Uebernatürliches zu suchen sey.

Meinen geringen Erfahrungen zufolge, auf welche allein meine Gedanken gegründet sind, scheidet sich das Wasser von dem dickern Theil des Blutes allezeit bey solchen Leichen, die nach einer kurzen Krankheit, oder sehr schnell gestorben, und bereits vollkommen kalt geworden sind. Nun aber habe ich, wie ich glaube, bereits vorhin mit verschiedenen Beweisen, die ich nicht zu wiederholen brauche, dargethan, daß der Leichnam des Herrn Jesus nackend, bey einer ungewöhnlichen Finsterniß, in der freyen Luft, einige Fuß hoch über dem Erdboden, und lange genug am Kreuzesholze gehangen hat, daß sich das Wasser von seinem Blute scheiden konnte. Man muß diese Beweise nachlesen.

Weil aber die meisten Menschen in einer mehr oder weniger horizontalen Lage sterben und kalt werden, so kann das Blutwasser nicht anders, als in einer kleinen Menge, sich in oder auf dem wagerechten dickern Theile des Blutes in den großen Gefäßen zeigen, welches bey den kleinern Gefäßen noch weit mehr der Fall ist.

So sehr oder so wenig aber auch dieses Wasser von dem Blute sich mag geschieden haben, so vermischt es sich doch sogleich wieder mehr oder weniger mit demselben, sobald die Leiche bewegt, entkleidet und gewaschen wird, und besonders, wenn hernach auf der Zergliederungstafel die vier und zwanzig Ribben durchgeschnitten werden, das Brustbein

weggenommen, und das Herz oder die Hohlader geöffnet wird. Und dieses ist, wie jeder leicht begreift, die wahre Ursache, daß man nach dem Tode bey einem geschüttelten oder viel bewegten Leichnam niemals reines Wasser auf dem Blute, in dem Herzen oder in den großen Adern findet.

Einige wenige Versuche können und werden dieses aufs deutlichste beweisen.

Man lasse zehn Unzen Blut in einem blutwarmen Gefäße gerinnen. Nach Verlauf von einigen Stunden wird man das Geronnene, mehr oder weniger, als sechs Unzen, schwer, mitten in vier Unzen Molken oder gelblichen Wassers finden. Man schüttele dieses Gefäß, oder stoße daran, oder bewege das Geronnene nur ein wenig mit dem Finger in dem Wasser, und die helle Molke wird sogleich blutroth, und nie wieder helle werden.

Man fülle eine blutwarme gläserne Röhre, die unterwärts geschlossen ist (z. B. ein langes reines Eau de la Reine Fläschchen, wovon man den Hals abgesprengt hat), mit warmem Blute, welches man nahe an der gut blutenden Ader aufgefangen hat; man verschließe hierauf die Oeffnung, und lasse dieses Blut, ohne es im geringsten zu schütteln, in einer horizontalen Lage langsam, aber völlig, kalt werden; und man wird finden, daß sich über und rund um das Blut, je nachdem es der Platz zuläßt, immer etwas Wasser sammelt. Hat man nun vorher mitten in diesem horizontalliegenden Glase eine geräumige Oeffnung gemacht, und dieselbe wieder ver-

schlossen, so wird, sobald man es aufmacht, daraus im Anfange kein Blut, und hernach Wasser, sondern beyde, Blut und Wasser, zugleich zum Vorschein kommen.

Wenn man aber diese bereits kalt gewordene Röhre ungeöffnet aus ihrer horizontalen in eine senkrechte Lage bringt, und nur etwas bewegt, um das Geronnene etwas sinken, und das Blutwasser steigen zu lassen, so wird das letzte allezeit mehr oder weniger von Blut gefärbt; und gießet man die Röhre aus, so folgt auf das blutfarbige Wasser ein geronnener bandartiger Klumpen.

Hängt man aber diese, mit warmen Blute gefüllte Röhre, ohne sie im geringsten zu schütteln, sogleich in einer senkrechten Stellung auf, und läßt es langsam kalt werden, so sinket der Klumpen, so viel Widerstand er auch an den Wänden des Glases finden mag, mehr oder weniger zu Boden, indes das Wasser gemeiniglich oben auf, aber auch einigermaßen rund herum, sich sammelt. Wollte man nun diese Röhre von unten öffnen, so würde, ohne Wunderwerk, zuerst Blut, hernach Wasser, heraus kommen.

Diese Versuche, die, wie ich anderswo umständlicher gezeigt habe, durch ein kleines Versehen mißlingen können, verdienen wiederholt zu werden, jedoch mit der Vorsicht, daß der Strahl des warmen Blutes mitten in das Glas, und so wenig wie möglich an den Wänden herunterlaufe.

Kälte von aussen, kalte Hände ꝛc. verhindern die Scheidung.

Wenn nun der Herr Jesus am Kreuze nicht horizontal lag, sondern, der allgemeinen Meinung nach, senkrecht hing, als man ihn mit einem Speer durchbohrte, so scheint das Auslaufen von Blut und Wasser sehr natürlich zu seyn, und es giebt, wie ich bereits erinnert habe, einen sehr starken Beweis ab, daß Er wahrhaftig gestorben ist. Und gerade dieses, ja! dieses allein, sollte meines Erachtens, vorzüglich daraus erhellen.

Vielleicht denket man: Die angeführten Versuche sind ausserhalb des Körpers in der freyen Luft angestellt worden, und können vielleicht, nach Eschenbach's Vorstellung, in den sogenannten luftleeren Adern, und nach dem Tode, nicht Statt haben.

Allein ich habe in einer andern Abhandlung, über die Entzündungs- oder Speckhaut des Blutes *), zugleich durch verschiedene Versuche dargethan, daß, je entfernter von der geöffneten Ader man das Blut auffängt, und jemehr es durch die Luft geht, desto langsamer es gerinnt, und desto weniger Wasser sich daraus absondert; daß im Gegentheil, je näher man es bey der Oeffnung auffängt, und je langsamer es erkaltet, desto mehr Wasser auf demselben zum Vorschein kommt. Die-

*) Siehe die Verhandel. van de Hollandsche Maatschappy der Weeteuschappen, XI. Deel, Seite 385. und die vorhergehende funfzehente Abhandlung.

ses Letztere findet bey den meisten Sterbenden oder Todten, wenn in dem Herzen oder der Hohlader einiger Platz übrig bleibet, Statt.

Wenn auch Christus, dessen gottverherrlichendes und menschenbeglückendes Leiden ich allezeit mit Anbetung zu verehren wünsche, am Kreuze aus den Wunden seiner Hände und Füße sehr viel Blut verloren hat, so wie die Meisten annehmen: so war, nach seinem Tode, desto mehr Platz in dem Herzen und der Hohlader, daß sich eine größere Menge Wasser darin sammeln konnte, indem eine starke Anfüllung von Blut in den Adern die Scheidung des Wassers verhindern kann, und, wie bekannt genug ist, aller Verlust von wirklichem Blute das Blutwasser vermehrt.

Ich kann aber, ausser mehreren andern, noch einen sehr starken Beweis gegen Eschenbach dafür anführen, daß das Blut in den Adern zugleich mit und unmittelbar nach dem Tode sich scheidet und lostrennt (obgleich dieses, nach der Beobachtung des großen Camper, niemals bey Erstickten, Ertrunkenen ꝛc. Statt findet) *) diesen näm-

*) Das Blut der Erstickten, Ertrunkenen ꝛc. hat die nämliche Beschaffenheit, die, wie sich Eschenbach vorstellt, bey allen Menschen nach dem Tode Statt findet. Hierauf beruht seine ganze Hypothese, deren Falschheit auch hieraus erhellet. Denn, wenn man bey jemanden, der senkrecht hängend erwürgt wäre, die Hohlader durchstäche, so würde dunkelrothes Blut, aber kein Wasser, herauslaufen.

Ob ich gleich diese schöne Campersche Entdeckung mehr-

lich, daß nicht selten bey Menschen, die, ohne merklich krank zu seyn, oder plötzlich gestorben sind, in dem Herzen und in den Blutgefäßen beträchtliche Blutpfropfe, die einen Finger dick und einige Zoll lang sind, gefunden werden. Eine Sache, die allen Zergliederern bekannt ist. Diese Blutpfropfe sind durchgehends weich, lassen sich mit den Fingern leicht zerreiben, und geben dadurch hinlänglich zu erkennen, daß sie erst nach dem Tode entstanden sind, und lassen sich auch hierdurch von den veralteten Blutpfropfen (Polypen) im Herzen, die von fester Substanz sind, und so oft unheilbare Krankheiten des Herzens, Herzklopfen, fürchterliche Beängstigungen, u. s. w. erregen, unterscheiden. Sie sind auch, so viel

mals bey Ertrunkenen, Erhenkten ꝛc. bestätigt gefunden, und gesehen hatte, daß das Blut aus den geöffneten Adern solcher Menschen ungeronnen, ungeschieden, und wie ein dünner Syrup herauslief, und so blieb: so begriff ich doch nicht, warum dieses solchen Leichen eigen ist, und zugleich einen der schönsten Beweise in der gerichtlichen Arzneykunde abgiebt, nämlich, um zu entdecken, ob jemand nach dem Tode ins Wasser gekommen, oder erst nach dem Tode aufgehängt worden ist.

Vielleicht ist auch das Nichtgerinnen des Blutes bey Erstickten der Grund und die Hauptursache, warum deren so viele, selbst einige Stunden nach ihrem scheinbaren Tode, wieder zum Leben gebracht wurden. Ein Umstand, wodurch sich jeder muß ermuntern lassen, dieses heilsame Werk durch die bekannten Hülfsmittel zu befördern, und weiter darüber nachzudenken.

ich wenigstens gesehen habe, von einer Menge dünnen, jedoch blutfarbigen Wassers, welches sich von dem dickern Theile des Blutes abgeschieden hat, umgeben.

So glaube ich die falsche Vorstellung des gelehrten Eschenbach's mit hinlänglichen Beweisen widerlegt zu haben. Zum Beschluß will ich noch einige Bemerkungen von etwas anderer Art beyfügen.

Calvin und andere große Gottesgelehrte haben schon bemerkt, (ohne jedoch die Gründe anzugeben) daß das, aus Christus Seite geflossene Blut und Wasser ein unfehlbares Zeichen seines Todes gewesen sey. Und ich habe in meiner vorhergehenden Abhandlung mit angemerkt, daß diese Erscheinung zugleich ein kräftiger Beweis gegen solche starke, oder lieber, schwache unglückliche Geister ist, die sich vielleicht einbilden, der Weltheiland sey lebendig vom Kreuze genommen, und in die Grabstätte gelegt worden, um dadurch seine Auferstehung von dem Tode zu bestreiten. Auch kommt es mir vor, daß beydes, sein Tod und seine Auferstehung, ganz vorzüglich kräftig, das ist, mathematisch und factisch bewiesen werden mußten, und auch in der That bewiesen sind.

Es wundert mich daher, daß einige Männer von Namen und von einer hervorstechenden Beur-

theilung, wie Lampe, Ulrich, vornämlich Eschenbach, und andere, sich so viel Mühe gegeben haben, und, meines Erachtens, ganz unnöthiger Weise, aus dieser natürlichen Erscheinung ein Wunderwerk zu machen. Wozu sollte dieses aber dienen? Waren die unzählichen Wunder bey Christus Tode und Auferstehung, als: eine übernatürliche Finsterniß von drey Stunden am hellen Mittage, das Zerreissen des Vorhangs im Tempel, das Beben der Erde, das Bersten der Felsen, das Aufspringen der Gräber, die Auferstehung und Erscheinung vieler Heiligen, die unerwartete Veränderung oder Bekehrung des Hauptmanns und einiger seiner Leute, nicht Wunder genug?

Das Ausfließen des Blutes und Wassers aus seiner Seite bewies und sollte beweisen, daß Er wahrhaftig gestorben war, so wie die große Wunde in seiner Seite für Thomas und die Uebrigen zum Beweise diente, daß er eben so wahrhaftig auferstanden sey. Und in dieser großen Einfachheit, aus welcher die höchste Weisheit hervorleuchtet, besteht der Glaube, die Hoffnung und das Heil der Christen.

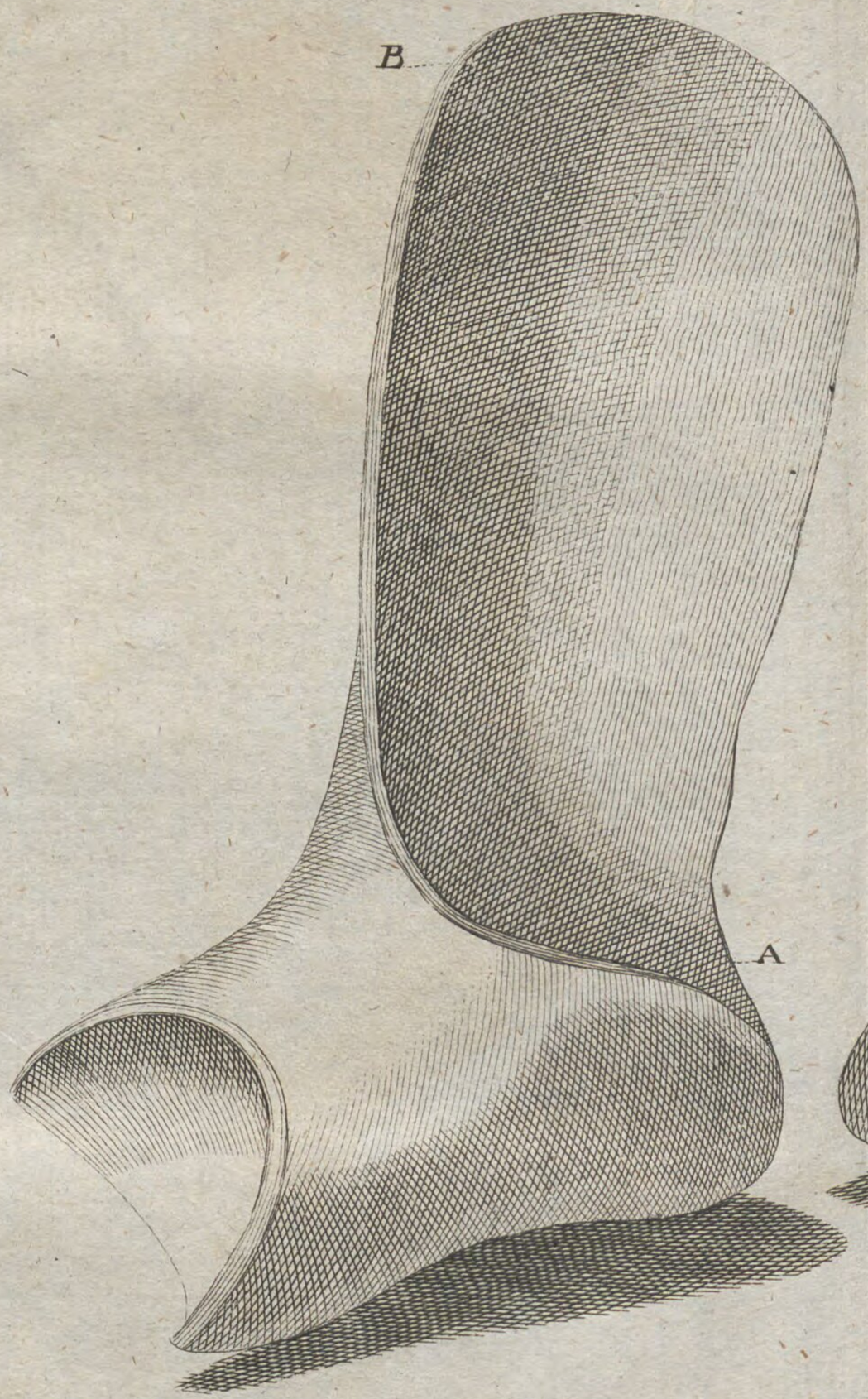
So habe ich denn Ew. Hochehrw. Wunsch so einfach, kurz und deutlich, als es mir möglich war, erfüllt, und die Hauptfrage des Professors Eschenbach, wie ich mir schmeichele, beantwor-

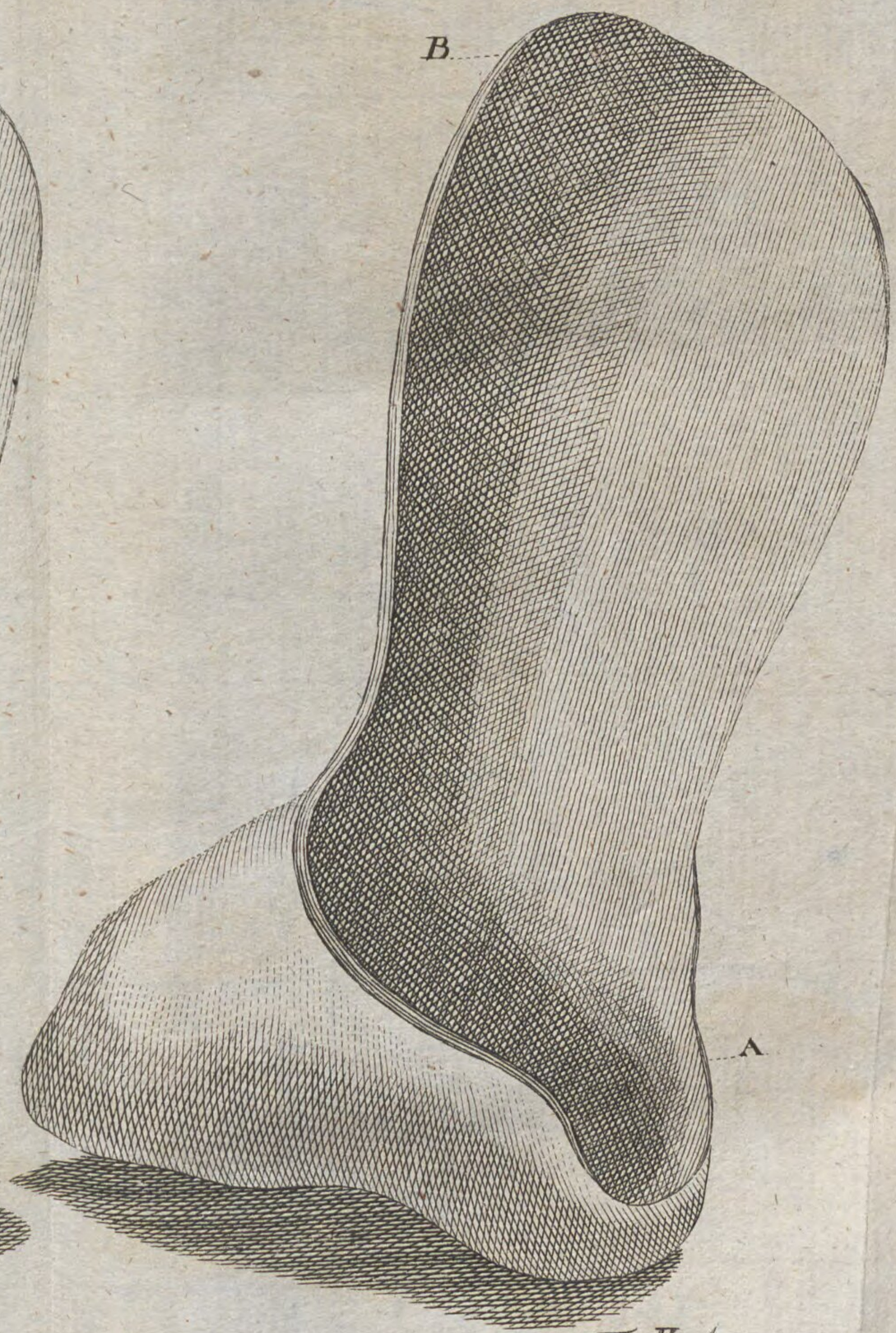
tet. Habe ich geirrt, so verzeihen Sie mir, und belehren Sie mich. Habe ich zur Widerlegung eines Irrthums, oder zur Aufklärung der heil. Schrift, wozu alle Menschen berechtiget und verpflichtet sind, etwas beygetragen: so machen Sie einen solchen Gebrauch davon, wie es Ihnen beliebt, und erlauben Sie, daß ich mich nenne ꝛc.

J. van der Haar.

Ende des zweyten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München





v. d. Haar Th II. 1.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fig. II.

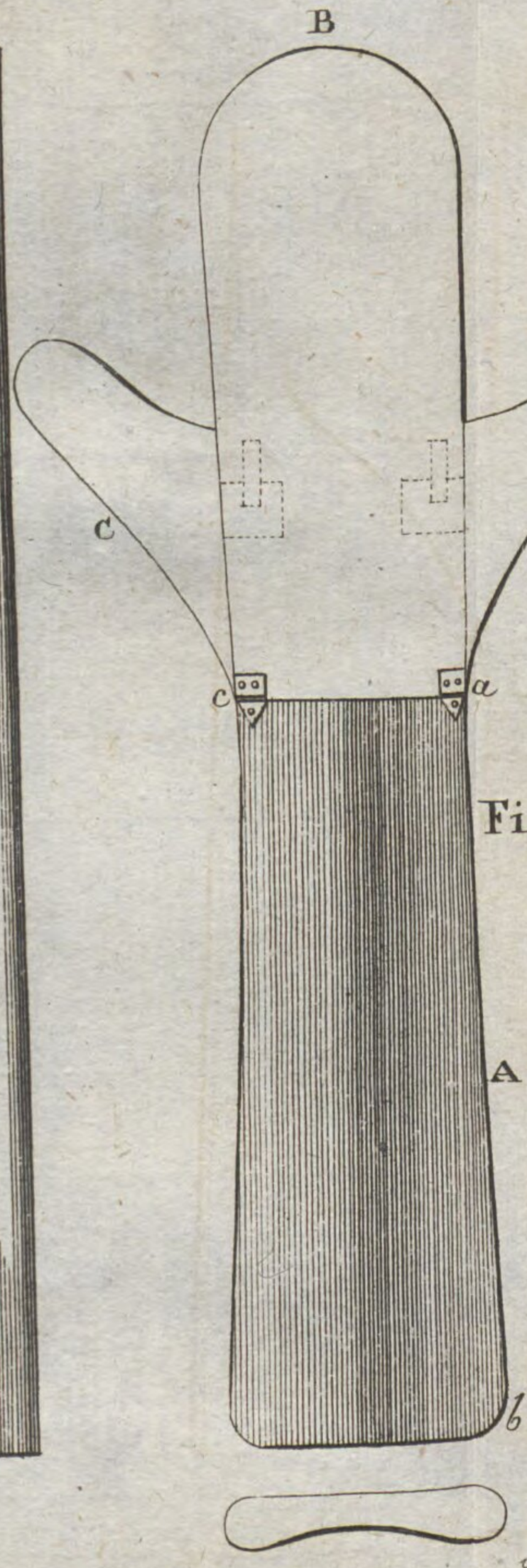
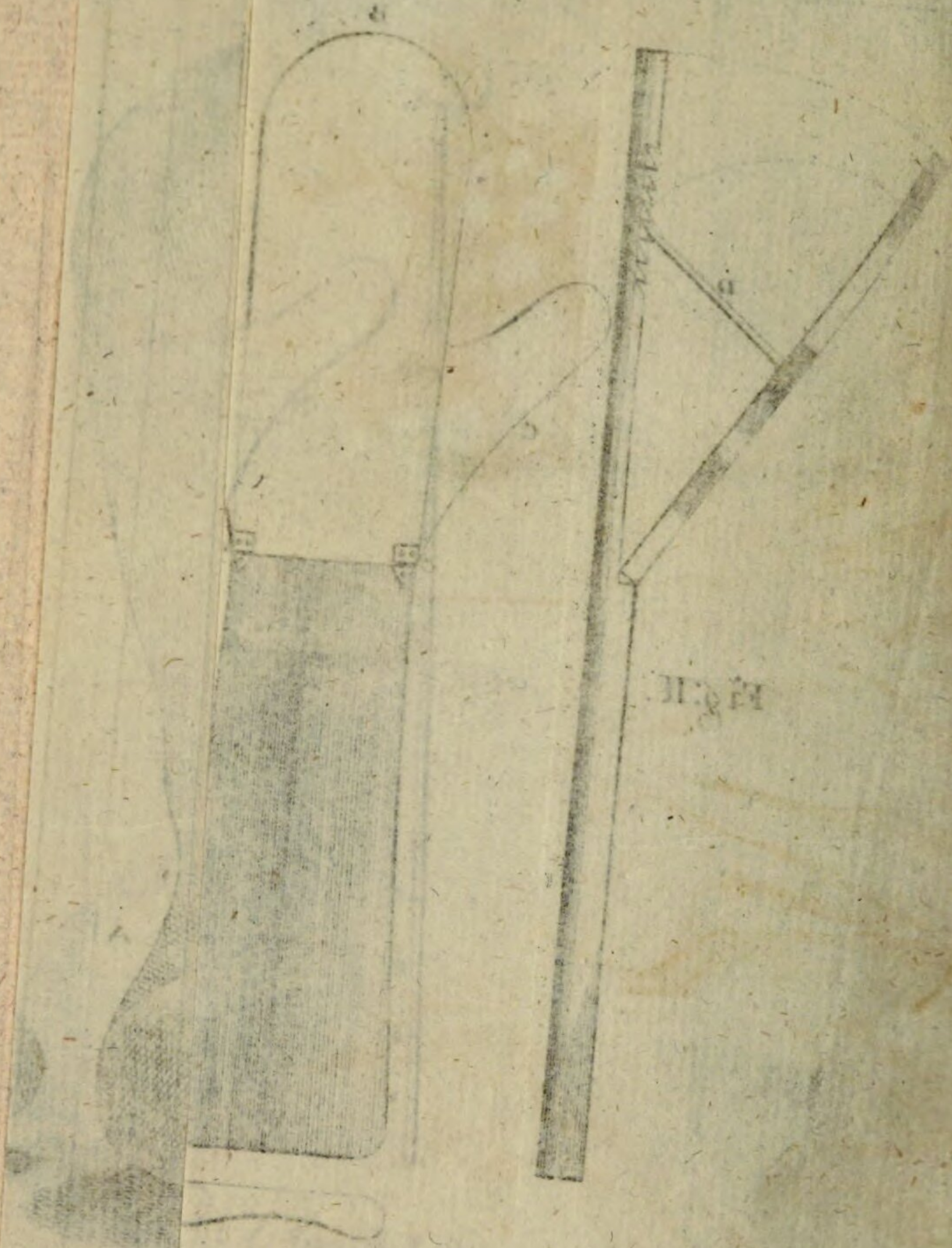


Fig. 1.

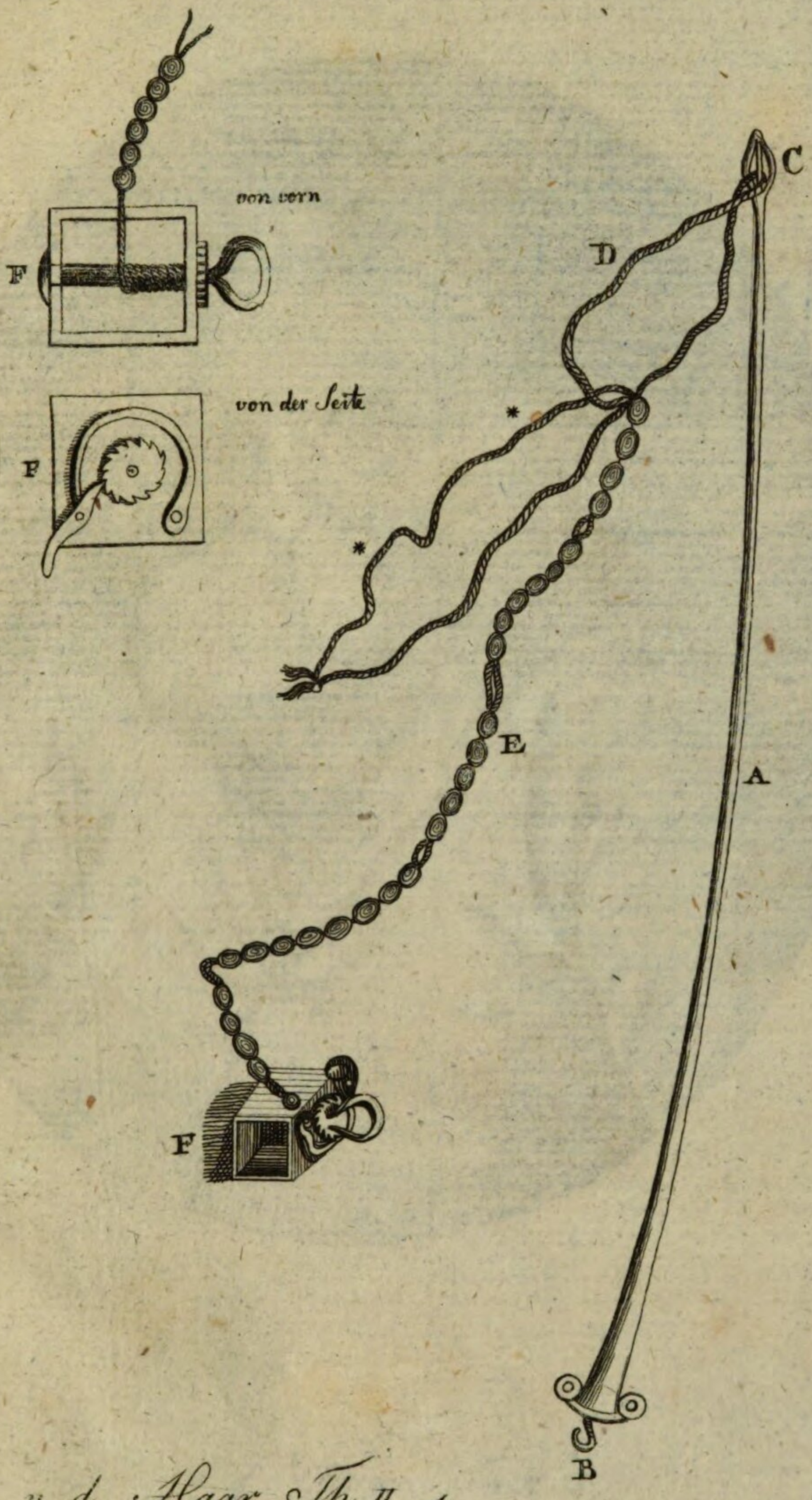
v. d. Haar. Th. II. 2.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

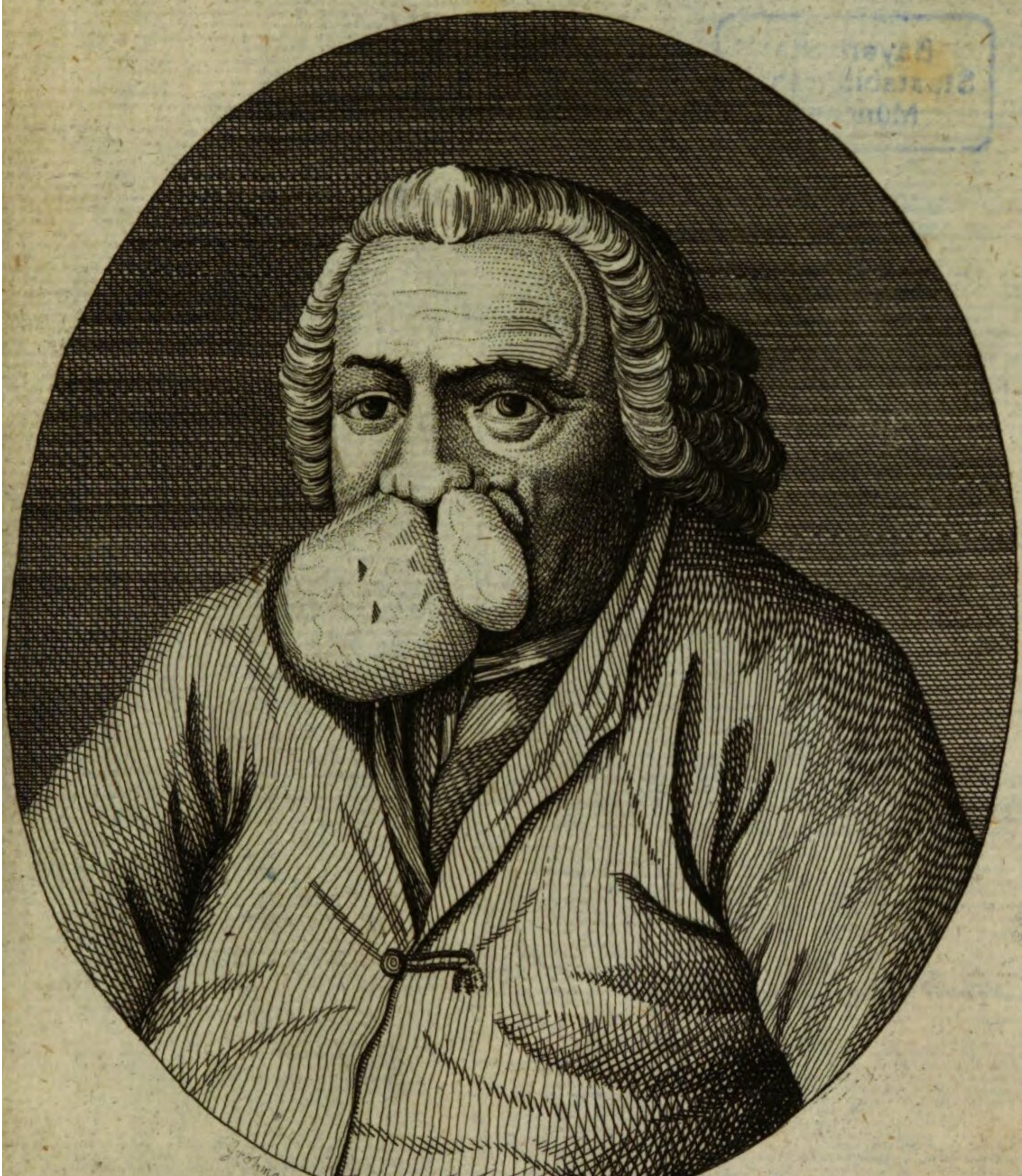
v. d. Haar. Th. II. 3.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



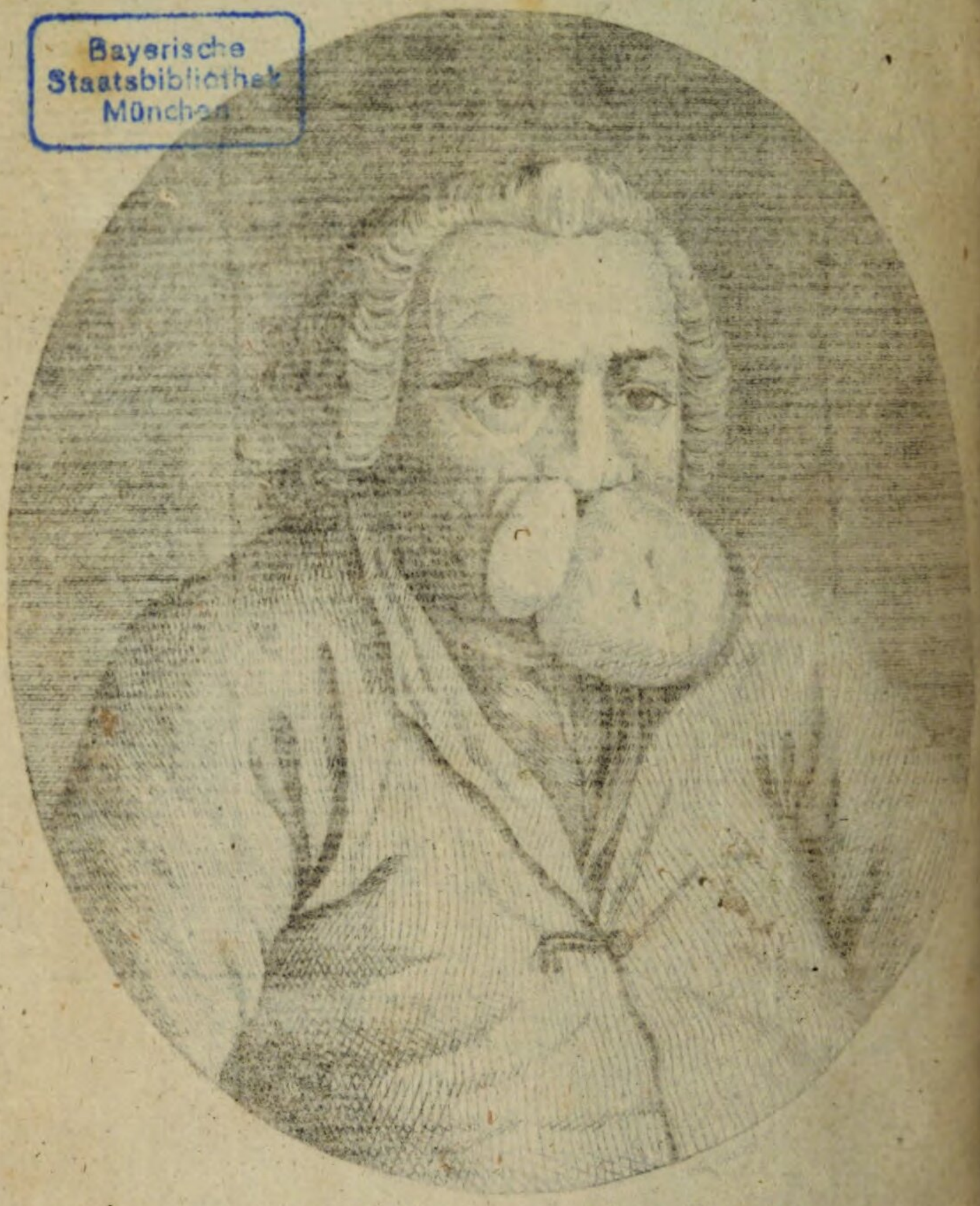
v. d. Haar. Th. II. 4.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



v. d. Haar. Th. II. 5.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Haar, Jakob <<van der>>,

Jakob van der Haar, ehemaligen holländischen Generalchirurgus und Oberwundarztes ... Auserlesene medicinische und chirurgische Abhandlungen und Beobachtungen
Bd.: 2 : Zweyter und letzter Band: Mit 5 Kupfertafeln

Leipzig 1802

Med.g. 477 o-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10086471-1
VD18 90184181